This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

)#315%.54.2

Harvard College Library

GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.

(Class of 1887)

ASSISTANT PROFESSOR
OF HISTORY

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Ott 3158.54.2

SEP 5

A. C Coolidge

Inhalt des erſten Theils.

I. Seite

Der jüngſte Lieutenant eines Regiments..... 1

II.

Ein dialogiſirender Roſſelenker. — Athanaſſje Pawlowitſch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzſchulen. — Grenzverwaltung. — Omer Paſcha..... 19

III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberſtlieutenantin..... 42

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebſt Betrachtungen. — Die Frau Offizieritza. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut ſtatt Weizen und der Strick um Beides..... 64

V.

Mirko. — Südſlaviſches Rhapſodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig ſtatt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer..... 94

Seite

VI.

Ein Ausreißer, als Epiſode. — Athanaſſje in der Heimat. 126

VII.

Eine Colonie von Penſioniſten. — Nun iſt er noch höher avancirt! 152

VIII.

Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosniſches Dorf. — Ein Giaur iſt reich ... ſein Unglück. 177

IX.

Die Mehana. — Was für Weltanſchauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutſche non üdem. — Ein bosniſcher Aeskulap und ſein pathologiſches Syſtem. 206

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehandſchi von den Zuſtänden hält und wie er ſich das Ding vorſtellt. — Herberggenoſſen. — Der Paſcha von B... — Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. 220

XI.

Türkiſche Wirthſchaft. — Nizamis als Waſchweiber. — Eine türkiſche Feſtungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojaniſches Pferd. — Türkiſches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkiſche Heerweſen. 235

I.

Der jüngſte Lieutenant eines Regiments.

Von den felſigen Küſten des Quarnero, längs der Ufer der Kulpa und Una, der Save und Donau bis gegen die kleine Walachei hin, zieht ſich ein bald ſchmälerer, bald breiterer Landſtrich, oder vielmehr eine ununterbrochene Kette von abgeſonderten Gebieten verſchiedener anderer Länder, die du, lieber Leſer, auf den Landkarten unter dem Namen der öſtreichiſchen Militärgrenze verzeichnet findeſt.

Der Volksſtamm, der in dieſen Länderſtrichen ſeine Wohnſtätten hat, war lange vorher, vielleicht bis in die Zeiten hinauf, da hier die römiſchen Imperatoren feſte Plätze und Wälle bauten, in dieſen Gegenden zu Hauſe, und wechſelte im Ver-

lauf der Jahrhunderte vielfach ſeine Herren und ſeine Verhältniſſe, gehorchte bald den ſerbiſchen Fürſten, bald den kroatiſchen und ungariſchen Königen, ehe ſich im Gefolge langjährigen und mannichfach wechſelnden Kriegsgeſchickes jener eigenthümliche, halb ſoldatiſche, halb landwirthliche Zuſtand herausbildete, in welchem wir ihn jetzt vorfinden.

Erſt nachdem die Nachfolger des Propheten von Mekka ihre Fahnen aus den Wüſten Arabiens in das byzantiniſche Europa herübergetragen und in einem Jahrhundert mörderiſcher Schlachten zwei mächtige Throne, den Serbiens und den zu Konſtantinopel, geſtürzt und all die kleinern Häuptlingſchaften von der Küſte des Schwarzen Meeres bis zu den kleinen Seerepubliken an der Küſte Dalmatiens hin ſich unterworfen hatten, trat für die Bewohner der nördlichen Ufer jener obengenannten Ströme der Zeitpunkt ein, der ſie für Jahrhunderte herauf zu einem ewig kampfgerüſteten, jeden Augenblick ſchlagfertigen Heere umwandelte.

Dieſe Umwandlung, ſo drückend und hemmend ſie für den betroffenen Volksſtamm ſelbſt

in der Folge geworden, war keine plötzliche, gewaltsame. Sie war ein Ergebniß der Nothwendigkeit und bildete sich aus dem Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grade von selbst heraus.

Als der Halbmond in seinem siegreichen Vordringen sich den Ufern der Save und Donau näherte, verließen Tausende von Familien, die nicht gewillt waren, den Weiterbesitz ihres angeerbten Grundes und Bodens dem Kreuzesglauben zu opfern, ihre jenseitigen Wohnsitze, und flüchteten an die diesseitigen Ufer zu ihren Stamm- und Glaubensverwandten herüber, und schlugen hier in den Niederungen des Banats, der Batschka, in den Bergthälern der Fruschka Gora und in der unmittelbaren Nachbarschaft des freiheitliebenden Morlachenstammes ihre Hütten auf. Sie kamen, die Waffen, mit denen sie noch kurz vorher gegen den Feind des Kreuzes gekämpft, noch in der Hand, fest entschlossen, die Ströme und Berge als schützende Brustwehr vor sich, den Dränger hinter dieser zu erwarten, und ihm von dem diesseitigen an die jenseitigen Ufer ein „Bis hieher und nicht weiter" zuzurufen. Gastfreundschaft, Stammverwandtschaft, Glaubens-

genoſſenſchaft und die heranrückende Gefahr für das eigene Hab' und Gut machten die bisher unbehelligten Bebauer der diesſeitigen Ebenen bald zu ihren Bundesgenoſſen, und in kurzer Zeit erglänzte der ganze Landſtrich von Waffen, ohne Aufgebot, ohne Befehl irgend eines gekrönten Hauptes, ohne andere Führer, als wie ſie eben an Ort und Stelle ſich an die Spitze der bewaffneten Haufen ſtellten, aus eigenem Antrieb, aus eigenem Bedürfniſſe. Die Save- und Donaugrenze ſtand zum erſten male als eine kriegeriſche da.

Allein die Macht der rothen Fahne war damals eine unwiderſtehliche. Gegen den Ungeſtüm der Heeresſcharen Mohammed's gab es keinen Halt. Sie drangen über die Ströme. Ihnen voran zogen Entſetzen und Flucht, in ihrem Gefolge tobten Vernichtung und Verwüſtung, und hinter ihren Ferſen blieben entvölkerte Einöden zurück. An den Stellen, wo Kirchen geſtanden, erhoben ſich Minarete, von den Zinnen der Klöſter verſchwand das Kreuz, um dem Halbmond den Platz einzuräumen.

Es kamen auch Zeiten, wo der Wechſel des

Waffenglücks die türkiſchen Heereszüge über die Ströme zurückwies. Die ödeliegenden Wohnſtätten an den Ufern dieſer letztern füllten ſich wieder mit Zurückkehrenden und neuen Anſiedlern, jedoch nur, um bald wieder zu vereinſamen. So wogten die Geſchicke hin und her, bis die furchtbare Macht der osmaniſchen Kriegesſcharen am Schilde Oeſtreichs ſich endlich brach, und zwar um ſich nie wieder zu ihrer vorigen Gewalt zu ermannen.

Schon während der vielfachen Kämpfe gegen den „Erbfeind" war es Oeſtreich, welches in dem kriegeriſchen Sinne einer Bevölkerung, bei welcher dieſe Kämpfe allmälig die Bedeutung einer Art von geheiligter Tradition angenommen hatten, eine der mächtigſten Schutzwehren gegen dieſen Feind — den damaligen Schrecken Europas und der geſammten Chriſtenheit — erkannte. Es ſandte ihr Führer, gab ihr Waffen, organiſirte die regelloſen Haufen zu ſtrategiſchen Truppenkörpern, einverleibte dieſe ſeinen eigenen Heeren.

Die eroberten Gebiete überließ es Anſiedlern aus dem ganzen Süden Ungarns, aus der Walachei, aus Serbien, aus Bosnien, aus Türkiſch-

Chriſten und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eiſernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Erſter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1854.

OH 3158.54.2

CEP 6

LIBRA

A.C Coolidge

Inhalt des erſten Theils.

I. Seite

Der jüngſte Lieutenant eines Regiments..... 1

II.

Ein dialogiſirender Roſſelenker. — Athanaſſje Pawlowitſch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzſchulen. — Grenzverwaltung. — Omer Paſcha..... 19

III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberſtlieutenantin..... 42

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebſt Betrachtungen. — Die Frau Offizierißa. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut ſtatt Weizen und der Strick um Beides..... 64

V.

Mirko. — Südſlaviſches Rhapſodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig ſtatt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer..... 94

VI. Seite

Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassje in der Heimat. 126

VII.

Eine Colonie von Pensionisten. — Nun ist er noch höher avancirt! 152

VIII.

Offiziersleben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne Paß. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ... sein Unglück. 177

IX.

Die Mehana. — Was für Weltanschauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutsche non iidem. — Ein bosnischer Aeskulap und sein pathologisches System. 206

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Mehandschi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. 220

XI.

Türkische Wirthschaft. — Nizamis als Waschweiber. — Eine türkische Festungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojanisches Pferd. — Türkisches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkische Heerwesen. 235

I.

Der jüngſte Lieutenant eines Regiments.

Von den felſigen Küſten des Quarnero, längs der Ufer der Kulpa und Una, der Save und Donau bis gegen die kleine Walachei hin, zieht ſich ein bald ſchmälerer, bald breiterer Landſtrich, oder vielmehr eine ununterbrochene Kette von abgeſonderten Gebieten verſchiedener anderer Länder, die du, lieber Leſer, auf den Landkarten unter dem Namen der öſtreichiſchen Militärgrenze verzeichnet findeſt.

Der Volksſtamm, der in dieſen Länderſtrichen ſeine Wohnſtätten hat, war lange vorher, vielleicht bis in die Zeiten hinauf, da hier die römiſchen Imperatoren feſte Plätze und Wälle bauten, in dieſen Gegenden zu Hauſe, und wechſelte im Ver-

lauf der Jahrhunderte vielfach ſeine Herren und ſeine Verhältniſſe, gehorchte bald den ſerbiſchen Fürſten, bald den kroatiſchen und ungariſchen Königen, ehe ſich im Gefolge langjährigen und mannichfach wechſelnden Kriegsgeſchickes jener eigenthümliche, halb ſoldatiſche, halb landwirthliche Zuſtand herausbildete, in welchem wir ihn jetzt vorfinden.

Erſt nachdem die Nachfolger des Propheten von Mekka ihre Fahnen aus den Wüſten Arabiens in das byzantiniſche Europa herübergetragen und in einem Jahrhundert mörderiſcher Schlachten zwei mächtige Throne, den Serbiens und den zu Konſtantinopel, geſtürzt und all die kleinern Häuptlingſchaften von der Küſte des Schwarzen Meeres bis zu den kleinen Seerepubliken an der Küſte Dalmatiens hin ſich unterworfen hatten, trat für die Bewohner der nördlichen Ufer jener obengenannten Ströme der Zeitpunkt ein, der ſie für Jahrhunderte herauf zu einem ewig kampfgerüſteten, jeden Augenblick ſchlagfertigen Heere umwandelte.

Dieſe Umwandlung, ſo drückend und hemmend ſie für den betroffenen Volksſtamm ſelbſt

in der Folge geworden, war keine plötzliche, gewaltsame. Sie war ein Ergebniß der Nothwendigkeit und bildete sich aus dem Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grade von selbst heraus.

Als der Halbmond in seinem siegreichen Vordringen sich den Ufern der Save und Donau näherte, verließen Tausende von Familien, die nicht gewillt waren, den Weiterbesitz ihres angeerbten Grundes und Bodens dem Kreuzesglauben zu opfern, ihre jenseitigen Wohnsitze, und flüchteten an die diesseitigen Ufer zu ihren Stamm- und Glaubensverwandten herüber, und schlugen hier in den Niederungen des Banats, der Batschka, in den Bergthälern der Fruschka Gora und in der unmittelbaren Nachbarschaft des freiheitliebenden Morlachenstammes ihre Hütten auf. Sie kamen, die Waffen, mit denen sie noch kurz vorher gegen den Feind des Kreuzes gekämpft, noch in der Hand, fest entschlossen, die Ströme und Berge als schützende Brustwehr vor sich, den Dränger hinter dieser zu erwarten, und ihm von dem diesseitigen an die jenseitigen Ufer ein „Bis hieher und nicht weiter" zuzurufen. Gastfreundschaft, Stammverwandtschaft, Glaubens-

genoſſenſchaft und die heranrückende Gefahr für das eigene Hab' und Gut machten die bisher unbehelligten Bebauer der diesſeitigen Ebenen bald zu ihren Bundesgenoſſen, und in kurzer Zeit erglänzte der ganze Landſtrich von Waffen, ohne Aufgebot, ohne Befehl irgend eines gekrönten Hauptes, ohne andere Führer, als wie ſie eben an Ort und Stelle ſich an die Spitze der bewaffneten Haufen ſtellten, aus eigenem Antrieb, aus eigenem Bedürfniſſe. Die Save- und Donaugrenze ſtand zum erſten male als eine kriegeriſche da.

Allein die Macht der rothen Fahne war damals eine unwiderſtehliche. Gegen den Ungeſtüm der Heeresſcharen Mohammed's gab es keinen Halt. Sie drangen über die Ströme. Ihnen voran zogen Entſetzen und Flucht, in ihrem Gefolge tobten Vernichtung und Verwüſtung, und hinter ihren Ferſen blieben entvölkerte Einöden zurück. An den Stellen, wo Kirchen geſtanden, erhoben ſich Minarete, von den Zinnen der Klöſter verſchwand das Kreuz, um dem Halbmond den Platz einzuräumen.

Es kamen auch Zeiten, wo der Wechſel des

Waffenglücks die türkiſchen Heereszüge über die Ströme zurückwies. Die ödeliegenden Wohnſtätten an den Ufern dieſer letztern füllten ſich wieder mit Zurückkehrenden und neuen Anſiedlern, jedoch nur, um bald wieder zu vereinſamen. So wogten die Geſchicke hin und her, bis die furchtbare Macht der osmaniſchen Kriegesſcharen am Schilde Oeſtreichs ſich endlich brach, und zwar um ſich nie wieder zu ihrer vorigen Gewalt zu ermannen.

Schon während der vielfachen Kämpfe gegen den „Erbfeind" war es Oeſtreich, welches in dem kriegeriſchen Sinne einer Bevölkerung, bei welcher dieſe Kämpfe allmälig die Bedeutung einer Art von geheiligter Tradition angenommen hatten, eine der mächtigſten Schutzwehren gegen dieſen Feind — den damaligen Schrecken Europas und der geſammten Chriſtenheit — erkannte. Es ſandte ihr Führer, gab ihr Waffen, organiſirte die regelloſen Haufen zu ſtrategiſchen Truppenkörpern, einverleibte dieſe ſeinen eigenen Heeren.

Die eroberten Gebiete überließ es Anſiedlern aus dem ganzen Süden Ungarns, aus der Walachei, aus Serbien, aus Bosnien, aus Türkiſch-

Kroatien zu freiem Eigenthum, indem es ihnen dagegen die immerwährende Kampfbereitſchaft gegen den islamitiſchen Nachbar zur Pflicht machte, und legte ſo den Grund zu einem kriegeriſchen Inſtitute, welches nachmals einen der vorzüglichſten Theile ſeiner Kraft ausmachte, und welches erſt in jüngſter Zeit ihm in Tagen äußerſter Gefahr zum Theil ſeinen Beſtand ſicherte.

Zweck und Abſicht dieſes Inſtituts war ſomit im Anbeginn lediglich Sicherſtellung der Grenzen gegen erneuerte Verſuche eroberungsluſtiger Sultane, ihr Kriegsglück wieder einmal auf den Ebenen Ungarns zu verſuchen. Auch die Peſt wollte man dadurch von Europa abgehalten wiſſen, und dieſe namentlich war es, welche in den nachfolgenden Zeiten, da einerſeits geregeltere Staatsverhältniſſe und anderſeits die faſt gründliche Abſchwächung der türkiſchen Macht, jede Beſorgniß vor einem unvorhergeſehenen Einbruche ziemlich überflüſſig machten, beſtimmt war, die Thätigkeit der Grenzvölker rege, ſie ſelbſt in immerwährender Waffenübung zu erhalten.

Bald jedoch erhielt die Bedeutung dieſer letztern eine weitere Ausdehnung. Derſelbe Arm,

der die Waffe ſo ſiegreich gegen den Erbfeind führte, ſollte er nicht auch ebenſo gut und ebenſo erfolgreich gegen jeden andern Feind verwendet werden können?

Die geſammten waffenfähigen Männer der „Grenze" wurden für einen integrirenden Theil der öſtreichiſchen Armee erklärt, und die Verpflichtung zum Kriegsdienſte erſtreckte ſich nicht mehr gegen die Turbanträger und gegen die Peſt, ſondern gegen jede Seite hin, wo dem Staate Gefahr drohen und wo ſie in Anſpruch zu nehmen man es für nöthig erachten würde. Keine größere Kriegsbewegung in Europa hat ſeitdem ſtattgefunden, in welcher nicht die ehemaligen Halbmondbekämpfer ihr Contingent auf dem Kampfplatze gehabt hätten. Wir begegnen den Kroaten in Wallenſtein's Lager, wir begegnen ihnen, abgeſehen von Trenk mit ſeinen Panduren, auf allen Schlachtfeldern des ſiebenjährigen Krieges; wir ſehen ſie Bonaparte gleich im Anbeginne ſeiner Feldherrnlaufbahn in Italien gegenüberſtehen; wir finden ſie ſpäter in Schwaben und in Franken, am Rhein und an der Spree, in Frankreich und in Polen; wir ſehen ſie im

Gefolge des französischen Adlers in Moskau und an der Bereszina, bei Dresden, bei Leipzig, bei Waterloo, vor Paris.

Alles Dies, namentlich dies Hin- und Herwandern durch aller Sprachen und Sitten Länder, von einem Ende des Welttheils bis zum andern, dies Aufwachsen nicht nur einer Generation nach der andern mit der Waffe so zu sagen in der Hand, sondern die allmälige Umwandlung eines anfangs blos kriegerischen Stammes zu einem völligen soldatischen, konnte am Lande selbst, sowie an den Sitten, den Anschauungen und dem Charakter des Volkes nicht ohne die wesentlichsten Rückwirkungen vorübergehen, als deren Ergebniß wir denn auch Land und Leute, sowie sie jetzt sind, leicht erkennen.

Doch warum wollen wir alles Das so aufs Wort hinnehmen, die wir, auf einer Reise nach den Save- und Donaugegenden begriffen, Gelegenheit haben, wenn nicht das Ganze, so doch einzelne Theile dieses Landes, wenn nicht alle die Hunderttausende, so doch Leute aus ihnen genug kennen zu lernen, um uns aus eigener Anschauung unser eigenes Urtheil zu bilden?

Wir brauchen ja nur der einfachen, treuherzigen Einladung zu folgen, die der jüngste Lieutenant eines der westlichen Grenzregimenter, dessen Wagen, während wir im Gasthof „zur Krone" in der königlichen Haupt- und Banalstadt Agram unser Mittagmahl einnehmen, vor dem Hause zur Abfahrt bereit steht, an uns ergehen läßt, um Alles bald mit eigenen Augen zu sehen.

Der jüngste Lieutenant ...

Wir wollen nun lieber gleich keine Erwartungen nähren, die wir derjenigen schönern Hälfte unserer Leser gegenüber, für welche ein jüngster Lieutenant vielleicht ein Gegenstand ganz besondern Interesses sein könnte — und es soll dies, wie man uns versichert, zuweilen vorkommen — nicht zu erfüllen vermöchten, und es rund heraus sagen, daß der jüngste Lieutenant, von dem hier die Rede ist, wenn sich ein Menschenleben in zwei Theile theilen ließe, diejenige Anzahl von Sommern, mit welchen sich der Träger eines Porte-épée überhaupt noch für interessant halten darf, nicht nur bereits zwei mal zurückgelegt haben, sondern auch mit dem Ueberschusse noch als

ein angehender hoffnungsvoller Fahnenjunker gelten könnte.

Dort sitzt er, der stämmige, doch bereits etwas gebeugte Fünfundvierziger, mit dem kargen grauen Kopfhaar und dem dichten grauenden Schnurrbart, am obern Ende der Tafel, zur Seite des Majors! Und an der Art und Weise, wie er sich hält, wie er, nicht ohne subordinatorische Schüchternheit, zu den Speisen zulangt, Messer und Gabel führt, sich zu jedem Trunke Wein besonders auffodern läßt — sieht man es ihm nicht an, daß er hier noch nie gesessen, am wenigsten aber je der Ehre theilhaftig geworden, an der Seite eines Stabsoffiziers zu speisen?

Dreißig Jahre lang stand er unter der Muskete, dreißig Jahre lang hatte er es nicht wagen dürfen, sich niederzusetzen, wo Offiziere saßen. Dreißig Jahre lang hatte er von Monat zu Monat an demselben obern Ende dieser Tafel gestanden und hatte, die linke Hand salutirend am Czako, einer Suite von nicht weniger als acht Regimentscommandanten den Rapport des Bataillons überbracht, welchem er mit seinem Hause angehörte. Auf das Glück, den gro-

den Commißrock jemals mit der feinen Offiziersuniform, die Muskete mit dem goldbequasteten Säbel vertauſchen zu dürfen, ſo glänzend er es ſich auch in ſeiner Jugend ausgemalt, hatte er längſt verzichtet.

Heute endlich, als er dem Major den Rapport überbrachte, ſagte dieſer: „Athanaſſie Pawlowitſch, es iſt zum letzten mal, daß du mir den Rapport bringſt!“

Athanaſſie mochte dieſe Mittheilung nicht ohne einigen Schrecken vernommen haben.

Wenn man zwanzig Jahre lang ſchwere Kerkerketten trägt, ſo erſchrickt man ebenfalls, wenn man plötzlich zugerufen bekömmt: Leg' ab die Eiſen! Jetzt ſollſt du frei gehen! Man traut ſich kaum zu, daß man es treffen werde, ohne Feſſeln einherzuſchreiten.

Wie ſollte der arme Unteroffizier, der zeitlebens nichts Anderes gethan als Rapportiren; ja, deſſen ganzes Leben bisher in nichts Anderm als in einem continuirlichen Rapport aufgegangen war, nicht erſchrecken, wenn ihm ſein Vorgeſetzter ſagte, daß es mit dem Rapport nun aus ſei? Mußte es ihm nicht gerade ſo ſein, als ob ihm

der Major verkündet hätte: Athanaſſje Pawlowitſch, du ſollſt aufhören zu leben?

„Du zitterſt wol gar, Athanaſſje?“ ſagte der Major weiter. „Bogami (bei Gott), das haſt du nicht nöthig! Hier ſetz' dich nieder, du wirſt müde ſein!“

Niederſetzen! Neben einen Major! ...

Nun, ſo gar ſelten kömmt das in der Grenze allerdings nicht vor. Major und Gefreiter ſind oft Schulgenoſſen, Vettern, Schwäger, gute Freunde, und dutzen einander und ſitzen beieinander, trinken miteinander, drücken einander die Hände und ſprechen zu einander brate (Bruder) — nota bene: außerhalb des Dienſtes und im vertrauteſten Zirkel, wenn z. B. Niemand anderes, oder doch nur lauter gute Freunde und Familiengenoſſen zugegen ſind. Im Dienſte aber iſt eine ſolche Vertraulichkeit gegen alles Reglement und noch nie erhört worden.

Und nun ſollte ſich Athanaſſje Pawlowitſch, der dienſtthuende Rapportüberbringer, neben ſeinen Major niederſetzen!

Mit geraden Dingen ging das nicht zu. Ein Zug von Ahnung flog durch Athanaſſje's

Seele, als ihm der Major den Seſſel zurechtſchob ...

„Lieutenant Pawlowitſch!“ reichte ihm endlich der Major die Hand; „von heut' an, wenn du nach Agram kommſt, iſt dein Platz hier — das heißt, wenn kein älterer Lieutenant bei Tiſche iſt; denn dann mußt du um einen Platz weiter hinunterrücken. — Und nun mach' keine Ceremonias!“

Der Glückliche! Der höchſte aller Wünſche ſeines Lebens iſt in Erfüllung gegangen. Was zu hoffen er längſt aufgegeben, iſt unerwartet zur Wirklichkeit geworden. Sich darein finden, das kann er aber immer noch nicht.

Die umherſitzenden Offiziere — denn was von Grenzoffizieren nach der Hauptſtadt kommt, ſpeiſt in der „Krone“, das iſt Offizierston — behandeln ihn zwar Alle bereits ganz camerabaliter. Ihm aber liegt noch der Unteroffizier in allen Gliedern; er trägt noch den Commißrock, die ungariſche knappe Hoſe, die plumpen Opanken und die wollene Säbelquaſte.

Welcher Sterbliche vermöchte auch einen ſo

plötzlichen Umschwung des Geschickes gleichmüthig zu ertragen?

Der Major war in der Compagnieschule zu Thurn sein Mitschüler gewesen, und noch erinnerte er sich recht wohl, wie sein gegenwärtiger Vorgesetzter damals einmal kreuz- und quergeschlossen von ihm nach Hause escortirt worden, weil er sich hatte einfallen lassen, sich an einem Stücke Maisbrot eines seiner Kameraden zu vergreifen. Einen der anwesenden Offiziere hatte er, selbst schon Corporal und Hausvater, mit dem Haselstock vom Zaune seines Hausgärtchens gejagt, als er ihm daraus Aepfel stehlen wollte. Mehre andere hatte er als Buben bei den Ohren gezogen, oder mit den Füßen bei Seite gestoßen, als sie ihm bei der Ausübung seiner Exerciermeisterspflichten hinderlich in den Weg kamen. Sein eigener Sohn, den er frühzeitig in die Schule gegeben, und der das Glück hatte, nachmals in die Kadettenschule zu Gratz aufgenommen zu werden, stand bereits als Kapitän in einem deutschen Regimente. Weiland Latas vollends, nunmehr Omer Pascha, der in der Schule zu Thurn neben ihm gesessen, und damals schon schöner

geſchrieben und geſprochen als ſich aufs Exerciren verſtanden hatte, war Feldmarſchall der türkiſchen Armee, hatte bereits in Arabien, in Albanien, gegen Montenegro commandirt und ſtand jetzt an der Donau als Generaliſſimus dem mächtigſten Herrſcher der Welt gegenüber. Und nun darf auch er als jüngſter Offizier des Regiments — der jüngſte verſteht ſich nur dem Range nach — an demſelben Tiſche mit ihnen ſitzen, und zu ihnen Allen, ohne alte Bekanntſchaften ignoriren zu müſſen, Kamerad und du ſagen!

Doch welches Aufſehen wird es erſt in ſeiner Heimat, in ſeiner Compagnie, in ſeinem Regiment erregen, wenn er, der am 30. April Morgens als älteſter Feldwebel ausgegangen, am 1. Mai Abends als jüngſter Lieutenant des Regiments zurückkehrt; wenn ſein Weib plötzlich Offiziersfrau, ſeine Töchter Offizierstöchter, das iſt Fräuleins, geworden!

Wer, den übrigens der Weg dieſelbe Route führt, hätte den Wunſch unterdrücken mögen, Zeuge des allgemeinen Staunens, des Umſchwunges jahrelang beſtandener Kameradſchaft zu ehrerbietiger Subordination, des Jubels einer ganzen

Familie zu ſein, wenn der neue Lieutenant ſeinen triumphirenden Einzug hielt, zumal wenn es kein größeres Opfer koſtete als dieſen Wunſch auszudrücken, um ſich alſogleich aufs herzlichſte zur Mitreiſe eingeladen zu ſehen? Mußte es denn auch dem jungen Lieutenant nicht ſchmeicheln, ſelbſt Fremde an ſeinem Glücke theilnehmen und bei ſeinem Einzuge in die Heimat als eine Art Ehrengefolge figuriren zu ſehen?

Schon erheben wir uns, das Patent in der Taſche, um unſere Reiſe anzutreten, da tritt ein Offizier hervor, derſelbe, dem Athanaſſje Pawlowitſch einſt mit dem Haſelſtock die Lehre gegeben, daß Aepfel, wenn ſie auch noch am Baume hängen, darum doch noch kein vogelfreies Gut für freibeuteluſtige Jungens ſeien, und ruft „Halt!"

Was gibt's?

„So", meint er, „ſoll Athanaſſje Pawlowitſch nicht einrücken!" und deutet auf ſeinen grobwolligen Commißanzug.

Der Wink wird allgemein verſtanden, und ein lautes „Bravo, Kamerad!" lohnt den ehemaligen Apfelfreund für ſeinen vortrefflichen Einfall.

„Ablegen, Athanaſſje!“ heißt es nun wie aus Einem Munde; „ablegen den Kittel! Ablegen den Czako! Fort mit der wollenen Säbeltroddel! Fort mit dem ſchwarzen Ueberhängriemen!“ Und ehe der jüngſte Lieutenant ſeines Regiments ſich deſſen verſieht, iſt er all' dieſer Stücke entkleidet.

„Hier! mein Rock wird ihm am beſten paſſen!“ ruft ein junger, ſtämmiger Kapitän, der es nicht zu beachten ſcheint, daß er mindeſtens um einen Kopf kleiner und um einen halben Schuh im Umfange ſtärker iſt als Lieutenant Pawlowitſch, indem er ohne viele Umſtände ſeinen Waffenrock auszieht und ihn Dieſem hinhält.

„Da ſind aber drei Sterne daran; das geht ja nicht!“ ruft ein anderer der Offiziere.

„Ach, was! Da iſt gleich geholfen!“ erwidert der Kapitän. „Da brauchen wir ja nur zwei abzutrennen!“ Und im ſelben Augenblicke ſchon hat er ein Meſſer vom Tiſch erfaßt, löſt von jeder Seite des Rockkragens zwei Sterne los und verwandelt ſo im Nu das Kapitänzeichen in das eines Lieutenants; und nun hilft nichts mehr und Athanaſſje Pawlowitſch muß

trotz aller Complimente und alles ablehnenden Widerſtrebens in den Offiziersrock hinein.

An einer Kappe mit goldener Einfaſſung und goldener Kokarde vornauf fehlt es auch nicht, und da nun auch der Major ſeinen eigenen Säbel vom Haken nimmt und ihn mitſammt der goldenen Kuppel und dem goldenen Porte-épée ſeinem thurner Schulgenoſſen umſchnallt, ſo ſteht Athanaſſje Pawlowitſch als completer Offizier da, und kann deſſen gewiß ſein, daß jede Schildwache, an der er vorüberzukommen hat, es nicht unterlaſſen wird, das Gewehr zu präſentiren; jeder Grenzſoldat, der ihm begegnet, ihm ſeine Reverenz zu bezeugen.

Und nun noch ein zehnſtimmiges „S bogom, brate!“ (Mit Gott, Bruder!) und fortrollt der Wagen vom Thorwege der „goldenen Krone“, und über das holperige Pflaſter des Harmitzenplatzes nach der Save zu und über die polternde Brücke ins weite Kroatenland hinein!

II.

Ein dialogiſirender Roſſelenker. — Athanaſſie Pawlowitſch's Familienchronik. — Seine eigene Chronik. — Grenzſchulen. — Grenzverwaltung. — Omer Paſcha.

Es iſt ein herrlicher Maitag, ſo blau und warm, ſo ſonnig und friſch, wie er nur unter dieſem Himmelsſtriche, der die Nähe italieniſcher Zonen bereits lebhaft ahnen läßt, zu Hauſe zu ſein anfängt.

Die Straße haben wir abſeits gelaſſen, und als ging es über Federn hin rollt unſer Karren — denn ſo müſſen wir das Fahrzeug, in welchem wir auf einer bequemen Strohunterlage ſitzen, nennen, wenn wir den Leſer nicht verleiten ſollen, ſich von dem Luxus eines Grenzoffiziers

irrigen Vorſtellungen hinzugeben, lautlos über Hutweiden und Brachgrund dahin, um den Stabsort, nach welchem unſer Weg uns zunächſt führt, zu erreichen.

Die Pferde, zwei dürre, braune Weſen von wenig anſehnlichem Wuchſe und langen wirren Mähnen, deren Schirrzeug in höchſt einfacher Weiſe zum Theil aus alten Lederſtücken, zum Theil aus zuſammengeknüpften Stricken beſteht, trotten ſo unverdroſſen darauf los, als hätten ſie — woran wir jedoch ſehr zweifeln — Hafer im Leibe, und der Kutſcher, auf einem Bund Heu vor uns thronend, hält mit ihnen, ohne auch nur einen Augenblick auszuſetzen, ſeine bald ſchmeichelnden, bald drohenden, bald auch fluchenden Zwiegeſpräche.

Ein ſonderbarer Kauz, dieſer Roſſelenker! Blind auf einem Auge, zernarbt im Geſichte von den Blattern, daß es den Anſchein hat, als würde ſeine zerriſſene Phyſiognomie lediglich durch Kleiſter zuſammengehalten und könne jeden Augenblick wieder auseinandergehen; trotz der brennenden Hitze des Mittags feſt in einen zottigen Schafpelz gehüllt, wie er da hockt und mit der

knotigen Peitſche bald durch die Lüfte ſpielt, bald die beiden Gäule an ihren Flanken kitzelt, ſcheint er für nichts Anderes auf Erden, als für dieſe letztern, irgend einen Sinn zu haben. Die plötzliche Umwandlung, die mit dem Herrn, den er fährt, vorgegangen, hat ihn nur im Augenblicke des Einſteigens einen Moment ſtutzen gemacht. Dann ergriff er die Zügel, warf ſich auf ſein Bund Heu und begann ſich mit ſeinen Gäulen zu unterhalten, den einzigen Weſen auf Erden vielleicht, die er und die ihn verſtehen, mit denen er fühlt und lebt.

„Idi, idi, Schweſterchen!“ ruft er jetzt der handigen Stute zu. „Mach', daß wir weiter kommen! Jetzt iſt keine Zeit zum faulenzen!“

„Daß dich der Teufel, Bruder!“ wendet er dann ſeine Peitſche dem etwas ſtruppirten Walachen zu. „Willſt dich doch nicht von einer Stute beſchämen laſſen? Idi!“

„Nun, was haſt du denn immer, Selenka?“ kehrt er ſich dann wieder zur Stute. „Haſt dich nicht fattgegeſſen? Wart', bis wir nach Hauſe kommen; kriegſt Heu und Waſſer ſoviel du willſt! Oder quälen dich die Fliegen? ... Wart', elen-

des Fliegenpack!" Und mit der Peitſche fährt er durch die Luft, daß der aufgeſcheuchte Fliegenſchwarm klafterweit auseinanderſtäubt.

So geht es ohne Unterbrechung von einem der Gäule zum andern.

Aber auch Athanaſſje Pawlowitſch, der anfangs in der Ueberfülle ſeines Glückes faſt ſchweigſam uns zur Seite geſeſſen, wird allmälig geſprächig. Die Freude, der Wein, der Offiziersrock, die goldene Kokarde und ſchließlich das goldene Porte-épée thuen ihre Wirkung. Athanaſſje Pawlowitſch hat ſich in ſeine Lage gefunden, nimmt ſeinen Säbel vor ſich zwiſchen die Beine hin, ſtützt ſich auf deſſen Handgriff und ſtreicht von Zeit zu Zeit ſeinen pfeffer- und ſalzfarbenen Schnurrbart, indeß um ſeine Mundwinkel ein ungläubig glückliches Lächeln ſpielt.

Benutzen wir dieſen Moment und erleichtern wir es ihm, ſich von Herzen zu reden. Wir ſehen ja, daß es ihm noththut, ſich auszuſprechen!

Wie mittheilſam er nun wird! Einige wenige Fragen, und der beredte Südſlave mit allem Schwung ſeiner Ausdrucksweiſe hat uns ſein

Innerſtes geöffnet, und ſein ganzes Leben, ſeine Geſchicke, alle ſeine Erinnerungen liegen wie ein offenes Buch vor uns.

Athanaſſje Pawlowitſch ſtammt aus Bosnien oder eigentlich aus Türkiſch-Kroatien, aus einem Dorfe in der Nähe von Buzim, dem Stammſitze der Familie, welcher der gegenwärtige Ban von Kroatien und Slavonien, Jellačić, angehört, und von welchem dieſer auch den Beinamen de Buzim führt.

Sein Großvater trieb in den Bergen drüben das gefährliche, in den Augen der Rajah aber ritterliche und durchaus nicht unehrſame Gewerbe eines Haiduken, und hatte es verſtanden, den Namen Wutſchko Pawlowitſch auf zwanzig Meilen weit im Umkreiſe zu Furcht und Anſehen zu bringen.

Daß ihn keine Kugel treffen könne und die geſammte Heeresmacht des Sultans nicht hinreiche, ihn lebendig zu fangen, galt für ausgemacht. Thatſache wenigſtens iſt, daß der Paſcha von Travnik, nachdem er zu wiederholten malen die zahlreichſten Streifzüge gegen ihn ausgerüſtet, ohne daß dieſe, wie ſich Athanaſſje Pawlowitſch

ausdrückt, auch nur eines Knopfes von ſeiner Jacke habhaft zu werden vermochten, ihn zu ſich in ſein Serail berief, ihn nöthigte, ſich auf einem Polſter zu ſeiner Rechten niederzulaſſen, zuerſt mit Tabak und Kaffee bewirthete, und dann befragte, was er ihm wol geben müßte, wenn er davon ablaſſen wollte, die geſammte Türkenſchaft in ſeinem Paſchalik in ewige Angſt und Beſorgniß zu verſetzen.

Was der alte Haiduke verlangte, iſt nie bekannt geworden. Nur ſoviel hat man erfahren, daß der Paſcha geäußert, wenn er ganz Bosnien, Herzegowina, Albanien, Macedonien und Rumelien verkaufen und dazu noch Konſtantinopel, dann Mekka mitſammt Medina verpfänden wollte, wäre er nicht im Stande, das herbeizuſchaffen, was Wutſchko Pawlowitſch für das Aufgeben ſeines Haidukenthums verlange, und daß er ihn aus ſeinem Serail und aus Travnik entließ, ohne daß es ein Türke auch nur gewagt hätte, ihm den Schatten eines Turbans in den Weg zu legen, geſchweige ihm ein Haar zu krümmen.

Das Einzige, was ausgemacht worden, war,

daß Wutschko Pawlowitsch versprach, die Geheimnisse seiner Haidukenkunst und namentlich seiner Unverletzlichkeit und Unnahbarkeit auf Niemanden zu übertragen, dafür aber das Recht besitzen sollte, für sich sowol als seine Nachkommen auf ewige Zeiten vor einem Muselmanne, wenn dieser zu Pferde einherkäme, und selbst wenn es der Pascha wäre, die Waffen nicht verbergen und vom Rosse nicht absteigen zu müssen, sowie auch daß allen seinen Erben und Nachkommen für ewige Zeiten der besondere Schutz des Pascha und unbedingte Unverletzlichkeit zugesichert wurde.

Allein die Verheißungen eines türkischen Pascha, meint Athanassje Pawlowitsch, seien zu allen Zeiten gerade so unverbrüchlich gewesen, wie Schiffstaue, die Jemand aus den weißen Fäden des Alteweibersommers drehen wollte, haltbar.

Wenige Wochen später, als Wutschko Pawlowitsch hinauszog, um einen alten Freund, der in Zengg wohnte, heimzusuchen, und in arglosser Unbesorgtheit Weib und Kinder zurückließ, habe der treulose Pascha die gute Gelegenheit abge-

paßt, ſei mit einer namhaften Anzahl von Momken (bewaffneten Dienern) ins Dorf gekommen, und habe alle Anſtalten getroffen, Wutſchko Pawlowitſchens Haus zu umzingeln, offenbar in der Abſicht, es auszuplündern, Wutſchko's Weib und Kinder zu Gefangenen zu machen, und Dach und Fach dann in Flammen zu ſtecken. An eine Gegenwehr ſei in Wutſchko's Abweſenheit nicht zu denken geweſen; das einzige Heil nur ſchleunige Flucht. So habe man denn in Eile zuſammengerafft, was man zuſammenzuraffen vermochte, und ſich eben angeſchickt Haus und Hof zu verlaſſen, als die Waffen der Momken ſchon rings um das Haus erblitzten, und der Paſcha von ſeinen Leibgawaſſen begleitet in die Stube drang.

Vergebens war's, ihn an ſeine Verheißungen zu erinnern. Wenn ein Paſcha ſich an etwas nicht erinnern will, ſo ſind alle Mächte der Erde nicht im Stande, ſeinem Gedächtniſſe auf die Beine zu helfen, viel weniger die Thränen eines wehrloſen, von einem Haufen geängſtigter Kinder umrungenen Weibes. Wenn ihn etwas zu rühren vermocht hätte, ſo wäre es die Jugend und

Schönheit einer der Vatersſchweſtern Athanaſſie's geweſen. Wenigſtens war ſie es, deren er ſich vor allem Andern bemächtigte. Doch habe dies nur dazu beigetragen, das Wehklagen der armen Mutter zu vermehren und die Rajah des ganzen Dorfes in Aufruhr zu verſetzen, die denn auch ſogleich mit Keulen, Aexten und Flinten bewaffnet zur Hülfe herbeieilten. Während des Handgemenges, daß ſich da entſpann, ſei es der muthigen Mutter gelungen, ihre Verwandte den Gawaſſen zu entreißen und mit ihr zu entkommen. Die übrigen Kinder, im Tumulte unbeachtet, folgten ihr.

In einem nahen Bergwalde fand man ſich zuſammen, doch nur um von ferne das ganze Dorf in Flammen aufgehen und die Türken mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen abziehen zu ſehen.

An eine Rückkehr war unter ſolchen Umſtänden ohnehin nicht zu denken. Was jedoch die Lage verſchlimmerte, war, daß bei dem unglückſeligen Ereigniſſe zwei Gawaſſen unter Chriſtenhand ihr Leben gelaſſen. Die furchtbarſte Rache ſtand zu gewärtigen. Hülflos und rathlos, wie

ſie geweſen, habe denn die unglückliche Mutter beſchloſſen, über die Una zu gehen und auf öſtreichiſchem Boden Schutz und Obdach zu ſuchen.

Ein Grenzerhaus im hohen Gebirge der Lika nahm ſie auf und gewährte ihr und den Ihrigen gaſtliche Unterkunft. Die gute Pflege, die ſie hier fand, habe ſie nur dem weitberühmten Namen Wutſchko Pawlowitſch zu verdanken gehabt; denn die armen Likaner, ihre Wirthe, wären ſelbſt allen und jeden Behelfes ſo bar geweſen, daß ſie ihr eigenes Daſein nur mit genauer Mühe zu friſten vermochten. Doch ging ihre Theilnahme ſoweit, daß ſie ſelbſt von Zeit zu Zeit, ohne irgend ein Aufſehen zu erregen, ſich nach Bosnien hinüberſchlichen, um womöglich einige Kundſchaft einzuziehen, was es denn mit Wutſchko Pawlowitſch ſei.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß man etwas zu erfahren vermochte. Endlich hieß es, der Paſcha von Travnik ſei eines hellen Mittags von einem Haiduken mitten in ſeinem Divan erdroſſelt worden, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, den Thäter von ſeinem Vor-

haben abzuhalten, oder ſich gar nachher ſeiner zu bemächtigen. Alles habe gezittert bei ſeinem Anblicke, hieß es, wie die Föhren des Hochgebirgs, wenn der Sturm durch ihre Stämme ſchreitet.

Das konnte Niemand anderes als Wutſchko Pawlowitſch geweſen ſein, ſprachen die Likaner, als ſie die Nachricht heimbrachten.

Drei Tage darauf hieß es in der That, Wutſchko Pawlowitſch ſei in der Lika geſehen worden, und ehe weitere drei Tage vergingen, bewies ſein plötzliches Erſcheinen im gaſtlichen Grenzerhauſe, daß man ſich nicht geirrt.

Einmal auf öſtreichiſchem Boden, habe Wutſchko das wüſte Haidukenleben aufgegeben, ſich in der Lika angeſiedelt, und ſei dadurch für ſich und die Seinen in den ſogenannten Grenzverband getreten, das heißt für alle Zeiten die Verpflichtung eingegangen, daß alle waffenfähigen Männer ſeines Hauſes, ſo lange ſie die Waffen zu führen im Stande, und ſo oft und wo es der Kaiſer, als Herr des Landes, verlangen würde, Kriegsdienſt leiſten würden.

Wutſchko ſelbſt diente nie. Seine drei Söhne aber dienten Alle, und Athanaſſje's Vater na-

mentlich machte faſt den ganzen Napoleon'ſchen Krieg mit, und war ſeiner Zeit nicht wenig ſtolz darauf, vom Marſchall „Marmundiſa" — Marmont — ſeiner Tapferkeit wegen ein paar mal auf die Schulter geklopft worden zu ſein.

Athanaſſie war ſein einziger Sohn, und da ſeine beiden Oheime, der eine in Italien, der andere am Rhein gefallen waren, der einzige Erbe und ſomit das Haupt des Hauſes Pawlowitſch, das früher ſchon durch ſeinen Sohn, nun aber auch durch ihn zur hohen Ehre gelangte, ein Offiziershaus zu ſein, dadurch aber auch zugleich aus dem Grenzverbande ſchied; denn wer es einmal vom gemeinen Grenzer bis zum Offizier gebracht, wer ſomit „Cavalier" geworden, der tritt ſchon allein durch dieſe Thatſache für ſich und ſeine Kinder aus der Reihe der Mannſchaft heraus und die Verpflichtungen des Grenzerhauſes hören für ihn und ſeine Familie für alle Zeiten auf.

Athanaſſie's eigenes Leben bietet von dem irgend eines andern Grenzers wenig Verſchiedenes.

Mit zwölf Jahren war er in die thurner

Schule getreten, und hatte ſich da, wie hundert Andere, eine ſchöne Schrift, und wie alle Andere jene eigenthümliche, ſchlechtaccentuirte deutſche Ausſprache angeeignet, die den Grenzer, und trüge er ſelbſt den Generalsrock, immer noch kenntlich macht. Er hatte da ebenſo „Filoſof", „Monaate", „ich habe ihm geſaget" und „er hat ihn geſuchet" ſprechen gelernt, wie man es vom Quarnero bis tief nach Slavonien hinein ſpricht, wo die deutſche Ausſprache infolge der häufigern deutſchen Anſiedelungen, wol auch der nähern Berührung mit der jedenfalls beſſern deutſchen Ausſprache der Magyaren, eine beſſere zu werden beginnt.

Die deutſche Sprache muß jeder Grenzer kennen, der es auch nur um ein wollenes Sternchen über den Gemeinen hinaus bringen will. Sie iſt die Sprache des Commandos, die Sprache des Dienſtes, die Sprache der geſammten Verwaltung, und deshalb an den Schulen der einzelnen Compagnien ſowol als der Regimenter die Unterrichtsſprache.

Die Einrichtung dieſer Schulen iſt eine lediglich auf die Erziehung der männlichen Grenzkinder

des Fliegenpack!“ Und mit der Peitſche fährt er durch die Luft, daß der aufgeſcheuchte Fliegenſchwarm klafterweit auseinanderſtäubt.

So geht es ohne Unterbrechung von einem der Gäule zum andern.

Aber auch Athanaſſie Pawlowitſch, der anfangs in der Ueberfülle ſeines Glückes faſt ſchweigſam uns zur Seite geſeſſen, wird allmälig geſprächig. Die Freude, der Wein, der Offiziersrock, die goldene Kokarde und ſchließlich das goldene Porte-épée thuen ihre Wirkung. Athanaſſie Pawlowitſch hat ſich in ſeine Lage gefunden, nimmt ſeinen Säbel vor ſich zwiſchen die Beine hin, ſtützt ſich auf deſſen Handgriff und ſtreicht von Zeit zu Zeit ſeinen pfeffer- und ſalzfarbenen Schnurrbart, indeß um ſeine Mundwinkel ein ungläubig glückliches Lächeln ſpielt.

Benutzen wir dieſen Moment und erleichtern wir es ihm, ſich von Herzen zu reden. Wir ſehen ja, daß es ihm noththut, ſich auszuſprechen!

Wie mittheilſam er nun wird! Einige wenige Fragen, und der beredte Südſlave mit allem Schwung ſeiner Ausdrucksweiſe hat uns ſein

Innerſtes geöffnet, und ſein ganzes Leben, ſeine Geſchicke, alle ſeine Erinnerungen liegen wie ein offenes Buch vor uns.

Athanaſſje Pawlowitſch ſtammt aus Bosnien oder eigentlich aus Türkiſch-Kroatien, aus einem Dorfe in der Nähe von Buzim, dem Stammſitze der Familie, welcher der gegenwärtige Ban von Kroatien und Slavonien, Jellačić, angehört, und von welchem dieſer auch den Beinamen de Buzim führt.

Sein Großvater trieb in den Bergen drüben das gefährliche, in den Augen der Rajah aber ritterliche und durchaus nicht unehrſame Gewerbe eines Haiduken, und hatte es verſtanden, den Namen Wutſchko Pawlowitſch auf zwanzig Meilen weit im Umkreiſe zu Furcht und Anſehen zu bringen.

Daß ihn keine Kugel treffen könne und die geſammte Heeresmacht des Sultans nicht hinreiche, ihn lebendig zu fangen, galt für ausgemacht. Thatſache wenigſtens iſt, daß der Paſcha von Travnik, nachdem er zu wiederholten malen die zahlreichſten Streifzüge gegen ihn ausgerüſtet, ohne daß dieſe, wie ſich Athanaſſje Pawlowitſch

ausdrückt, auch nur eines Knopfes von ſeiner Jacke habhaft zu werden vermochten, ihn zu ſich in ſein Serail berief, ihn nöthigte, ſich auf einem Polſter zu ſeiner Rechten niederzulaſſen, zuerſt mit Tabak und Kaffee bewirthete, und dann befragte, was er ihm wol geben müßte, wenn er davon ablaſſen wollte, die geſammte Türkenſchaft in ſeinem Paſchalik in ewige Angſt und Beſorgniß zu verſetzen.

Was der alte Haiduke verlangte, iſt nie bekannt geworden. Nur ſoviel hat man erfahren, daß der Paſcha geäußert, wenn er ganz Bosnien, Herzegowina, Albanien, Macedonien und Rumelien verkaufen und dazu noch Konſtantinopel, dann Mekka mitſammt Medina verpfänden wollte, wäre er nicht im Stande, das herbeizuſchaffen, was Wutſchko Pawlowitſch für das Aufgeben ſeines Haidukenthums verlange, und daß er ihn aus ſeinem Serail und aus Travnik entließ, ohne daß es ein Türke auch nur gewagt hätte, ihm den Schatten eines Turbans in den Weg zu legen, geſchweige ihm ein Haar zu krümmen.

Das Einzige, was ausgemacht worden, war,

daß Wutschko „Pawlowitsch versprach, die Geheimnisse seiner Haidukenkunst und namentlich seiner Unverletzlichkeit und Unnahbarkeit auf Niemanden zu übertragen, dafür aber das Recht besitzen sollte, für sich sowol als seine Nachkommen auf ewige Zeiten vor einem Muselmanne, wenn dieser zu Pferde einherkäme, und selbst wenn es der Pascha wäre, die Waffen nicht verbergen und vom Rosse nicht absteigen zu müssen, sowie auch daß allen seinen Erben und Nachkommen für ewige Zeiten der besondere Schutz des Pascha und unbedingte Unverletzlichkeit zugesichert wurde.

Allein die Verheißungen eines türkischen Pascha, meint Athanassie Pawlowitsch, seien zu allen Zeiten gerade so unverbrüchlich gewesen, wie Schiffstaue, die Jemand aus den weißen Fäden des Alteweibersommers drehen wollte, haltbar.

Wenige Wochen später, als Wutschko Pawlowitsch hinauszog, um einen alten Freund, der in Zengg wohnte, heimzusuchen, und in arglosser Unbesorgtheit Weib und Kinder zurückließ, habe der treulose Pascha die gute Gelegenheit abge-

paßt, ſei mit einer namhaften Anzahl von Momken (bewaffneten Dienern) ins Dorf gekommen, und habe alle Anſtalten getroffen, Wutſchko Pawlowitſchens Haus zu umzingeln, offenbar in der Abſicht, es auszuplündern, Wutſchko's Weib und Kinder zu Gefangenen zu machen, und Dach und Fach dann in Flammen zu ſtecken. An eine Gegenwehr ſei in Wutſchko's Abweſenheit nicht zu denken geweſen; das einzige Heil nur ſchleunige Flucht. So habe man denn in Eile zuſammengerafft, was man zuſammenzuraffen vermochte, und ſich eben angeſchickt Haus und Hof zu verlaſſen, als die Waffen der Momken ſchon rings um das Haus erblitzten, und der Paſcha von ſeinen Leibgawaſſen begleitet in die Stube drang.

Vergebens war's, ihn an ſeine Verheißungen zu erinnern. Wenn ein Paſcha ſich an etwas nicht erinnern will, ſo ſind alle Mächte der Erde nicht im Stande, ſeinem Gedächtniſſe auf die Beine zu helfen, viel weniger die Thränen eines wehrloſen, von einem Haufen geängſtigter Kinder umrungenen Weibes. Wenn ihn etwas zu rühren vermocht hätte, ſo wäre es die Jugend und

Schönheit einer der Vatersschwestern Athanassie's gewesen. Wenigstens war sie es, deren er sich vor allem Andern bemächtigte. Doch habe dies nur dazu beigetragen, das Wehklagen der armen Mutter zu vermehren und die Rajah des ganzen Dorfes in Aufruhr zu versetzen, die denn auch sogleich mit Keulen, Aexten und Flinten bewaffnet zur Hülfe herbeieilten. Während des Handgemenges, daß sich da entspann, sei es der muthigen Mutter gelungen, ihre Verwandte den Gawassen zu entreißen und mit ihr zu entkommen. Die übrigen Kinder, im Tumulte unbeachtet, folgten ihr.

In einem nahen Bergwalde fand man sich zusammen, doch nur um von ferne das ganze Dorf in Flammen aufgehen und die Türken mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen abziehen zu sehen.

An eine Rückkehr war unter solchen Umständen ohnehin nicht zu denken. Was jedoch die Lage verschlimmerte, war, daß bei dem unglückseligen Ereignisse zwei Gawassen unter Christenhand ihr Leben gelassen. Die furchtbarste Rache stand zu gewärtigen. Hülflos und rathlos, wie

ſie geweſen, habe denn die unglückliche Mutter beſchloſſen, über die Una zu gehen und auf öſtreichiſchem Boden Schutz und Obdach zu ſuchen.

Ein Grenzerhaus im hohen Gebirge der Lika nahm ſie auf und gewährte ihr und den Ihrigen gaſtliche Unterkunft. Die gute Pflege, die ſie hier fand, habe ſie nur dem weitberühmten Namen Wutſchko Pawlowitſch zu verdanken gehabt; denn die armen Likaner, ihre Wirthe, wären ſelbſt allen und jeden Behelfes ſo bar geweſen, daß ſie ihr eigenes Daſein nur mit genauer Mühe zu friſten vermochten. Doch ging ihre Theilnahme ſoweit, daß ſie ſelbſt von Zeit zu Zeit, ohne irgend ein Aufſehen zu erregen, ſich nach Bosnien hinüberſchlichen, um womöglich einige Kundſchaft einzuziehen, was es denn mit Wutſchko Pawlowitſch ſei.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß man etwas zu erfahren vermochte. Endlich hieß es, der Paſcha von Travnik ſei eines hellen Mittags von einem Haiduken mitten in ſeinem Divan erdroſſelt worden, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, den Thäter von ſeinem Vor-

haben abzuhalten, oder ſich gar nachher ſeiner zu bemächtigen. Alles habe gezittert bei ſeinem Anblicke, hieß es, wie die Föhren des Hochgebirgs, wenn der Sturm durch ihre Stämme ſchreitet.

Das konnte Niemand anderes als Wutſchko Pawlowitſch geweſen ſein, ſprachen die Likaner, als ſie die Nachricht heimbrachten.

Drei Tage darauf hieß es in der That, Wutſchko Pawlowitſch ſei in der Lika geſehen worden, und ehe weitere drei Tage vergingen, bewies ſein plötzliches Erſcheinen im gaſtlichen Grenzerhauſe, daß man ſich nicht geirrt.

Einmal auf öſtreichiſchem Boden, habe Wutſchko das wüſte Haiducenleben aufgegeben, ſich in der Lika angeſiedelt, und ſei dadurch für ſich und die Seinen in den ſogenannten Grenzverband getreten, das heißt für alle Zeiten die Verpflichtung eingegangen, daß alle waffenfähigen Männer ſeines Hauſes, ſo lange ſie die Waffen zu führen im Stande, und ſo oft und wo es der Kaiſer, als Herr des Landes, verlangen würde, Kriegsdienſt leiſten würden.

Wutſchko ſelbſt diente nie. Seine drei Söhne aber dienten Alle, und Athanaſſje's Vater na-

mentlich machte faſt den ganzen Napoleon'ſchen Krieg mit, und war ſeiner Zeit nicht wenig ſtolz darauf, vom Marſchall „Marmundija" — Marmont — ſeiner Tapferkeit wegen ein paar mal auf die Schulter geklopft worden zu ſein.

Athanaſſje war ſein einziger Sohn, und da ſeine beiden Oheime, der eine in Italien, der andere am Rhein gefallen waren, der einzige Erbe und ſomit das Haupt des Hauſes Pawlowitſch, das früher ſchon durch ſeinen Sohn, nun aber auch durch ihn zur hohen Ehre gelangte, ein Offiziershaus zu ſein, dadurch aber auch zugleich aus dem Grenzverbande ſchied; denn wer es einmal vom gemeinen Grenzer bis zum Offizier gebracht, wer ſomit „Cavalier" geworden, der tritt ſchon allein durch dieſe Thatſache für ſich und ſeine Kinder aus der Reihe der Mannſchaft heraus und die Verpflichtungen des Grenzerhauſes hören für ihn und ſeine Familie für alle Zeiten auf.

Athanaſſje's eigenes Leben bietet von dem irgend eines andern Grenzers wenig Verſchiedenes.

Mit zwölf Jahren war er in die thurner

Schule getreten, und hatte ſich da, wie hundert Andere, eine ſchöne Schrift, und wie alle Andere jene eigenthümliche, ſchlechtaccentuirte deutſche Ausſprache angeeignet, die den Grenzer, und trüge er ſelbſt den Generalsrock, immer noch kenntlich macht. Er hatte da ebenſo „Filoſof", „Monaate", „ich habe ihm geſaget" und „er hat ihn geſuchet" ſprechen gelernt, wie man es vom Quarnero bis tief nach Slavonien hinein ſpricht, wo die deutſche Ausſprache infolge der häufigern deutſchen Anſiedelungen, wol auch der nähern Berührung mit der jedenfalls beſſern deutſchen Ausſprache der Magyaren, eine beſſere zu werden beginnt.

Die deutſche Sprache muß jeder Grenzer kennen, der es auch nur um ein wollenes Sternchen über den Gemeinen hinaus bringen will. Sie iſt die Sprache des Commandos, die Sprache des Dienſtes, die Sprache der geſammten Verwaltung, und deshalb an den Schulen der einzelnen Compagnien ſowol als der Regimenter die Unterrichtsſprache.

Die Einrichtung dieſer Schulen iſt eine lediglich auf die Erziehung der männlichen Grenzkinder

zu tüchtigen Soldaten abgesehene, und auch in mancher Beziehung diesem Zwecke vollkommen entsprechend. Im Allgemeinen ist sie etwa die der Volks- und sogenannten Normalschulen im übrigen Oestreich; an den Regimentsinstituten, wie z. B. in Thurn, wol auch die der bessern Bürgerschulen; und man kann nicht leugnen, daß ihr einzelne Grenzer, und zwar oft gerade in den untersten Schichten, einen gewissen Grad von Ausbildung und manche nützliche Fertigkeit verdanken, die oft überrascht. Vor allem Andern aber wird darin auf jene Geschicklichkeiten und Kenntnisse eine besondere Sorgfalt verwendet, die dem künftigen Soldaten und namentlich Unteroffizier von Nutzen sein können. Dahin gehört zunächst eine schöne, correcte, schnelle und deutliche Handschrift. Nicht leicht findet man in irgend einem Lande so viele tüchtige Schreiber als in der Militärgrenze; nicht leicht irgendwo in den Kanzleien so viel schöngeschriebene und in bester Ordnung gehaltene Aktensammlungen als eben wieder in der Grenze. Will der junge Grenzer seinen Vorgesetzten empfohlen sein, so kann er dies zuvörderst nur durch eine schöne

Schrift bewirken. Hat er ſich dieſe zu eigen gemacht, ſo hat er Ausſicht zuerſt in der Compagniekanzlei als Compagnieſchreiber verwendet zu werden, was freilich eines der am wenigſten glänzenden Looſe iſt, dem jungen Soldaten aber, namentlich wenn er nur irgend welche Fähigkeiten beweiſt, wenn auch oft nach jahrelangem Ausharren, doch einmal die Bahn zum Vorwärtskommen öffnet.

Auch Athanaſſje Pawlowitſch war eine zeitlang Compagnieſchreiber geweſen, und hat als ſolcher in einem Zeitraume von zehn Jahren es vom Gemeinen zum Gefreiten und vom Gefreiten zum Corporal gebracht, eine Schnelligkeit des Avancements, wie ſie in Friedenszeiten ebenſo ſehr Staunen als Neid erregen mußte. Nachdem er zehn Jahre lang den Corporalſtab getragen, brachte er es ſogar zum Feldwebel, und nach zehnjährigem Feldwebelſtande zum Offizier — eine Carrière, die gewiß nicht ermangeln wird, die Schüler von Thurn auf jahrelang hinaus anzueifern, ſich einer guten Handſchrift zu befleißigen.

Für die eigenthümliche Natur der ganzen

Verwaltung der Militärgrenzgebiete ſind die erwähnten Schulen von großer Wichtigkeit.

Es liegt im Weſen eines Landes, das ſeiner Beſtimmung nach eigentlich nur ein Land voll Soldaten, eine Art permanenten Kriegslagers oder Cantonnements iſt, daß es durchaus militäriſch organiſirt ſei. So ſehen wir denn auch das geſammte Militärgrenzland im öſtreichiſchen Staate eine beſondere Stellung einnehmen, indem es, mit nur geringen Ausnahmen, faſt in jedem Anbetracht ſeinen beſondern Geſetzen unterworfen iſt. So z. B. war ehemals die oberſte Behörde, unter welcher es ſtand, der ſogenannte Hofkriegsrath, in welchem ſich alle Zweige der Verwaltung vereinigten, ſpäter das Kriegsminiſterium, und iſt es nun, ſeit Aufhebung des letztern, das Armee-Obercommando zu Wien, welchem bekanntlich der Kaiſer ſelbſt vorſteht. Unter dieſem, etwa den Statthaltern in den übrigen Kronländern entſprechend, nur mit einer ungleich ausgedehntern Macht, fungiren die beiden Generalcommandirenden zu Agram und Temesvár, der eine für Kroatien und Slavonien, der andere für das Banat, als oberſte Landesbehörden. Statt in Kreiſe iſt

das Land in Regimenter eingetheilt, in deren Hauptorten, Stabsorte genannt, der Stab mit dem Oberſten an der Spitze ſeinen Sitz hat, der etwa dem Kreispräſidenten entſpricht, nur daß er in ſeiner Perſon nicht nur das militäriſche Commando des Regiments, ſondern auch die Ausübung der geſammten Verwaltung und Juſtiz, das Recht über Leben und Tod mitinbegriffen, vereinigt. Den kleinern Bezirken entſprechen die Compagnien, in denen die Hauptleute die oberſten Handhaber der Ordnung ſind.

Dieſe Einrichtung, die noch ſonſtigen eigenthümlichen Landesverhältniſſe mit eingerechnet, machte es faſt unabweislich, daß das geſammte Verwaltungsperſonal, wenigſtens das untergeordnete, aus der Mitte der Grenzer ſelbſt genommen ſei. Denn um hier ſeinen Platz auszufüllen, muß man nothwendigerweiſe mit allen dieſen Eigenthümlichkeiten vertraut, in der ſoldatiſchen Weltanſchauung ſozuſagen aufgewachſen ſein. Und die Pflanzſchulen für dieſes Perſonal ſind eben wieder nur die Compagnie- und Regimentsſchulen. Nur die Juſtiz, welche hier nach den Kriegsartikeln gehandhabt wird, holt ihre Ver-

treter größtentheils aus andern Ländern, da ſie in den Händen von Auditoren liegt, und dieſe ihre Studien an Univerſitäten zurückgelegt haben müſſen.

Befähigtere Schüler beziehen ihrer weitern Ausbildung wegen, nachdem ſie die Regimentsſchule abſolvirt, wenn ſie nicht als Unteroffiziere oder Cadetten ins Regiment treten, die Verwaltungsſchule zu Gratz, welche ſich eigens mit der Verwaltungslehre der Grenze befaßt, und machen dann ihren Weg als Verwaltungslieutenants, Verwaltungsoberlieutenants u. ſ. w., können Feldkriegscommiſſäre werden, werden den Centralbehörden zugetheilt, und können, wenn ſie wollen, jeden Augenblick zur combattanten Armee übertreten, um darin ihre Carrière weiter zu machen.

Andere, wie z. B. der Sohn unſeres Athanaſſje Pawlowitſch, treten aus der Regimentsſchule ſogleich in den Heeresdienſt, und können, wenn Glück und Zeitverhältniſſe ihnen gewogen ſind, es oft in kurzer Friſt ziemlich weit bringen — wie dies eben bei Athanaſſje's Sohne der Fall geweſen.

Alles dies theilt uns Athanaſſje Pawlowitſch

in ſeiner Geſprächigkeit mit, während rechts und links Wieſen und Felder, Waldungen und kleine Grenzortſchaften an uns vorüberſchwinden, und wir nehmen es zur belehrenden Kenntniß und Vorbereitung für Das, was wir weiter ſehen und erfahren ſollen, wenn es auch keineswegs darauf Anſpruch machen kann, uns über alles Das zu unterrichten, was wir gern von ihm erfahren hätten.

Uns fällt aber ein, daß Athanaſſje Pawlowitſch im Verlaufe ſeiner Mittheilungen einmal einen Namen fallen gelaſſen, der erſt kürzlich während der montenegriniſchen Kämpfe unter den bedeutendſten genannt worden, und dem gleich wieder in der unmittelbarſten Gegenwart eine der hervorragendſten Rollen zugetheilt iſt. Es iſt der Omer Paſcha's, und wir wollen ſehen, was wir über dieſe jedenfalls denkenswerthe Perſönlichkeit von ihm zu erfahren im Stande ſind.

Omer Paſcha iſt einer von denjenigen Jugendgenoſſen Athanaſſje's, auf welche er am lebhafteſten ſich zurückzuerinnern vermag. Noch ſieht er ihn vor ſich, wie er im ärmlichen Röckchen, ein Soldatenkäppchen mit der anſpruchloſen Zier

einer gelben Wollſchnur auf dem Kopfe, auf den Feldern um Thurn herumſtreicht, am liebſten allein, Niemandes Geſellſchaft ſuchend. Noch erinnert er ſich des bleichbraunen, ſchmächtigen Jungen, der die Geduld hatte, oft ſtundenlang an ein paar ſchönen Fracturbuchſtaben zu ſchnörkeln, und den die Lehrer allen andern Schülern als eine Art lebender Schriftenmuſterkarte zur Beiſpielnahme empfehlen. Er erinnert ſich aber auch, daß der junge Latas es wie keiner ſeiner Mitſchüler verſtanden habe, ſich in Alles und Jedes mit einer oft rieſenhaften Selbſtverleugnung zu fügen und durch dieſe Fügung und Untergebenheit Vortheile zu erringen, die manchem ſeiner Kameraden oft zu nicht geringem Nachtheile gereichten.

Beſondere Talente will er an dem künftigen Seraskier nicht wahrgenommen haben. Vielmehr behauptet er, daß ihm Manches, was vielen Andern leicht ward, unendliche Mühe gekoſtet habe. Doch fehlte es ihm nicht an Ausdauer, ſowie dieſe letztere, verbunden mit einer gewiſſen Schlauheit und Zuverſicht, ihn überhaupt vor Vielen kennzeichnete. Indeß ſoll die Luſt, Paſcha zu

werden, ſich bei ihm frühzeitig und zu wiederholten malen ausgeſprochen haben. Eine gewiſſe Härte des Charakters, mit der er zu ſpielen und vorkommenden Falles ſeine Kameraden zu behandeln pflegte, hätte es vielleicht ſchon damals merken laſſen können, daß es ihm mit dieſer Luſt ernſter ſei, als man es hätte ahnen ſollen, oder als er ſelbſt vielleicht ſich deſſen bewußt war.

Für Auszeichnung und Lob war der künftige Omer nicht unempfindlich. Doch glaubt Athanaſſie Pawlowitſch der durch Zeitungen und Biographien verbreiteten Anſicht, als hätte unermeßlicher Ehrgeiz oder Kränkung wegen unverdienter Zurückſetzung im Avancement den nachmals bei der Verwaltung Angeſtellten dazu bewogen, ſich nach der Türkei zu wenden, als beſſer unterrichtet unbedingt widerſprechen zu müſſen. Vielmehr, meint er, habe den erſten Anlaß hierzu ein Vorfall gegeben, der den jungen Latas mit der Verwaltungsbehörde in einen Conflict brachte, welcher nur durch einen richterlichen Spruch hätte ausgetragen werden können. Dieſem auszuweichen, und mit dem Gedanken

mentlich machte faſt den ganzen Napoleon'ſchen Krieg mit, und war ſeiner Zeit nicht wenig ſtolz darauf, vom Marſchall „Marmundija" — Marmont — ſeiner Tapferkeit wegen ein paar mal auf die Schulter geklopft worden zu ſein.

Athanaſſje war ſein einziger Sohn, und da ſeine beiden Oheime, der eine in Italien, der andere am Rhein gefallen waren, der einzige Erbe und ſomit das Haupt des Hauſes Pawlowitſch, das früher ſchon durch ſeinen Sohn, nun aber auch durch ihn zur hohen Ehre gelangte, ein Offiziershaus zu ſein, dadurch aber auch zugleich aus dem Grenzverbande ſchied; denn wer es einmal vom gemeinen Grenzer bis zum Offizier gebracht, wer ſomit „Cavalier" geworden, der tritt ſchon allein durch dieſe Thatſache für ſich und ſeine Kinder aus der Reihe der Mannſchaft heraus und die Verpflichtungen des Grenzerhauſes hören für ihn und ſeine Familie für alle Zeiten auf.

Athanaſſje's eigenes Leben bietet von dem irgend eines andern Grenzers wenig Verſchiedenes.

Mit zwölf Jahren war er in die thurner

Schule getreten, und hatte ſich da, wie hundert Andere, eine ſchöne Schrift, und wie alle Andere jene eigenthümliche, ſchlechtaccentuirte deutſche Ausſprache angeeignet, die den Grenzer, und trüge er ſelbſt den Generalsrock, immer noch kenntlich macht. Er hatte da ebenſo „Filoſof", „Monaate", „ich habe ihm geſaget" und „er hat ihn geſuchet" ſprechen gelernt, wie man es vom Quarnero bis tief nach Slavonien hinein ſpricht, wo die deutſche Ausſprache infolge der häufigern deutſchen Anſiedelungen, wol auch der nähern Berührung mit der jedenfalls beſſern deutſchen Ausſprache der Magyaren, eine beſſere zu werden beginnt.

Die deutſche Sprache muß jeder Grenzer kennen, der es auch nur um ein wollenes Sternchen über den Gemeinen hinaus bringen will. Sie iſt die Sprache des Commandos, die Sprache des Dienſtes, die Sprache der geſammten Verwaltung, und deshalb an den Schulen der einzelnen Compagnien ſowol als der Regimenter die Unterrichtsſprache.

Die Einrichtung dieſer Schulen iſt eine lediglich auf die Erziehung der männlichen Grenzkinder

zu tüchtigen Soldaten abgesehene, und auch in mancher Beziehung diesem Zwecke vollkommen entsprechend. Im Allgemeinen ist sie etwa die der Volks- und sogenannten Normalschulen im übrigen Oestreich; an den Regimentsinstituten, wie z. B. in Thurn, wol auch die der bessern Bürgerschulen; und man kann nicht leugnen, daß ihr einzelne Grenzer, und zwar oft gerade in den untersten Schichten, einen gewissen Grad von Ausbildung und manche nützliche Fertigkeit verdanken, die oft überrascht. Vor allem Andern aber wird darin auf jene Geschicklichkeiten und Kenntnisse eine besondere Sorgfalt verwendet, die dem künftigen Soldaten und namentlich Unteroffizier von Nutzen sein können. Dahin gehört zunächst eine schöne, correcte, schnelle und deutliche Handschrift. Nicht leicht findet man in irgend einem Lande so viele tüchtige Schreiber als in der Militärgrenze; nicht leicht irgendwo in den Kanzleien so viel schöngeschriebene und in bester Ordnung gehaltene Aktensammlungen als eben wieder in der Grenze. Will der junge Grenzer seinen Vorgesetzten empfohlen sein, so kann er dies zuvörderst nur durch eine schöne

Schrift bewirken. Hat er ſich dieſe zu eigen gemacht, ſo hat er Ausſicht zuerſt in der Compagniekanzlei als Compagnieſchreiber verwendet zu werden, was freilich eines der am wenigſten glänzenden Looſe iſt, dem jungen Soldaten aber, namentlich wenn er nur irgend welche Fähigkeiten beweiſt, wenn auch oft nach jahrelangem Ausharren, doch einmal die Bahn zum Vorwärtskommen öffnet.

Auch Athanaſſje Pawlowitſch war eine zeitlang Compagnieſchreiber geweſen, und hat als ſolcher in einem Zeitraume von zehn Jahren es vom Gemeinen zum Gefreiten und vom Gefreiten zum Corporal gebracht, eine Schnelligkeit des Avancements, wie ſie in Friedenszeiten ebenſo ſehr Staunen als Neid erregen mußte. Nachdem er zehn Jahre lang den Corporalſtab getragen, brachte er es ſogar zum Feldwebel, und nach zehnjährigem Feldwebelſtande zum Offizier — eine Carrière, die gewiß nicht ermangeln wird, die Schüler von Thurn auf jahrelang hinaus anzueifern, ſich einer guten Handſchrift zu befleißigen.

Für die eigenthümliche Natur der ganzen

Verwaltung der Militärgrenzgebiete ſind die erwähnten Schulen von großer Wichtigkeit.

Es liegt im Weſen eines Landes, das ſeiner Beſtimmung nach eigentlich nur ein Land voll Soldaten, eine Art permanenten Kriegslagers oder Cantonnements iſt, daß es durchaus militäriſch organiſirt ſei. So ſehen wir denn auch das geſammte Militärgrenzland im öſtreichiſchen Staate eine beſondere Stellung einnehmen, indem es, mit nur geringen Ausnahmen, faſt in jedem Anbetracht ſeinen beſondern Geſetzen unterworfen iſt. So z. B. war ehemals die oberſte Behörde, unter welcher es ſtand, der ſogenannte Hofkriegsrath, in welchem ſich alle Zweige der Verwaltung vereinigten, ſpäter das Kriegsminiſterium, und iſt es nun, ſeit Aufhebung des letztern, das Armee-Obercommando zu Wien, welchem bekanntlich der Kaiſer ſelbſt vorſteht. Unter dieſem, etwa den Statthaltern in den übrigen Kronländern entſprechend, nur mit einer ungleich ausgedehntern Macht, fungiren die beiden Generalcommandirenden zu Agram und Temesvár, der eine für Kroatien und Slavonien, der andere für das Banat, als oberſte Landesbehörden. Statt in Kreiſe iſt

das Land in Regimenter eingetheilt, in deren Hauptorten, Stabsorte genannt, der Stab mit dem Oberſten an der Spitze ſeinen Sitz hat, der etwa dem Kreispräſidenten entſpricht, nur daß er in ſeiner Perſon nicht nur das militäriſche Commando des Regiments, ſondern auch die Ausübung der geſammten Verwaltung und Juſtiz, das Recht über Leben und Tod mitinbegriffen, vereinigt. Den kleinern Bezirken entſprechen die Compagnien, in denen die Hauptleute die oberſten Handhaber der Ordnung ſind.

Dieſe Einrichtung, die noch ſonſtigen eigenthümlichen Landesverhältniſſe mit eingerechnet, machte es faſt unabweislich, daß das geſammte Verwaltungsperſonal, wenigſtens das untergeordnete, aus der Mitte der Grenzer ſelbſt genommen ſei. Denn um hier ſeinen Platz auszufüllen, muß man nothwendigerweiſe mit allen dieſen Eigenthümlichkeiten vertraut, in der ſoldatiſchen Weltanſchauung ſozuſagen aufgewachſen ſein. Und die Pflanzſchulen für dieſes Perſonal ſind eben wieder nur die Compagnie- und Regimentsſchulen. Nur die Juſtiz, welche hier nach den Kriegsartikeln gehandhabt wird, holt ihre Ver-

einer gelben Wollſchnur auf dem Kopfe, auf den Feldern um Thurn herumſtreicht, am liebſten allein, Niemandes Geſellſchaft ſuchend. Noch erinnert er ſich des bleichbraunen, ſchmächtigen Jungen, der die Geduld hatte, oft ſtundenlang an ein paar ſchönen Fracturbuchſtaben zu ſchnörkeln, und den die Lehrer allen andern Schülern als eine Art lebender Schriftenmuſterkarte zur Beiſpielnahme empfehlen. Er erinnert ſich aber auch, daß der junge Latas es wie keiner ſeiner Mitſchüler verſtanden habe, ſich in Alles und Jedes mit einer oft rieſenhaften Selbſtverleugnung zu fügen und durch dieſe Fügung und Untergebenheit Vortheile zu erringen, die manchem ſeiner Kameraden oft zu nicht geringem Nachtheile gereichten.

Beſondere Talente will er an dem künftigen Seraskier nicht wahrgenommen haben. Vielmehr behauptet er, daß ihm Manches, was vielen Andern leicht ward, unendliche Mühe gekoſtet habe. Doch fehlte es ihm nicht an Ausdauer, ſowie dieſe letztere, verbunden mit einer gewiſſen Schlauheit und Zuverſicht, ihn überhaupt vor Vielen kennzeichnete. Indeß ſoll die Luſt, Paſcha zu

werden, ſich bei ihm frühzeitig und zu wiederholten malen ausgeſprochen haben. Eine gewiſſe Härte des Charakters, mit der er zu ſpielen und vorkommenden Falles ſeine Kameraden zu behandeln pflegte, hätte es vielleicht ſchon damals merken laſſen können, daß es ihm mit dieſer Luſt ernſter ſei, als man es hätte ahnen ſollen, oder als er ſelbſt vielleicht ſich deſſen bewußt war.

Für Auszeichnung und Lob war der künftige Omer nicht unempfindlich. Doch glaubt Athanaſſje Pawlowitſch der durch Zeitungen und Biographien verbreiteten Anſicht, als hätte unermeßlicher Ehrgeiz oder Kränkung wegen unverdienter Zurückſetzung im Avancement den nachmals bei der Verwaltung Angeſtellten dazu bewogen, ſich nach der Türkei zu wenden, als beſſer unterrichtet unbedingt widerſprechen zu müſſen. Vielmehr, meint er, habe den erſten Anlaß hierzu ein Vorfall gegeben, der den jungen Latas mit der Verwaltungsbehörde in einen Conflict brachte, welcher nur durch einen richterlichen Spruch hätte ausgetragen werden können. Dieſem auszuweichen, und mit dem Gedanken

Paſcha zu werden längſt vertraut, habe er ſeinen Weg nach Bosnien genommen.

Wir wollen hier nur gleich bemerken, daß Vieles von dem, was uns Athanaſſie Pawlowitſch über ſeinen einſtigen Schulkameraden mittheilt, mit Manchem zuſammenſtimmt, was wir von andern Perſonen, die Gelegenheit hatten, mit Latas und ſpäter mit Omer Bey und Omer Paſcha in Berührung zu kommen, erfuhren. Omer Paſcha ſteht mit manchen ſeiner frühern Freunde und Bekannten immer noch in freundlichen und ſogar brieflichen Beziehungen, und trotzdem ſie faſt Alle die Schattenſeiten ſeines Charakters nicht beſchönigen mögen, gibt es doch Viele, die von ihm ſogar nur mit Begeiſterung ſprechen. Sie fanden, wo immer ſie mit ihm zuſammenkamen, ſtets die freundlichſte Aufnahme, ihn ſelbſt zuvorkommend, leutſelig, fein. Nur als Diener ſeines Herrn, des Sultans, iſt er unerbittlich ſtrenge, ja hart, und es muß einer Analyſe ſeiner ganzen Vergangenheit vorbehalten bleiben, warum er dieſe ſeine Strenge und Härte gerade die chriſtlichen Unterthanen ſeines Herrn oft eindringlicher als nöthig empfinden läßt. Wenn

er Fremden und alten Bekannten gegenüber gern Aufwand und Pracht entfaltet, ſo iſt dies am Ende ein ebenſo natürlicher als verzeihlicher Zug. Niemand, der auf ſo abenteuervollen Umwegen zu einer ſo merkwürdigen Höhe der Machtſtellung gelangt iſt, würde es ſich verſagen können, Jenen gegenüber, die wiſſen wer er war, zu zeigen, wer er iſt. Eine ſeltene Klugheit ſprechen ihm Alle zu, die nur einmal mit ihm verkehrt. Bei aller Zuvorkommenheit bleibt er ſtets verſchloſſen und verräth über Das, was er denkt und will, keine Silbe. Ob dieſe Klugheit, die unſtreitig allein ihm eine ſo ungewöhnliche Stellung und einen ſo außerordentlichen Einfluß erringen halfen, ihm auch den Ruhm eines großen Feldherrn erwerben werde: darüber zu entſcheiden, vermögen ſeine Freunde ebenſo wenig, wie ſeine Gegner. Das bleibt allein der Geſchichte der unmittelbarſten Gegenwart vorbehalten.

III.

Ein Stabsort. — Der alte Herr. — Das Fräulein um ihn. — Die Frau Oberſtlieutenantin.

Die Unterhaltung, die der Roſſelenker auf dem Bunde Heu vor uns mit ſeinen Gäulen pflegt, wird mit einem mal lauter und ſcheint ſich einem neuen Gegenſtande zuwenden zu wollen.

„Heda, Selenka!“ ruft er; „nicht wahr, das iſt dir recht, wenn ich dir eine Meile Wegs erſpare, und wenn es ſo über weiches Gras und braunen Grund hingeht, anſtatt über die holperigen Steine der kaiſerlichen Straße? Nun aber iſt's aus damit! Es kann nicht alleweil Feldweg ſein! Jetzt mußt du auf die Straße hinaus — ich kann dir nicht helfen!“

Wir gelangen an einen Graben, über den

wir hinweg müſſen, um wieder auf die Heerſtraße, von der wir zu Felde ein gutes Stück abgeſchnitten, einzulenken.

Selenka, an den bequemen Haidetrott gewöhnt, nimmt Anſtand, dem liebgewonnenen Terrain Lebewohl zu ſagen; und auch der Wallach macht Miene, als wäre er nichts weniger als geneigt, auf die Zumuthungen ſeines Herrn und Lenkers einzugehen.

„Daß dich der Teufel erſchlage!“ verſucht dieſer ihn von der unabweislichen Nothwendigkeit zu belehren, indem er ihm mit dem Peitſchenſtock auf das Fell losſchlägt, als ſtände dieſes mit ſeinen Rippen in keinem empfindlichen Zuſammenhange mehr. „Hallunke! Schuft! Beutelſchneider! Süffling! Willſt du hinüber oder nicht? Sind deine Hufe von Glas, daß du dich fürchteſt? ... Na, Selenka!“ wendet er ſich dann wieder an die Stute, die verdrießlich an der Deichſel zurückzerrt. „Vorwärts, Liebchen! Nur immer zu, Schweſterchen! Oder willſt du da übernachten? Siehſt du nicht dort die Thürme? In einer halben Stunde iſt's überſtanden!“ . . . .

Dieſe letztere Vertröſtung ſcheint zu wirken. Selenka rafft ſich auf, geht in den Graben, der Wallach folgt ihrem Beiſpiele, und einige Kraftſtellen aus dem Converſationsvorrathe des Roſſelenkers bringen es dahin, daß wir uns endlich auf der Chauſſée befinden.

Der Mann auf dem Heubündel hat Recht gehabt. Nur noch durch ein Wäldchen, nur noch an einem „einſchichtigen" Wirthshauſe vorbei, nur noch über eine Brücke, die ſich durch ihre beiden Farben bereits als Staatsgut legitimirt, und wir halten unſern Einzug im Stabsorte des Regiments, deſſen jüngſter Lieutenant zu ſein unſer Freund Athanaſſje Pawlowitſch die Ehre hat, und erfahren gleich bei dem erſten Wachtpoſten, an welchem wir vorbei müſſen, die Wirkung der goldenen Säbelquaſte, die Athanaſſje Pawlowitſch auf ſeinen Knien wiegt: man präſentirt, indem wir vorbeirollen, das Gewehr, zu Athanaſſje's nicht geringer Befriedigung und unſerer innigen Theilnahme an ſeinem Glücke.

Wie iſt es viel, ein Menſchenherz beglücken;
Wie wenig braucht's, es innerſt zu entzücken! —

Es iſt bereits Abends.

Auf den fernen Kanten der krainerischen Gebirge drüben liegt der verglimmende Tag in seinen letzten rothen Streifen. Die lieblichste Dämmerung hängt in den Lüften. Athanassje Pawlowitsch, der anfangs entschlossen war, sich in dem Stabsorte nur so lange aufzuhalten, als nöthig, um den Gäulen, die ihn im Triumphzuge in seinem Heimatsorte einführen sollten, eine restaurirende Rast zu gewähren, ändert seinen Vorsatz in sehr löblicher Weise dahin, die Nacht hier zuzubringen, den morgigen Tag dazu zu benutzen, um im Atelier des Regimentsschneiders eine vorschriftmäßige, vollständige Offiziersgarderobe zu bestellen, und den hohen und höchsten Autoritäten des Regiments seine pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Dann erst, als vollständig equipirten und bereits allenthalben offiziell sich präsentirt habenden Offizier sollte ihn seine Heimat wiedersehen.

Wir unserseits treten diesem Vorsatz gern bei, denn er läßt uns Zeit gewinnen, uns mit Dem, was ein Stabsort ist, ein wenig näher vertraut zu machen.

Der Stabsort nun, in dessen Mitte wir uns befinden und jedenfalls den vornehmsten, weil

einzigen Gasthof bezogen haben, würde, wenn er nicht eben ein Stabsort wäre, unbedingt ein ganz gewöhnliches Dorf genannt werden müssen, sowol was Umfang als Ansehen betrifft. Der größte Theil der Häuser ist aus Holz aufgerüstet, selten mehr als ebenerdig, und hängt fast nirgend zu einer Fronte zusammen, von der man sagen könnte, daß sie eine Art Straße bilde. Doch gilt dies nur von den Wohnhäusern der sogenannten Communalbürgerschaft. Denn wir dürfen nicht vergessen hervorzuheben, daß der Ort zugleich eine Grenzcommune ist, das heißt eine Art Stadt oder Städtchen, dessen Einwohner das Recht haben, Handel und Gewerbe zu betreiben, von der Verpflichtung, Kriegsdienste in Weise der übrigen Grenzer zu leisten, ausgenommen sind, und eine Art eigener Communalverwaltung haben, an deren Spitze als Bürgermeister ein pensionirter Hauptmann steht. Dergleichen Communen gibt es in der Grenze mehre, und darunter manche sehr bedeutende, wie z. B. Semlin, Weißkirchen, Pantschewo und andere. Die Einwohner derselben sind fast durchgehends wohlhabend, ja oft reich, weil Gewerbe und Handel des gan-

zen Landes meiſt ausſchließlich in ihren Händen liegen.

Eine vortheilhaft auffallende Ausnahme von dieſen hölzernen Häuſern machen diejenigen, die auf Koſten des Aerars erbaut ſind, die öffentlichen, die Staatsgebäude.

Unſer, wie jeder andere Stabsort zählt ihrer ziemlich viele, und ſie allein ſind es, die die Würde des Ortes einigermaßen rechtfertigen. Sie ſind durchgehends aus Stein, ein bis zwei Stockwerke hoch, umfangreich, von jener eigenthümlichen Bauart, der man die militäriſche Beſtimmung ſogleich anſieht, und ſchließen einen geräumigen viereckigen Platz ein, der ſorgfältig geebnet iſt, und gleichſam das Forum des ganzen Regiments bildet, auf welchem dieſes ſeine Aufſtellungen nimmt, ſeine Muſterungen, ſeine Kirchenfeſte, ſeine Jahrmärkte abhält, die Befehle und Kundmachungen anhört, kurz ſein ganzes öffentliches Leben lebt.

Gleich an unſern Gaſthof — das einzige Privathaus, welches ſich auf dieſem Platze vorfindet, — ſtößt ein langes, zwei Stock hohes Gebäude, in deſſen ebenerdigen Räumen ſich die

Verwaltungskanzleien befinden, während die obern Stockwerke theilweiſe den hierzu gehörigen Beamten, theilweiſe Stabsoffizieren zur Wohnung dienen. Es bildet allein eine ganze Fronte des Platzes.

Rechts davon, einige Schritte weiter, erhebt ſich ein hellgetünchtes, durchaus mit grünen Jalouſien verſehenes Haus, davor eine Anzahl in leinene Kittel gekleideter Grenzer an einer Barrière lehnt, indeß ein Schütze mit Stutzen und aufgepflanztem Haubajonnet als Wache auf- und abſchreitet, und vor deſſen Eingange Offiziere und Unteroffiziere in kleinern und größern Gruppen plaudernd beiſammen ſtehen. Es iſt dies die Reſidenz des Herrn des Regiments, des Oberſten, und zugleich die Hauptwache.

Unmittelbar daran, und mit ihm eine zweite Fronte des Platzes bildend, erhebt ſich die Schule und die Kirche im Schatten einiger buſchigen Linden.

Als das vorzüglichſte Gebäude der dritten Fronte fällt uns das Regimentsmagazin auf, an welches ſich an einer Seite das Regimentsſtockhaus, vom Pflaſter bis zum Giebel hinauf ver-

gittert und verkettet und ringsum von Posten bewacht, und an der andern Seite das Regimentskrankenhaus anschließt.

Unstreitig das schönste Gebäude des Ortes ist jenes, welches die vierte Fronte bildet. Es ist zum Unterschiede von allen andern mit einem gewissen Aufwande von Pracht erbaut und hat sogar zu beiden Seiten etwas von kleinen Gartenanlagen. Dies ist das „Generalathaus", wie es genannt wird. Die Regimentsbäckerei mit den Verpflegsmagazinen hinter demselben bilden dazu einen eben nicht unhübschen Hintergrund.

In diesem Hause wohnt der „alte Herr", der Brigadier und Gebieter über zwei Regimenter, der mächtigste und einflußreichste Mann auf viele Meilen in der Runde, der Inbegriff aller Furcht und Hoffnung einer Bevölkerung, die an Zahl jener der Unterthanen manches deutschen Souveräns gleichkommt.

Es ist dies, wie wir erfahren, ein schweigsamer, zurückgezogener Mann, hoch in den Siebenzigen, der mit Niemandem umgeht und daher auch keine andern Besuche annimmt, als die der rapportirenden und sich präsentirenden Offiziere,

noch nie — außer in Uniform — ohne ſeinen Bambusſtock geſehen worden, und alle Tage um dieſelbe Stunde in Begleitung ſeines Adjutanten — ganz wie ein kleiner Souverän — ſpazieren geht. In all den zwanzig Zimmern, von welchen die Sage ſpricht, daß ſie ihm in dem erwähnten Hauſe zu Gebote ſtehen — denn wie die unzugänglichen Schlöſſer der Fürſten anderwärts, ſo iſt hier zu Lande das unzugängliche Generalat für die ganze Bevölkerung ein Gegenſtand heiligen Schauers, geheimnißvoller Sagen und überſchwänglicher Einbildungskraft — wohnt außer ihm und einem nicht mehr ſehr jungen Fräulein, eine unbedeutende Dienerſchaft ausgenommen, keine lebendige Seele.

Dieſes Fräulein ſoll nach Einigen ſeine Nichte, nach Andern ſeine Enkelin, und nach noch Andern ein ihm in gar keinem Grade verwandtes Weſen ſein, das der alte Herr, um in der Einſamkeit ſeiner alten Tage doch irgend eine pflegende Umgebung zu haben, vor beiläufig zwanzig Jahren, als er noch Stabsoffizier war, zu ſich genommen. Oeffentlich ſchließen ſich die meiſten Stimmen einer der beiden erſtern Anſichten an;

heimlich und im Vertrauen wird die letztere als die einzige und unbedingt richtige, und der Sachverhalt, soweit er bekannt geworden, beiläufig als folgender angenommen.

Der alte Herr nämlich soll in seinen jungen Jahren ein ebenso eifriger östreichischer Patriot, als für die Macht der französischen Schönheit und Geselligkeit nicht unempfindlich gewesen sein.

Als nun die Franzosen im Jahre 1809 Illyrien, Dalmatien, die Militärgrenze und Kroatien bis an die Save besetzten und zur französischen Provinz umgestalteten, legten sie bekanntlich wenigstens die oberste Verwaltung dieser Provinz und die wichtigsten Aemter in die Hände französischer Beamten.

Die ungewöhnlich schöne Tochter eines solchen soll es nun gewesen sein, der sich die weniger patriotische Seite des Gemüthes des jungen Kroatenoffiziers zuwandte, und zwar nicht ohne das Glück erwiedernder Zuneigung.

An eine Dauer der französischen Herrschaft in Kroatien glaubte indessen Niemand und am allerwenigsten er mit Ernst. Als daher der Be-

fehl Napoleon's eintraf, der die kroatiſchen Regimenter zur franzöſiſchen Armee berief, kamen die Liebenden überein, daß der junge Patriot bei der nächſten beſten Gelegenheit auf die öſtreichiſche Seite übergehen, die junge Dame aber, ſobald die franzöſiſche Verwaltung Kroatien räumen oder ihr Vater aus dieſem Lande abberufen werden würde, ſich entweder in den Schutz eines verläßlichen Grenzerhauſes, oder wenn ſich dieſes nicht ausführen ließe, in Begleitung einer vertrauten Offizierswitwe hinüber in die Türkei flüchten ſollte.

Kroatien kehrte bald darauf wirklich an Oeſtreich zurück. Die franzöſiſchen Beamten zogen ab, und die junge Dame wandte ſich, während ihre Aeltern ſich zur Abreiſe nach Paris anſchickten, eines ſchönen Morgens heimlich nach der Türkei.

Wie lange ſie hier das Andenken an den Geliebten treulich bewahrte, darüber läßt ſich nichts beſtimmen. Thatſache iſt nur, daß ſie ſich nach dem Verlaufe von beiläufig einem Jahre, vielleicht weil ſie aller und jeder Nachricht von ihm entbehrte, wiewol ſie ihm in verabredeter

Weiſe ihren Aufenthalt bekannt gegeben, vielleicht auch weil ſie ihn mit all den übrigen Tauſenden auf dem Felde der Ehre für gefallen hielt, deſſelben für entbunden erachtete, und in dem Wechſelfalle, entweder reuig zu den Ihrigen nach Paris zurückzukehren oder den glänzenden Anträgen des Paſcha von Skutari, der ſie kennen gelernt und in heißeſter Liebe für ſie entbrannte, Gehör zu geben und in dem üppigen Looſe einer mit allem Glanze umgebenen Favoritin Erſatz zu ſuchen, ſich für das Letztere entſchied.

Der Frieden von 1815 endlich führte den jungen Offizier in ſeine Heimat zurück.

Das Erſte, was er that, war, die Geliebte an ihrer Zufluchtſtätte aufzuſuchen. Anſtatt ihrer aber fand er hier die Kunde von Dem, was mittlerweile geſchehen.

Er erwirkte einen Urlaub und eilte nach Skutari.

Was er bereits erfahren hatte, fand er hier beſtätigt. Nur erfuhr er noch, daß ganz vor kurzem der Paſcha den Gläubigen von Skutari durch hundert Kanonenſchüſſe die Geburt eines allerliebſten Töchterleins habe verkünden laſſen,

mit welchem ihn seine geliebte Favoritin beschenkt.

Die treulose Geliebte wiederzusehen fiel ihm nicht ein. Eins aber stand in seiner Seele fest — um jeden Preis wollte er wenigstens eine Erinnerung an sie um sich haben — ihr Kind.

Vor der Hand natürlich war an die Ausführung dieses eigenthümlichen Vorhabens nicht zu denken, und ebenso wenig in der nächsten Zeit. Doch wenn auch zunächst Jahre vergingen, ohne daß es irgendwie möglich gewesen wäre, das kleine Paschatöchterlein an sich zu bringen, so gab der mittlerweile avancirte Offizier seinen Plan doch nicht auf, bis es ihm endlich durch Vermittelung von ein paar kühnen Bosniaken gelang, seine thüreröffnenden Goldstücke bis zu den Dienerinnen des innersten Serails gelangen zu lassen, und er eines schönen Morgens ein allerliebstes fünfjähriges Mädchen sich überbracht sah, in welchem er das Bild der einstigen Geliebten von Zug zu Zug wiedererkannte. Die kleine Türkin wurde nun eine kleine Christin, wurde in eine entfernte Hauptstadt zur Pflege und weitern Erziehung gegeben, bis er sie, nachdem sie zur

blühenden Jungfrau herangewachſen, zu ſich nahm, um ſich nie wieder von ihr zu trennen, und ſie an ſeiner Seite ein ſtilles, zurückgezogenes, ihm allein gewidmetes Daſein verblühen zu laſſen.

Auch ſie ſieht man nur ſelten. Mit der Pflege der kleinen Hausgärten und ihres ſchweigſamen Pflegevaters, mit Muſik und Lectüre bringt ſie ihr geheimnißvolles, märchenhaftes Leben hin. —

Ueberhaupt ſcheint die Beſetzung Kroatiens durch die Franzoſen, ſo kurze Zeit ſie auch gewährt haben mag, zahlreichere Eindrücke und tiefergreifende Erinnerungen, namentlich in der Hauschronik mancher kroatiſchen Familie zurückgelaſſen zu haben, als man für den erſten Augenblick glauben ſollte oder überhaupt je bekannt geworden. Nicht die Kreuze der Ehrenlegion, die heute noch an der Bruſt manches Grenzoffiziers prangen, ſind das Einzige, das an jene halb abenteuerliche Zeit mahnt; auch manche Familie bewahrt noch aus jenen Tagen her ihr Kreuzlein auf, ohne eben Grund zu haben, damit zu prunken.

Wir können nicht umhin, uns bei dieſer Gelegenheit einer Dame unſerer eigenen Bekanntſchaft zu erinnern, die nunmehr ſeit Jahren todt iſt, deren Schickſal uns aber bezeichnend genug ſcheint, um deſſen hier Erwähnung zu thun.

Es war dies eine ältliche Frau, nahe an den Sechzigen, aber immer noch ſtattlich und in ihren Zügen die Spuren einſtiger ausnehmender Schönheit tragend, die in der Nähe einer kleinen Grenzſtadt, in einem zwiſchen Wald und Bergen faſt verloren gelegenen Hauſe in der vollkommenſten Einſamkeit und Zurückgezogenheit lebte.

Bei Gelegenheit einer gefährlichen Erkrankung lernten wir ſie kennen, beſuchten ſie dann öfter, und fanden in ihrer Geſellſchaft bald den Erſatz für manchen geiſtigen Umgang, den wir auf unſerm verlorenen Poſten entbehren mußten.

Die Art und Weiſe, wie dieſe Frau wohnte, war ebenſo eigenthümlich, als wie ſie ſich kleidete.

So geräumig auch das Haus war, ſo bewohnte ſie darin doch nicht mehr als zwei Stuben. Die erſte war eine Art weitläufigen hohen Saales, deſſen einzige Einrichtung in einer Reihe

von niedrigen Sitzpolstern beſtand, die rings an den Wänden angebracht waren, und aus einem Tiſche, auf dem ein großer Globus und rings um ihn her in Porzellangeſchirren eine Auswahl ſeltener Blumen ſtand. Das daranſtoßende Schlafgemach nahm ihr einfaches Lager ein, außer welchem ſich da noch einige alte, abgeblichene Polſterſeſſel, ein großer alter Schreibtiſch und ein rieſiger, mit den ſeltſamſten Büchern vollgepfropfter Bücherkaſten befand. Alte geographiſche und aſtronomiſche Werke, Kriegsgeſchichte und Hufeland's Makrobiotik, Fortificationslehre und Eckartshauſen's Gebetbuch, verrufene Romane und die Bibel, Tiedge's Urania und Voltaire's Schriften ſtanden daneben und durcheinander.

Sie ſelbſt kleidete ſich theilweiſe modern — d. i. nach der Mode längſtvergangener Jahrzehnde, theils kroatiſch, theils ſogar türkiſch. Ihr gewöhnlicher Anzug beſtand in einem großblumigen Zitzüberrock von Anno 181., darüber eine kroatiſche Frauenjacke und dazu aus einem turbanartig um den Kopf gewickelten Kaſchmirtuche.

Ein altes, halbblödes Kroatenweib war ihre

einzige Umgebung und Bedienung. Dieſe beſorgte den kleinen Hausbedarf, den Küchengarten, die Kuh, die Ziege und den Herd; indeß ſie ſelbſt ihre Blumen pflegte, im Walde umherirrte oder las.

An ihrer Wiege war es ihr nicht vorgeſungen, daß ſie dereinſt ein ſolches Eremitenleben führen, ſo einſam und verlaſſen hier ſterben ſollte!

Sie war die Tochter eines reichen kroatiſchen Edelmanns aus dem ſogenannten Provinziale, zur Zeit, da die Franzoſen im Lande einrückten, eben jung und friſch emporgeblüht, und durch Schönheit ſowol als Erziehung der Gegenſtand vielſeitiger Bewunderung.

Als der franzöſiſche Marſchall im Namen des Kaiſers das eroberte Land bereiſte, um die neue Organiſation zu betreiben, wurde er, wie das Eroberern überhaupt geſchieht, allenthalben mit Ehrenbezeigungen und Auszeichnung empfangen. Dies zu erwidern, zum Theil auch die Einflußreichern im Lande für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, veranſtaltete er in einer der Grenzſtädte einen Ball; wie es denn über-

haupt franzöſiſcher, und ſelbſt heute noch nicht aufgegebener Uſus der großen Nation iſt, Krieg benſo zu tanzen als zu fechten. Wenigſtens war dies die Außenſeite dieſer dem kroatiſchen Volke erwieſenen Gegenaufmerkſamkeit, das oſtenſible Motiv dieſer Liebenswürdigkeit.

Ihren eigentlichen Kern bildete ein kleines Privatintereſſe des Herrn Marſchalls.

Er hatte bei Gelegenheit ſeiner Landesbereiſung von dem ſchönen Kroatenkinde gehört; er hatte ſie geſehen, geſprochen, ſich gegen ſie höchſt freundlich benommen, und wünſchte nun, da die Kriegsgsereigniſſe ihm nicht Zeit ließen, die Sache mit Geduld und Muße zu betreiben, im Sturmſchritte die weitern Conſequenzen aus ſeinem ritterlichen Benehmen zu ziehen.

Auf dem Balle hoffte er dazu Gelegenheit zu finden.

Der Edelmann und ſeine Tochter wurden eingeladen, und erſchienen.

Die verſammelte Geſellſchaft war in der That auserleſen. Alle Räume blitzten von Uniformen, Orden und geputzten Frauen. Alle Wände erſtrahlten vom Wiederſcheine tauſend brennender

Kerzen in blendenden Spiegeln. Blumen, Duft, Drapperien, Sophas, Confitüren, Alles ſchien darauf eingerichtet, die Sinne gefangen zu nehmen, zu berauſchen, zu betäuben.

Den Ball eröffnete der Marſchall mit dem ſchönen Kroatenmädchen.

Während des ganzen Abends bewies ein ältlicher Offizier dem ſchönen Kinde beſonders viele Aufmerkſamkeit, was ſich die kleine Schöne auch gern gefallen ließ, da ſie unter dem Schutze dieſes Herrn überall herumkam, Alles ſah, und, wofür ſie wol auch gar nicht unempfindlich war, von Allen geſehen wurde.

Um Mitternacht ſah ſie ſich an der Seite dieſes Herrn, ohne etwas Arges zu ahnen, plötzlich in einem der entlegenern Gemächer, einem anmuthigen, nur matt erleuchteten Cabinete, wohin das Rauſchen des Tanzes und der Muſik nur mehr gedämpft und wie von ferne drang.

Der Marſchall trat ein; eine kurze Unterhaltung; der ältliche Offizier entfernte ſich.

Ueber die Scene, die nun folgte, ging die Dame, ſo oft ſie auch nachmals über ihre Schickſale ſprach, mit Stillſchweigen hinweg. Wir

glauben aber Grund zu haben anzunehmen, daß ſie dies nicht nöthig hatte. Sie knüpfte erſt da wieder an, wie ſie entſetzt und außer ſich aus dem Cabinet und wie von allen Geiſtern der Hölle verfolgt in den Corridor ſtürzte, und ſich mit aufgelöſtem Kopfputz und derangirter Toilette ſchamroth und weinend in die Arme ihres Vaters flüchtete.

Aufſehen war keines erregt, der Ball nahm ſeinen ungeſtörten Fortgang.

Des andern Morgens aber begab ſich der Edelmann zum Marſchall und foderte Genugthuung.

„Je vois bien, que je vous en dois; vous en aurez!“ ſprach der Marſchall und läutete.

Ein Diener trat ein.

„Le capitain N...!“

Der Diener entfernte ſich und Kapitän N..., ein junger Kroatenoffizier aus des Marſchalls Suite trat ein.

„Monsieur le Colonel-lieutenant N...! On m'a dit, que vous êtes amoureux de la belle fille de ce monsieur là. Vous

l'épouserez — Monsieur le Colonel-lieutenant!"

Der plötzlich zum Oberſtlieutenant avancirte Kapitän ſtutzte einen Augenblick, verſtand, ſalutirte und ging.

Acht Tage darauf ſtand das ſchöne Kroatenmädchen an der Seite des „ausgezeichneter Verdienſte wegen" zum Oberſtlieutenant ernannten Kapitäns vor dem Traualtar.

Nach vollzogener Trauung hob der Oberſtlieutenant ſeine junge Gemahlin in einen Wagen, und rief dem Kutſcher: „Fahr zu!"

Vor dem einſamen Hauſe zwiſchen den Wäldern und Bergen machte der Wagen erſt wieder Halt.

„Frau Oberſtlieutenantin!" ſprach hier der Oberſtlieutenant, „dies Haus und dieſe Papiere ſind das Hochzeitsangebinde, das uns Seine Excellenz zugedacht. Ich übergebe Ihnen beides, denn ich habe keinen Theil daran. Leben Sie wohl!"

Hierauf ſtieg er wieder in den Wagen und fuhr davon.

Sie ſah ihn nie wieder. Die Papiere ent-

hielten ein kleines Vermögen in Staatsanweisungen.

Seit jenem Tage wohnte ſie in dem Hauſe, einſam und zurückgezogen, und hat es nicht eher wieder verlaſſen, als bis man ſie hinaustrug, um ſie zu begraben.

IV.

Ein Markt in der Grenze, nebſt Betrachtungen. — Die Frau Offizieritza. — Eine Art, Töchter an den Mann zu bringen. — Blut ſtatt Weizen und der Strick um Beides.

Athanaſſje Pawlowitſch iſt früh auf den Beinen. Der Gefälligkeit einiger im Stabsorte wohnenden Kameraden verdankt er es, daß er, ehe noch der Regimentsſchneider dazu gekommen, ihm auch nur das Maß zu nehmen, im Stande iſt in completer Uniform und vollkommen en plaine parade zuerſt im Generalathauſe und dann bei den übrigen Autoritäten des Regiments ſeine gehorſamſte Aufwartung zu machen.

Laſſen wir ihn einer Pflicht nachgehen, in der für ihn das Glück eines ganzen Lebens, der Lohn

jahrzehndelanger Beſchwerden und Mühſeligkeiten zuſammenſtrahlt, und wenden wir unſere Aufmerkſamkeit dem regen Treiben zu, das ſich ſeit früheſter Morgenſtunde in unſerm kleinen Stabsorte entwickelt!

Der Gaſthof, in welchem wir wohnen, hat über Nacht einen ſo außerordentlichen Zuwachs an Gäſten bekommen, daß er alle zu faſſen gar nicht im Stande iſt.

In den wenigen Zimmern, über welche verfügt werden kann, haben ſich Offiziere aus benachbarten und fernen Stationen einquartirt, die mit ihren Säbeln ununterbrochen treppeauf und treppeab raſſeln. In der Schenkſtube unten, in der Durchfahrt, auf den Treppen, auf dem Gange, ja ſelbſt im Hofe und in den Ställen haben Trödler und Krämer aus Krain, aus Slavonien, aus Agram und Warasdin, Juden aus Papa und Kaniſcha ihr Abſteigequartier genommen, die damit beſchäftigt ſind, ihre Kiſten und Ballen auf den großen Platz hinauszuſchleppen und aus dieſem Anlaſſe alle Räume mit dem verworrenſten Durcheinanderlärmen erfüllen.

Auf dem Platze ſelbſt erheben ſich, wie aus

dem Boden hervorgezaubert, zahlreiche Buden und Kramſtätten, die ſich in faſt überſtürzender Haſt mit den bunteſten Waaren füllen, und was nicht mehr Platz findet, breitet ſich auf einer umgeſtürzten Kiſte, auf einem Faſſe, ja ſelbſt auf der nackten Erde aus. Darunter treibt lärmend und ſchreiend, polternd und raſſelnd ein Chaos von Karren, Wagen, Menſchen, Pferden, Rindern, Böcken und Flügelvieh durcheinander, daß es ſich, von der Höhe unſers Fenſters aus geſehen, nicht anders ausnimmt, als ſollte das Alles von irgend einer unſichtbaren Hand zu einem koloſſalen Brei zuſammengerührt werden.

Es iſt heute Markt.

Daß wir dieſen von Krämern und Handelsleuten aus allen Weltgegenden her ſo zahlreich beſucht und ſo eifrig betrieben ſehen, darf uns nicht Wunder nehmen. Die Märkte der Grenze waren von jeher, ſowie überhaupt das ganze Grenzgebiet ſelbſt, eine der ergiebigſten Quellen reichlichen Gewinns nicht nur für die handeltreibenden Bürger der ſogenannten freien Militärcommunitäten, ſondern auch für alle benachbarten, dem Grenzverbande nicht angehörigen

Städte und Ortſchaften, und werden es trotz mancher zweckmäßigen Abänderung, die in der letzten Zeit in der Grenzverfaſſung vorgenommen worden, wol noch lange bleiben, da die militäriſchen Einrichtungen ſchon ihrer Natur nach nicht einmal den gewöhnlichen Gewerbfleiß, geſchweige denn irgend eine lebhaftere, induſtrielle Bewegung aufkommen laſſen.

Bis vor kurzem noch durfte ein Grenzer ſeinen Sohn nicht einmal ein Handwerk lernen laſſen, ohne dazu die beſondere Erlaubniß des Oberſten oder gar des Generalcommandos eingeholt zu haben. Es beſchränkte ſich ſomit aller Erwerb in der Grenze lediglich auf das Erträgniß des Bodens, das mitunter kaum ausreichte, den nothdürftigſten Mundbedarf der Familie zu decken, geſchweige denn ihre anderweitigen Bedürfniſſe zu beſtreiten. Wurde ja etwas über den Bedarf geerntet, ſo wanderte der Erlös dafür für all die andern Nothwendigkeiten, an deren Herbeiſchaffung eine gewerbliche Hand theilnehmen muß, aus dem Gebiete hinaus, ohne daß irgend ein Erſatz dafür wieder hereingekommen. Die geſammte Grenze war nichts als ein großer Con-

ſument, ein ewiger Einkäufer, der immerwährend ſein Baares hergibt, ohne irgendwie ſelbſt etwas von außen activ zu erwerben. Die Stoffe zu ſeiner Montur, zu ſeinem Leinenkittel mußte der Grenzer auswärts beziehen, meiſt auch wol auswärts verarbeiten laſſen, und dies aus dem Betrage ſeines Bodens beſtreiten. Daſſelbe galt von ſeinen Schuhen, von ſeinen Waffen, von ſeinen eiſernen Werkzeugen und Geräthſchaften, kurz von Allem, was Kunſt, Induſtrie und Gewerbe vorausſetzt.

Trug ihm der Boden gerade ſoviel, daß der Erlös nach Abzug Deſſen, was im Hauſe verzehrt ward, zur Beſtreitung der Abgaben und der von außen zu beziehenden Bedürfniſſe ausreichte, ſo hatte der Grenzer eben ſein Auskommen, ohne etwas zu erübrigen oder zuzuſetzen. Zeigte ſich jedoch, wie dies in den gebirgigen Strichen faſt durchgehends der Fall iſt, der Boden minder ergiebig, oder ſandte der Himmel ein ſchlechtes Jahr, ſo waren Noth und Elend die natürlichen Folgen. Der arme Grenzer wurde dann ſeinem Nachbar, der nächſtangrenzenden Compagnie, dem Kaiſer, den Kaufleuten, den Communitäten, aller Welt ſchuldig, ohne Ausſicht, bezahlen zu können.

Selbſt der unabweislichſte Lebensbedarf, der Biſſen Brotes für den Tag, mußte ihm dann vom Aerar vorgeſtreckt werden. Waren dann die Jahre beſſer oder brachte er Beute heim aus der Feldſchlacht, ſo mußte er das Geliehene zurückerſtatten. Folgten mehre Misjahre nacheinander oder gab es Ausmarſch, nach Italien z. B., um den widerſpänſtigen Geiſt der giovine gente niederzuhalten, oder gar Krieg, ſodaß es zum Anbau des ohnehin nicht ſehr ergiebigen Bodens an Händen fehlte, ſo war der Grenzer mit den Seinen tiefer als an den Bettelſtab geſunken *).

So kam es denn, daß die Grenze von jeher für ein armes, ja, ſtellenweiſe bettelarmes Land gelten konnte, in welchem Geld zu den Seltenheiten gehörte, einmal weil es gar nicht zu erwerben war, und dann weil das wenige, was allenfalls aus dem Ueberfluß des Feldertrags oder der Viehzucht erſpart wurde, gleich am nächſten

*) Nur die banatiſchen Grenzer machen eine Ausnahme. Der geſegnete Boden ſchützt ſie vor allzu empfindlicher Dürftigkeit, und man kann in gewiſſen Gegenden ſogar recht wohlhabende Leute unter ihnen finden.

Markttage in die Bude des Krämers für Schuhe, Linnen, Kotzen, Nägel u. dergl. wanderte.

So war es vordem, und daß es noch nachdem so iſt und wol noch lange bleiben wird, ehe infolge der jüngſten Erleichterungen einiger Gewerbsfleiß ſich zu entwickeln im Stande ſein wird, lehrt uns ein Blick auf den Markt, den wir eben unter unſern Augen abhalten ſehen.

In buntem Gewühl und in den mannichfachſten Trachten treiben da die Männer und Weiber, die Burſchen und Mädchen aus den benachbarten Regimentern durcheinander. Dort drängt ſich ihrer ein ganzer Haufe um den Kram eines warasdiner Schuſters, um die bis zur Unkenntlichkeit verbrauchten Opanken (Bundſchuhe) an ihren Füßen durch neue zu erſetzen. Wie das prüft, Oberleder und Unterleder betaſtet, biegt, kneipt, dehnt, um nur ja keinen übeln Kauf zu thun! Und wie das dann feilſcht, überlegt, zehn mal fortgeht und wieder zurückkehrt, endlich, nachdem man Handels Eins geworden, die ſchweren kupfernen Geldſtücke oder die ſchmuzigen, zerknitterten Münzſcheine aus der hinterſten Tiefe eines ledernen Geldbeutels hervorholt, ſie aufzählt, dann

noch einmal durchzählt und dann zum Schluſſe noch einmal überblickt, ob ja kein Zuviel unterlaufen, und nachdem der Krämer das Geld endlich eingeſteckt, größerer Sicherheit halber die Schuhe noch einmal von Hand zu Hand durchprüfen läßt! Ja, wer kein leichtes Geld hat, der kauft all ſein Lebtag ſchwer!

Dort wieder ſcheint eine ganze Familie ausgezogen, um einen Leibgurt zu erhandeln. Jeder Einzelne probirt ihn, jeder Einzelne beſichtigt ihn von innen und von außen, Bekannte von nah und fern werden herbeigerufen und zu Rathe gezogen, und wir zweifeln ſehr, ob wir Zeit erübrigen möchten, uns noch anderswo umzuſchauen, wenn wir bei der Gruppe ſo lange verweilen wollten, bis der Leibgurt ein Familienſtück, und das Geld des Krämers geworden iſt.

Sehen wir lieber weiter!

Da iſt die Bude eines Kleiderhändlers aus Agram! Braune und weiße Jacken vom grobwolligſten Tuche, mit rothen und blauen Schnüren benäht, blaue und weiße, knappe und weite Beinkleider von eben ſolcher Qualität, rothe und blaue Kappen, weitärmelige Hemden und weit-

ſackige Gattjen hängen da in buntem Durcheinander zum Kaufe aus. Wer viel Geld hätte, könnte da viel kaufen. Aber ſelbſt die armen Grenzer mit ihrem wenigen Gelde drängen ſich um die Bude, als würde da Alles verſchenkt, und wenn es ſo fortgeht, ſo findet der Abend von der ganzen Bude nichts als die kahlen Bretterwände vor. Ja, wenn man Alles, bis auf das geringſte Schnürchen auf dem Jahrmarkt kaufen muß, da muß man dazuſchauen!

Um jedoch gerecht zu ſein, können wir es nicht unbemerkt laſſen, daß von Seite der Grenzer doch auch einiger Verkauf hier betrieben wird.

Dort ſehen wir gleich einen Sereſchaner ein mageres, mit einigen trockenen Schaffellen bepacktes Saumroß vor ſich hertreiben! Handjar und Piſtolen prunken in ſeinem Leibgurt, als ginge es nicht zu Markte, ſondern geradewegs hinauf gegen das rebelliſche Wien und als gedächte er am nächſten Morgen in Peſth zu frühſtücken. Er ſucht unter den Juden und Griechen, die ſich auf dem Platze zwar kaufluſtig, doch nur zu den geringſten Preiſen bereit, umhertreiben, einen Käufer für ſeine Felle, um dann ſeinerſeits den

Erlös ſogleich wieder für allerlei Kleinigkeiten auszugeben.

Hier feilſcht ein bosniſcher Muſelmann mit ein paar ſtämmigen Ototſchanern um eine Heerde weithin einen höchſt bezeichnenden Geruch verbreitender Böcke. Werden die Muſelmänner mit ihren Zwanzigern herausrücken, ſo werden dieſe in kürzeſter Friſt aus den Händen der Ototſchaner den Weg in die Hände der Krämer gefunden haben.

Dort treibt ein breitſchulteriger Likaner in blauen, prallen Hoſen und brauner Jacke, eine rothtuchene, ſchwarzverſchnürte Kappe auf dem Kopf, eine Heerde von Truthühnern vor ſich her, Stück für Stück um den fabelhaften Preis eines Zehnkreuzerſcheins ausbietend.

Hier ſucht ein halb als Bauer, halb als Soldat gekleideter Szluiner, einen breitkrempigen Hut ins braune Angeſicht gedrückt und einen grauen Soldatenmantel um die braune, nackte Bruſt geworfen, einen Käufer für ein paar Hammel, während Weiber aus allen Gegenden, hier in weißtuchenen, blauverſchnürten, puppenartigen Ueberröcken, dort in weißen, faltenreichen

Linnengewändern, die ſchwarzen Zöpfe weit über den Rücken herabhängend, all ihre erſparten Schätze in einem Karren Wurzelholz, in einem Korbe ſchlechter Aepfel, in einem Laib Käſe, in etwas Butter und Eiern abzuſetzen ſuchen, um dafür ein paar Strähne Wolle, eine Bindſchnur, einen Pfriemen, eine Art, eine Schaufel oder ſonſt etwas dergleichen einzutauſchen.

Aber es fehlt auch nicht an Abenteurern, den Wanderfliegen aller Märkte der Welt, die es nicht verſchmäht haben, ſich bis hierher an die türkiſche Grenze zu verirren, um den Leuten den Groſchen, den ſie allenfalls noch erübrigt haben möchten, mit allerlei Schwank aus der Taſche zu locken.

Mitten auf dem Platze hat ein fahrender Van Aken ſein Gezelt aufgeſchlagen, und verkündet unter unausgeſetztem Trompetenſchall und Paukenſchlag die Offenbarung ſeiner ſieben theils lebenden, theils ausgeſtopfter Weltwunder in Form von fünfbeinigen Kälbern, ſchweinsköpfigen Lämmern, dreifüßigen Hähnen, dem ſtaunenden „verehrungswürdigen Publicum".

Einige Schritte weiter verſetzt ein Marionet-

tenſpieler, dem man es anhört, daß er die Sprache des Landes nur für den gegebenen Fall, und für dieſen auch nur äußerſt nothdürftig mit ſeinem angeborenen „Deutſch von der Spree" vertauſcht, die zahlreich verſammelte Zuhörerſchaft durch die horrible Geſchichte von Horia und Kloſka in gerechtes moraliſches Entſetzen.

An einer andern Stelle hat ein Ritter vom Würfel eine Miniaturſpielbank eröffnet, um gegen den Einſatz eines Kreuzers den Männern der Lika das Vergnügen von Homburg und Wiesbaden zu bereiten; und ſelbſt an Feuer- und Meſſerſchluckern, an Luftſpringern und Seiltänzern fehlt es nicht, damit der ſchöne Bund ſich zum herrlichen Ganzen runde.

Ein kleines, gebrechliches Kaleſchchen raſſelt jetzt über das holperige Pflaſter einher. Nur mühſam vermag es ſich durch das Gedränge Bahn zu machen, wenn auch die Weiber allenthalben zur Seite weichen, und die Männer ehrerbietig ihre Kappen abnehmen, ihre Saumroſſe, Hammel und Böcke bei Seite drängend.

Hoch oben auf dem Fuhrwerke erblicken wir

eine ſtädtiſch gekleidete Frau in Hut und Schleier, deren maſſiver Architectur, deren derben, rothen Wangen und desgleichen Händen wir es, ohne ihr nahe zu treten, auf den erſten Blick abmerken können, daß ihre Wiege unter keinem ſtädtiſchen Dache geſtanden, die Tracht, in der ſie ſich uns präſentirt, nicht die ihr angeborene ſei.

Vor einer Modewaarenhandlung — denn auch ſolche finden ſich auf dem Platze vor — macht der Wagen Halt, und die verſchleierte Dame ſteigt ab, um ſo vornehm als möglich vor dieſelbe hinzutreten und ihre Einkäufe zu machen.

Nach der Wähligkeit zu ſchließen, mit welcher die rothen Hände der Dame — eben nicht zart — unter den vorgelegten Stoffen herummuſtern, hervorziehen, zur Seite ſchieben, anpaſſen und immer wieder verwerfen, muß ſie ſehr viel Geſchmack beſitzen. Allein wir können es bald bemerken, daß ihr Geſchmack weder fein, noch ſonſt weit her, ſondern nur ſehr ſchwer zu befriedigen iſt, oder, richtiger geſagt, daß ſie eigentlich ſelbſt nicht recht weiß, was ſie will. Und urtheilen wir nach den Kleinigkeiten, für welche ſie ſich entſchließen zu wollen ſcheint, ſo werden wir ſogar finden, daß

ſie im Begriff iſt uns zu beweiſen, daß ſie gar keinen Geſchmack hat.

Doch ehe ſie ſich wirklich entſchloſſen haben wird, verzieht gewiß noch eine gute Weile, und wir haben bis dahin ſattſam Zeit, mit ihr näher bekannt zu werden.

Der Verkäufer — ein kaniſchaner Jude — ſpricht ſie „Euer Gnaden" an; ſeine Frau „Euer Gnaden, Frau von Oberlieutenantin!"

Soviel alſo hätten wir heraus, daß wir es mit einer Frau Oberlieutenantin zu thun haben. Allen Reſpekt! Wir müſſen jedoch geſtehen, daß dies, weit entfernt unſere Neugierde zu befriedigen, uns vielmehr nur noch neugieriger macht; denn was da auch immer dahinter ſei, mit dieſer Frau Oberlieutenantin muß es etwas haben.

Doch da kommt ja unſer Freund Athanaſſje Pawlowitſch, erhitzt und aufgeregt von den Präſentationen, die er eben gemacht, und ſtrahlend vor Seligkeit über den auszeichnenden Empfang, der ihm allenthalben geworden. Wenn es möglich iſt, ſo wollen wir ihn einige Minuten aufhalten. Der wird gewiß Auskunft wiſſen!

O, Athanaſſje Pawlowitſch iſt eine der koſt-

barſten Seelen, die es nur geben kann! Nach fünf Minuten wiſſen wir von der verſchleierten Dame Alles, was er ſelbſt und was nur irgend Jemand im ganzen Grenzerlande von ihr weiß.

Im Februar des Jahres 1848 noch ſah man dieſe Dame barfuß und im ſchlichten Linnenanzuge, ſowie heute hundert andere Weiber und Mädchen aus der Grenze, auf dieſem Platze ſitzen, vielleicht an derſelben Stelle, wo ſie heute Putzwaaren auswählt, und Hühner, Eier und Butter feil haben. Wenn ſie irgend etwas vor ihren Genoſſinnen auszeichnete, ſo war es, daß ihr Schatz um etwas mehr als Gemeiner, das heißt Gefreiter war.

Da wurde nach Italien gerüſtet. Das erſte Bataillon rückte aus und das dritte wurde unter die Waffen berufen. Ihr Schatz wurde bei dieſer Gelegenheit Corporal.

Einmal Corporal dachte er auch gleich ans Heirathen, und zwar aus ganz wohlberechneten Gründen. Träfe es ſich, daß auch das zweite Bataillon ausrücken und ſomit das vierte einberufen werden müßte, ſo hatte er alle Ausſicht zum Feldwebel zu avanciren. Ja, wenn ſich

vollends ein wenig Krieg entſpänne, ſo könnte es ihm ſogar leicht paſſiren, daß er Offizier würde, und dann — dann wäre es mit dem Heirathen für alle Zeit aus!

Denn man muß nur wiſſen, daß keinem Offizier der öſtreichiſchen Armee das Heirathen geſtattet wird, wenn er nicht, um für den Fall ſeines Todes ſeiner Frau eine Penſion zu ſichern, eine Caution von ſechstauſend Gulden zu hinterlegen vermag. War aber Jemand ſo vorſichtig, ſchon als Unteroffizier zu heirathen, ſo iſt er dieſer Caution, wenn er einmal zum Offizier vorrücken ſollte, auf die beſte Manier enthoben. Und unſer neugemünzter Corporal war ſo vorſichtig.

Als er Wind davon bekam, der Marſchbefehl für das Bataillon, in welchem er ſtand, ſei unterwegs, machte er ſeine gehorſamſte Meldung bei dem Herrn Oberſten und heirathete friſchweg. Freilich hieß es dann, ehe noch die Flitterwochen recht angefangen: „Fein Liebchen, ade! Scheiden thut weh!“ Darauf aber war man gefaßt; denn darauf war ja die ganze Heirath eigentlich gebaut.

Das Bataillon ging nach Mailand oder viel-

mehr vor Mailand, denn Mailand hatte mittlerweile bereits aufgehört kaiſerlich zu ſein, und machte den ganzen piemonteſiſchen Feldzug mit. Das Glück war dem jungen Ehemann günſtig, das heißt, er wurde nicht erſchoſſen, und da jeder unerſchoſſene Corporal ſeines Bataillons es in dieſem Feldzuge wenigſtens zum Lieutenant brachte, ſo wurde auch er Lieutenant und kehrte nach beendetem Feldzug vollends als Oberlieutenant in ſeine Heimat zurück.

Nun fand er da ein Weib, und zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung auch ein Kind, und durfte das Alles ſein nennen und ohne Pfennig Caution!

Die Frau Offizieritza aber hielt es fortan für unvereinbar mit ihrer Standeserhöhung, nach wie vor gleich den Weibern der „gemeinen Mannſchaft" einherzuſchreiten, ließ ſich ein „langes Kleid" machen, zwängte ſich in ein Corſet, ſetzte einen Hut auf, und hängte ein Shawl um die Schultern und einen Schleier übers Geſicht.

Ich merk' es dir an, lieber Leſer, du kannſt dich eines bemitleidenden Lächelns nicht enthalten, denn dieſer Zug der Frau Offizieritza gefällt

dir nicht. Unter uns geſagt, mir gefällt er auch nicht, und ich ſtimme ganz mit dir darin überein, daß es viel löblicher und auch ſchickſamer geweſen wäre, wenn es der Frau Offizieritza beliebt hätte, bei ihrer einfach nationalen und ganz maleriſch kleidſamen Grenzerfrauentracht zu bleiben. Ja, ich bin überzeugt, daß es für ſie nur von Vortheil hätte ſein können. Ich habe Frauen und Töchter wohlhabender Grenzer geſehen, die ſich in ihrer Nationaltracht reizend ausnahmen. Auch ſie mußte ſich darin nicht übel präſentiren. In dieſem Aufzuge aber kann man nicht umhin zu bekennen, ſieht ſie unbedingt eher einem, vor aller pariſer Mode warnenden Exempel, als irgend etwas Anderm ähnlich. Doch was iſt zu thun? Das iſt nun einmal der civiliſirende Fortſchritt!

Um aber auf die Heirathen zurückzukommen! Die Art und Weiſe, wie der Herr Gemahl unſerer Frau Oberlieutenantin ohne Caution zu einer Frau gekommen, iſt keineswegs ein Schachzug, für welchen er das Verdienſt der Erfindung in Anſpruch nehmen kann. Vielmehr iſt dieſes Syſtem, das ſtrenge Heirathsgeſetz, unter welchem die Offiziere ſtehen, zu umgehen, gerade ſo alt,

wie das Geſetz ſelbſt, und die es vorkommenden Falles in Anwendung bringen, ſind nicht nur Leute aus der „gemeinen Mannſchaft", ſondern ſelbſt höhere Offiziere und ſogar Generale, da dieſe auch nicht immer in der Verfaſſung ſind, von ihren Gagen die nöthigen Cautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückgelegt zu haben.

Befindet ſich nun einer dieſer Herren in der Lage, eines ſeiner Fräulein Töchter gern verſorgt zu ſehen, und fängt er namentlich an die begründete Beſorgniß zu hegen, daß jene ſchönen Tage von Aranjuez, in welchen die Waffen der Jugend und Schönheit allenfalls noch einen Sieg zu erringen vermöchten, im Niedergange ſeien, ſo wird dann irgend ein Feldwebel oder auch nur Corporal, wenn er ſich auch nur halbwegs zu geben weiß, eines ſchönen Morgens zum geheimen Rapport berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerſt das Fräulein gefragt, ob ihr der Mann gefalle, dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen möchte, und fällt die Antwort beiderſeits bejahend aus — wie wol meiſtens — ſo wird dem Feldwebel N. N. brevi manu die Heirathslicenz ertheilt und das

neue Paar, ehe die Sonne drei mal untergegangen, zur Copulation commandirt.

Daß die junge Frau an der Seite ihres Mannes bald einen, ihren „angeborenen Rechten" entsprechenden Rang in der Gesellschaft einnehme, dafür wird durch ein rasches Avancement des Schwiegersohns natürlich alsbald Sorge getragen. Wir wissen, daß so was möglich ist!

Nun aber wollen wir unsern Freund Athanassje Pawlowitsch nicht mehr aufhalten .... Vielleicht schon am nächsten Markttage sehen wir seine Frau und seine Töchter gerade so „maskirt" und in derselben Absicht auf diesem Platze erscheinen, wie heute die verschleierte Frau Oberlieutenantin! —

An der einen Seite des Generalathauses geht die Hauptstraße vorbei, die in unsern Stabsort führt. Etwas seitwärts von dieser Straße steht ein alter, buschiger Lindenbaum, der sich gerade in vollstem Duft und Blüten befindet. Um diesen Baum bemerken wir seit dem frühesten Morgen eine bunte Menge von Männern und Weibern, Greisen und Kindern zu einem dichten Knäuel gedrängt, von welchem sich von Zeit zu Zeit Ein-

keine losließen, um ſich von da aus im Gewühle des Marktes zu verlieren, indeß Andere, die von anderwärts eben angekommen, hier eine Weile Halt machen und den Knäuel wieder ergänzen, ehe ſie ihren Weg weiter fortſetzen.

Aus der Mitte dieſes Knäuels dringen mit merkwürdiger Unermüdlichkeit die ſchrillen Töne eines ziemlich heiſern Inſtruments und die einer noch viel heiſerern Stimme, durch ihre Kraft nicht ſowol als durch ihre Höhe und Eindringlichkeit den Lärm des Marktes übertönend, zu uns herüber, und wir können es uns nicht verſagen, näher zu treten und nachzuſchauen, was es da gebe.

Unter dem Baume, auf einem Häuflein Steinen ſitzend, finden wir da einen jener wandernden Poeten und Sänger des Südſlaventhums, von denen uns in den Schriften der verſchiedenen Reiſenden bereits ſo viel erzählt worden, daß wir ſie unter dem Namen der „Guslars" als längſt nicht mehr unbekannt wol vorausſetzen können.

Der Guslar, den wir vor uns haben, iſt ein alter, ſteinalter Mann. Wie er daſitzt in ſeinem vielfach geflickten, zwillichnen Kittel, mit halbnackten braunen Beinen und halbnackten braunen

Armen, und mit einem kurzen, mit ſchwarzem Roßhaar beſpannten Fidelbogen die einſaitige Gusle, die er, etwa wie ein Violoncell, zwiſchen den Knien hält, ſtreichend, und das vielfach gefurchte, klagende braune Antlitz mit den beiden geblendeten Augen gegen die Sonne erhebend und mit herzbrechender Stimme ſeine eintönigen Verſe gegen den blauen Frühlingshimmel hinauf recitirend, iſt es kein Wunder, daß er auf die vorüberkommenden, urwüchſigen Bewohner der Lika und der Meeresküſte eine ſo unwiderſtehliche Macht ausübt, daß ſie ſtehen bleiben und ihn ſo lange anhören müſſen, bis ſie tiefergriffen in ihre Torba (Umhängtaſche) greifen und eine handvoll Mais oder Bohnen, oder ein Stück Brot, oder, wenn ſie können, eine kleine Kupfermünze auf das für dieſen Zweck auf dem Boden ausgebreitete Tuch fallen laſſen.

Er hat ſoeben ein Lied beendet und ſenkt einen Augenblick das blinde Haupt gegen die entblößte braune Bruſt und den Fidelbogen in den Schoos, um auszuraſten.

Von Mund zu Mund inzwiſchen geht die Bewunderung des Ebengehörten und die Scheiden-

[illegible] [illegible] [illegible] [

ſamkeit. Dann ein kurzes Vorſpiel auf der Gusle und in einem äußerſt kläglichen Tonfalle fängt der Alte an zu recitiren:

„Sind es Flammen, die durchs Land hinſchreiten,
Wälder ſengend, Saaten niederbrennend?
Flammen ſind's nicht, die durchs Land hinſchreiten,
Aber flammend brennt die Sonne nieder,
Sengt die Wälder, legt das Feld in Trocknis,
Dörrt den Boden heiß zu ſpröbem Backſtein,
Daß der Samen nicht vermag zu keimen.
Nicht am Halm die goldene Frucht zu reifen,
Und vom Himmel fällt nicht Thau, nicht Regen!

Arme Grenze, armes Land der Aermſten,
Sag' wie magſt du deine Kinder nähren,
Die da ſäten und dafür nicht ernten?
Wer gibt Brot den Kleinen, die da hungern?
Wer gibt Brot den Alten, die da frohnen?
Ausziehn müſſen Väter in die Bergſchlucht,
Mit den Wölfen um das Aas zu ringen,
Söhn' und Mütter in die Ferne wandern,
Vor den Thüren Azung zu erflehen!

Schlimm, o Grenze, armes Land der Aermſten,
Schlimm ergeht es deinen wackern Söhnen,
Schlimm, ſowie es niemals noch ergangen;
Schlimmer aber als wie Marim Watritſch
Hat die böſe Noth betroffen Keinen!

barſten Seelen, die es nur geben kann! Nach fünf Minuten wiſſen wir von der verſchleierten Dame Alles, was er ſelbſt und was nur irgend Jemand im ganzen Grenzerlande von ihr weiß.

Im Februar des Jahres 1848 noch ſah man dieſe Dame barfuß und im ſchlichten Linnenanzuge, ſowie heute hundert andere Weiber und Mädchen aus der Grenze, auf dieſem Platze ſitzen, vielleicht an derſelben Stelle, wo ſie heute Putzwaaren auswählt, und Hühner, Eier und Butter feil haben. Wenn ſie irgend etwas vor ihren Genoſſinnen auszeichnete, ſo war es, daß ihr Schatz um etwas mehr als Gemeiner, das heißt Gefreiter war.

Da wurde nach Italien gerüſtet. Das erſte Bataillon rückte aus und das dritte wurde unter die Waffen berufen. Ihr Schatz wurde bei dieſer Gelegenheit Corporal.

Einmal Corporal dachte er auch gleich ans Heirathen, und zwar aus ganz wohlberechneten Gründen. Träfe es ſich, daß auch das zweite Bataillon ausrücken und ſomit das vierte einberufen werden müßte, ſo hatte er alle Ausſicht zum Feldwebel zu avanciren. Ja, wenn ſich

vollends ein wenig Krieg entſpänne, ſo könnte es ihm ſogar leicht paſſiren, daß er Offizier würde, und dann — dann wäre es mit dem Heirathen für alle Zeit aus!

Denn man muß nur wiſſen, daß keinem Offizier der öſtreichiſchen Armee das Heirathen geſtattet wird, wenn er nicht, um für den Fall ſeines Todes ſeiner Frau eine Penſion zu ſichern, eine Caution von ſechstauſend Gulden zu hinterlegen vermag. War aber Jemand ſo vorſichtig, ſchon als Unteroffizier zu heirathen, ſo iſt er dieſer Caution, wenn er einmal zum Offizier vorrücken ſollte, auf die beſte Manier enthoben. Und unſer neugemünzter Corporal war ſo vorſichtig.

Als er Wind davon bekam, der Marſchbefehl für das Bataillon, in welchem er ſtand, ſei unterwegs, machte er ſeine gehorſamſte Meldung bei dem Herrn Oberſten und heirathete friſchweg. Freilich hieß es dann, ehe noch die Flitterwochen recht angefangen: „Fein Liebchen, ade! Scheiden thut weh!“ Darauf aber war man gefaßt; denn darauf war ja die ganze Heirath eigentlich gebaut.

Das Bataillon ging nach Mailand oder viel-

mehr vor Mailand, denn Mailand hatte mittlerweile bereits aufgehört kaiſerlich zu ſein, und machte den ganzen piemonteſiſchen Feldzug mit. Das Glück war dem jungen Ehemann günſtig, das heißt, er wurde nicht erſchoſſen, und da jeder unerſchoſſene Corporal ſeines Bataillons es in dieſem Feldzuge wenigſtens zum Lieutenant brachte, ſo wurde auch er Lieutenant und kehrte nach beendetem Feldzug vollends als Oberlieutenant in ſeine Heimat zurück.

Nun fand er da ein Weib, und zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung auch ein Kind, und durfte das Alles ſein nennen und ohne Pfennig Caution!

Die Frau Offizieritza aber hielt es fortan für unvereinbar mit ihrer Standeserhöhung, nach wie vor gleich den Weibern der „gemeinen Mannſchaft" einherzuſchreiten, ließ ſich ein „langes Kleid" machen, zwängte ſich in ein Corſet, ſetzte einen Hut auf, und hängte ein Shawl um die Schultern und einen Schleier übers Geſicht.

Ich merk' es dir an, lieber Leſer, du kannſt dich eines bemitleidenden Lächelns nicht enthalten, denn dieſer Zug der Frau Offizieritza gefällt

dir nicht. Unter uns geſagt, mir gefällt er auch nicht, und ich ſtimme ganz mit dir darin überein, daß es viel löblicher und auch ſchickſamer geweſen wäre, wenn es der Frau Offizieritza beliebt hätte, bei ihrer einfach nationalen und ganz maleriſch kleidſamen Grenzerfrauentracht zu bleiben. Ja, ich bin überzeugt, daß es für ſie nur von Vortheil hätte ſein können. Ich habe Frauen und Töchter wohlhabender Grenzer geſehen, die ſich in ihrer Nationaltracht reizend ausnahmen. Auch ſie mußte ſich darin nicht übel präſentiren. In dieſem Aufzuge aber kann man nicht umhin zu bekennen, ſieht ſie unbedingt eher einem, vor aller pariſer Mode warnenden Exempel, als irgend etwas Anderm ähnlich. Doch was iſt zu thun? Das iſt nun einmal der civiliſirende Fortſchritt!

Um aber auf die Heirathen zurückzukommen! Die Art und Weiſe, wie der Herr Gemahl unſerer Frau Oberlieutenantin ohne Caution zu einer Frau gekommen, iſt keineswegs ein Schachzug, für welchen er das Verdienſt der Erfindung in Anſpruch nehmen kann. Vielmehr iſt dieſes Syſtem, das ſtrenge Heirathsgeſetz, unter welchem die Offiziere ſtehen, zu umgehen, gerade ſo alt,

wie das Geſetz ſelbſt, und die es vorkommenden Falles in Anwendung bringen, ſind nicht nur Leute aus der „gemeinen Mannſchaft", ſondern ſelbſt höhere Offiziere und ſogar Generale, da dieſe auch nicht immer in der Verfaſſung ſind, von ihren Gagen die nöthigen Cautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückgelegt zu haben.

Befindet ſich nun einer dieſer Herren in der Lage, eines ſeiner Fräulein Töchter gern verſorgt zu ſehen, und fängt er namentlich an die begründete Beſorgniß zu hegen, daß jene ſchönen Tage von Aranjuez, in welchen die Waffen der Jugend und Schönheit allenfalls noch einen Sieg zu erringen vermöchten, im Niedergange ſeien, ſo wird dann irgend ein Feldwebel oder auch nur Corporal, wenn er ſich auch nur halbwegs zu geben weiß, eines ſchönen Morgens zum geheimen Rapport berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerſt das Fräulein gefragt, ob ihr der Mann gefalle, dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen möchte, und fällt die Antwort beiderſeits bejahend aus — wie wol meiſtens — ſo wird dem Feldwebel N. N. brevi manu die Heirathslicenz ertheilt und das

ene Paar, ehe die Sonne drei mal untergegan-
en, zur Copulation commandirt.

Daß die junge Frau an der Seite ihres
annes bald einen, ihren „angeborenen Rechten"
ntſprechenden Rang in der Geſellſchaft einnehme,
afür wird durch ein raſches Avancement des
chwiegerſohns natürlich alsbald Sorge getragen.
ir wiſſen, daß ſo was möglich iſt!

Nun aber wollen wir unſern Freund Atha-
aſſie Pawlowitſch nicht mehr aufhalten ....
ielleicht ſchon am nächſten Markttage ſehen wir
ine Frau und ſeine Töchter gerade ſo „maskirt"
nd in derſelben Abſicht auf dieſem Platze er-
heinen, wie heute die verſchleierte Frau Ober-
ieutenantin! —

An der einen Seite des Generalathauſes geht
ie Hauptſtraße vorbei, die in unſern Stabsort
ührt. Etwas ſeitwärts von dieſer Straße ſteht
in alter, buſchiger Lindenbaum, der ſich gerade
n vollſtem Duft und Blüten befindet. Um dieſen
aum bemerken wir ſeit dem früheſten Morgen
ine bunte Menge von Männern und Weibern,
reiſen und Kindern zu einem dichten Knäuel
edrängt, von welchem ſich von Zeit zu Zeit Ein-

ſeine losließen, um ſich von da aus im Gewühle des Marktes zu verlieren, indeß Andere, die von auswärts eben angekommen, hier eine Weile Halt machen und den Knäuel wieder ergänzen, ehe ſie ihren Weg weiter fortſetzen.

Aus der Mitte dieſes Knäuels dringen mit merkwürdiger Unermüdlichkeit die ſchrillen Töne eines ziemlich heiſern Inſtruments und die einer noch viel heiſerern Stimme, durch ihre Kraft nicht ſowol als durch ihre Höhe und Eindringlichkeit den Lärm des Marktes übertönend, zu uns herüber, und wir können es uns nicht verſagen, näher zu treten und nachzuſchauen, was es da gebe.

Unter dem Baume, auf einem Häuflein Steinen ſitzend, finden wir da einen jener wandernden Poeten und Sänger des Südſlaventhums, von denen uns in den Schriften der verſchiedenen Reiſenden bereits ſo viel erzählt worden, daß wir ſie unter dem Namen der „Guslars" als längſt nicht mehr unbekannt wol vorausſetzen können.

Der Guslar, den wir vor uns haben, iſt ein alter, ſteinalter Mann. Wie er daſitzt in ſeinem vielfach geflickten, zwillichnen Kittel, mit halbnackten braunen Beinen und halbnackten braunen

Armen, und mit einem kurzen, mit ſchwarzem Roßhaar beſpannten Fidelbogen die einſaitige Gusle, die er, etwa wie ein Violoncell, zwiſchen den Knien hält, ſtreichend, und das vielfach gefurchte, klagende braune Antlitz mit den beiden geblendeten Augen gegen die Sonne erhebend und mit herzbrechender Stimme ſeine eintönigen Verſe gegen den blauen Frühlingshimmel hinauf recitirend, iſt es kein Wunder, daß er auf die vorüberkommenden, urwüchſigen Bewohner der Lika und der Meeresküſte eine ſo unwiderſtehliche Macht ausübt, daß ſie ſtehen bleiben und ihn ſo lange anhören müſſen, bis ſie tiefergriffen in ihre Torba (Umhängtaſche) greifen und eine handvoll Mais oder Bohnen, oder ein Stück Brot, oder, wenn ſie können, eine kleine Kupfermünze auf das für dieſen Zweck auf dem Boden ausgebreitete Tuch fallen laſſen.

Er hat ſoeben ein Lied beendet und ſenkt einen Augenblick das blinde Haupt gegen die entblößte braune Bruſt und den Fidelbogen in den Schoos, um auszuraſten.

Von Mund zu Mund inzwiſchen geht die Bewunderung des Ebengehörten und die Scheiden-

den preiſen es den Ankommenden ſo eindringlich, daß dieſe den Wunſch nicht unterdrücken können, der Alte möchte es wiederholen.

Der Guslar merkt dies, athmet tief auf, erhebt ſein Haupt wieder gegen die Sonne, ſetzt den Fidelbogen an und beginnt:

„Brüder und Schweſtern, die Ihr mit eigenen Augen ſeht, und keines Führers bedürft und keiner Gusle, um durch die Welt zu kommen, ſeid mir aufmerkſame Zuhörer! Denn das Lied, das ich Euch ſingen werde, iſt ein gar trauriges Lied, ein gar herzzerreißendes Lied, und ich habe es ſelber gehört vor nicht gar vielen Jahren, damals als das ſchreckliche Hungerjahr war, wie es der arme Marim Watritſch ſang, im Stockhauſe zu Gradiſka, mit den Armen die Eiſengitter ſeines Kerkerfenſters umklammernd, als ich mich eben hingeſetzt hatte in den Schatten, dem Stockhauſe gegenüber, um auszuraſten. Und ſowie ich es Euch vorſinge, ſo hat er es ſelber in ſeinem Kerker geſungen, denn ich habe mir es Wort für Wort gemerkt, und weder etwas vergeſſen noch hinzugethan!“

Allgemeine Spannung, allgemeine Aufmerk-

ſamkeit. Dann ein kurzes Vorſpiel auf der Gusle und in einem äußerſt kläglichen Tonfalle fängt der Alte an zu recitiren:

„Sind es Flammen, die durchs Land hinſchreiten,
Wälder ſengend, Saaten niederbrennend?
Flammen ſind's nicht, die durchs Land hinſchreiten,
Aber flammend brennt die Sonne nieder,
Sengt die Wälder, legt das Feld in Trockniß,
Dörrt den Boden heiß zu ſprödem Backſtein,
Daß der Samen nicht vermag zu keimen,
Nicht am Halm die goldene Frucht zu reifen,
Und vom Himmel fällt nicht Thau, nicht Regen!

Arme Grenze, armes Land der Aermſten,
Sag' wie magſt du deine Kinder nähren,
Die da ſäten und dafür nicht ernten?
Wer gibt Brot den Kleinen, die da hungern?
Wer gibt Brot den Alten, die da frohnen?
Ausziehn müſſen Väter in die Bergſchlucht,
Mit den Wölfen um das Aas zu ringen,
Söhn' und Mütter in die Ferne wandern,
Vor den Thüren Azung zu erflehen!

Schlimm, o Grenze, armes Land der Aermſten,
Schlimm ergeht es deinen wackern Söhnen,
Schlimm, ſowie es niemals noch ergangen;
Schlimmer aber als wie Marim Watritſch
Hat die böſe Noth betroffen Keinen!

Lange währt die Friſt von zwanzig Jahren,
Lang' für Den, den Elend drückt und Kummer,
Deſſen Daſein nichts iſt als Entbehren,
Schwere Arbeit, Sorge und Bedrängniß.
Maxim Watritſch aber trug dies Alles,
Trug es ohne Murren, ohne Klage
An der Seite ſeines lieben Weibes,
In der Mitte ſeiner ſieben Kleinen.
Treu gehorſam von der erſten Stunde,
Da dem Kaiſer er ſein Blut verſchworen,
Hört' er auf den Ruf des Kapitänes,
Streng erfüllend jegliches Commando.

An der Save, in dem Schilf der Una,
Auf dem Söller einſamer Tſchardaken
Stand er oft im heißen Brand der Sonne,
Oefter noch im Brauſen ſchnee'ger Stürme
Und in klarer, tödtend eiſ'ger Froſtnacht,
Späh'nd hinüber nach den Türkenufern,
Daß kein Span von drüben konnt' nach hüben,
Wie viel wen'ger eines Türken Fahrzeug,
Während Andre kühl im Schatten ſaßen
Oder heim am wohl durchwärmten Ofen.
Auf den Straßen ſchwang er ſeinen Hammer,
Uebend treu die zugemeſſne Frohne;
Nach der Feſtung ohne Murren ſchritt er,
Vor dem Haus des Oberſten zu ſchildern
Oder vor dem feſtverrammten Stockhaus;
Bei dem Stabe, auf dem Exercierplatz
Hielt er aus, ſo lange man's begehrte.

Wenn daheim ſein Weib auch lag in Nöthen,
Hungernd ihm die Kinder ſchier verkamen.
Treulich jedes Monats zwanzig Tage
Zollt' er ſeinem Dienſt und der Muskete;
Seinem Haus des kargen Reſtes Mühen,
Ihn verlängernd durch des Schlafs Entbehrung.

Auch die Noth des ſegenloſen Jahres
Trug er ſtandhaft, trug es in Ergebung,
Daß ſein Feld ihm hingewelkte Halmen,
Stoppeln gab ſtatt heißerſehnter Ernte;
Klagte nie, und ging vor'm Haus des Hauptmanns
Leichten Schritts als Schildwach' auf und nieder,
Wenn auch ſchweren Herzens, leeren Magens.

Nach Gradiſka abruft der Befehl ihn
Zur Parade, nach der Save-Veſte,
Die von Wien des Kaiſers Abgeſandter
Kam zu muſtern und die Regimenter.
Hinzieht er und bleibt dort vierzehn Tage,
Spart die Löhnung, ſpart ſich ab ſein Tagbrot,
Heimgekehrt ſein ſiechend Weib zu laben.
Heimgekehrt — begegnet er der Bahre,
Drauf ſein Weib ſie aus dem Hauſe tragen
Und mit ihr das jüngſte ſeiner Kleinen,
Die indeß den Hungertod erlegen.
Arme Mutter! Viel hat ſie gelitten!
Sterbend ſchon des Brotes letzte Krume
Hielt ſie hin dem halbverkommnen Kinde,
Starb, und konnt' den Säugling doch nicht retten!

mehr vor Mailand, denn Mailand hatte mittlerweile bereits aufgehört kaiſerlich zu ſein, und machte den ganzen piemonteſiſchen Feldzug mit. Das Glück war dem jungen Ehemann günſtig, das heißt, er wurde nicht erſchoſſen, und da jeder unerſchoſſene Corporal ſeines Bataillons es in dieſem Feldzuge wenigſtens zum Lieutenant brachte, ſo wurde auch er Lieutenant und kehrte nach beendetem Feldzug vollends als Oberlieutenant in ſeine Heimat zurück.

Nun fand er da ein Weib, und zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung auch ein Kind, und durfte das Alles ſein nennen und ohne Pfennig Caution!

Die Frau Offizieritza aber hielt es fortan für unvereinbar mit ihrer Standeserhöhung, nach wie vor gleich den Weibern der „gemeinen Mannſchaft" einherzuſchreiten, ließ ſich ein „langes Kleid" machen, zwängte ſich in ein Corſet, ſetzte einen Hut auf, und hängte ein Shawl um die Schultern und einen Schleier übers Geſicht.

Ich merk' es dir an, lieber Leſer, du kannſt dich eines bemitleidenden Lächelns nicht enthalten, denn dieſer Zug der Frau Offizieritza gefällt

dir nicht. Unter uns geſagt, mir gefällt er auch nicht, und ich ſtimme ganz mit dir darin überein, daß es viel löblicher und auch ſchickſamer geweſen wäre, wenn es der Frau Offizieritza beliebt hätte, bei ihrer einfach nationalen und ganz maleriſch kleidſamen Grenzerfrauentracht zu bleiben. Ja, ich bin überzeugt, daß es für ſie nur von Vortheil hätte ſein können. Ich habe Frauen und Töchter wohlhabender Grenzer geſehen, die ſich in ihrer Nationaltracht reizend ausnahmen. Auch ſie mußte ſich darin nicht übel präſentiren. In dieſem Aufzuge aber kann man nicht umhin zu bekennen, ſteht ſie unbedingt eher einem, vor aller pariſer Mode warnenden Exempel, als irgend etwas Anderm ähnlich. Doch was iſt zu thun? Das iſt nun einmal der civiliſirende Fortſchritt!

Um aber auf die Heirathen zurückzukommen! Die Art und Weiſe, wie der Herr Gemahl unſerer Frau Oberlieutenantin ohne Caution zu einer Frau gekommen, iſt keineswegs ein Schachzug, für welchen er das Verdienſt der Erfindung in Anſpruch nehmen kann. Vielmehr iſt dieſes Syſtem, das ſtrenge Heirathsgeſetz, unter welchem die Offiziere ſtehen, zu umgehen, gerade ſo alt,

wie das Geſetz ſelbſt, und die es vorkommenden Falles in Anwendung bringen, ſind nicht nur Leute aus der „gemeinen Mannſchaft", ſondern ſelbſt höhere Offiziere und ſogar Generale, da dieſe auch nicht immer in der Verfaſſung ſind, von ihren Gagen die nöthigen Cautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückgelegt zu haben.

Befindet ſich nun einer dieſer Herren in der Lage, eines ſeiner Fräulein Töchter gern verſorgt zu ſehen, und fängt er namentlich an die begründete Beſorgniß zu hegen, daß jene ſchönen Tage von Aranjuez, in welchen die Waffen der Jugend und Schönheit allenfalls noch einen Sieg zu erringen vermöchten, im Niedergange ſeien, ſo wird dann irgend ein Feldwebel oder auch nur Corporal, wenn er ſich auch nur halbwegs zu geben weiß, eines ſchönen Morgens zum geheimen Rapport berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerſt das Fräulein gefragt, ob ihr der Mann gefalle, dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen möchte, und fällt die Antwort beiderſeits bejahend aus — wie wol meiſtens — ſo wird dem Feldwebel N. N. brevi manu die Heirathslicenz ertheilt und das

neue Paar, ehe die Sonne drei mal untergegangen, zur Copulation commandirt.

Daß die junge Frau an der Seite ihres Mannes bald einen, ihren „angeborenen Rechten" entſprechenden Rang in der Geſellſchaft einnehme, dafür wird durch ein raſches Avancement des Schwiegerſohns natürlich alsbald Sorge getragen. Wir wiſſen, daß ſo was möglich iſt!

Nun aber wollen wir unſern Freund Athanaſſie Pawlowitſch nicht mehr aufhalten .... Vielleicht ſchon am nächſten Markttage ſehen wir ſeine Frau und ſeine Töchter gerade ſo „maskirt" und in derſelben Abſicht auf dieſem Platze erſcheinen, wie heute die verſchleierte Frau Oberlieutenantin! —

An der einen Seite des Generalathauſes geht die Hauptſtraße vorbei, die in unſern Stabsort führt. Etwas ſeitwärts von dieſer Straße ſteht ein alter, buſchiger Lindenbaum, der ſich gerade in vollſtem Duft und Blüten befindet. Um dieſen Baum bemerken wir ſeit dem früheſten Morgen eine bunte Menge von Männern und Weibern, Greiſen und Kindern zu einem dichten Knäuel gedrängt, von welchem ſich von Zeit zu Zeit Ein-

zelne loslöſen, um ſich von da aus im Gewühle des Marktes zu verlieren, indeß Andere, die von auswärts eben angekommen, hier eine Weile Halt machen und den Knäuel wieder ergänzen, ehe ſie ihren Weg weiter fortſetzen.

Aus der Mitte dieſes Knäuels dringen mit merkwürdiger Unermüdlichkeit die ſchrillen Töne eines ziemlich heiſern Inſtruments und die einer noch viel heiſerern Stimme, durch ihre Kraft nicht ſowol als durch ihre Höhe und Eindringlichkeit den Lärm des Marktes übertönend, zu uns herüber, und wir können es uns nicht verſagen, näher zu treten und nachzuſchauen, was es da gebe.

Unter dem Baume, auf einem Häuflein Steinen ſitzend, finden wir da einen jener wandernden Poeten und Sänger des Südſlaventhums, von denen uns in den Schriften der verſchiedenen Reiſenden bereits ſo viel erzählt worden, daß wir ſie unter dem Namen der „Guslars" als längſt nicht mehr unbekannt wol vorausſetzen können.

Der Guslar, den wir vor uns haben, iſt ein alter, steinalter Mann. Wie er daſitzt in ſeinem vielfach geflickten, zwillichnen Kittel, mit halbnackten braunen Beinen und halbnackten braunen

Armen, und mit einem kurzen, mit ſchwarzem Roßhaar beſpannten Fidelbogen die einſaitige Gusle, die er, etwa wie ein Violoncell, zwiſchen den Knien hält, ſtreichend, und das vielfach gefurchte, klagende braune Antlitz mit den beiden geblendeten Augen gegen die Sonne erhebend und mit herzbrechender Stimme ſeine eintönigen Verſe gegen den blauen Frühlingshimmel hinauf recitirend, iſt es kein Wunder, daß er auf die vorüberkommenden, urwüchſigen Bewohner der Lika und der Meeresküſte eine ſo unwiderſtehliche Macht ausübt, daß ſie ſtehen bleiben und ihn ſo lange anhören müſſen, bis ſie tiefergriffen in ihre Torba (Umhängtaſche) greifen und eine handvoll Mais oder Bohnen, oder ein Stück Brot, oder, wenn ſie können, eine kleine Kupfermünze auf das für dieſen Zweck auf dem Boden ausgebreitete Tuch fallen laſſen.

Er hat ſoeben ein Lied beendet und ſenkt einen Augenblick das blinde Haupt gegen die entblößte braune Bruſt und den Fidelbogen in den Schoos, um auszuraſten.

Von Mund zu Mund inzwiſchen geht die Bewunderung des Ebengehörten und die Scheiden-

den preiſen es den Ankommenden ſo eindringlich, daß dieſe den Wunſch nicht unterdrücken können, der Alte möchte es wiederholen.

Der Guslar merkt dies, athmet tief auf, erhebt ſein Haupt wieder gegen die Sonne, ſetzt den Fidelbogen an und beginnt:

„Brüder und Schweſtern, die Ihr mit eigenen Augen ſeht, und keines Führers bedürft und keiner Gusle, um durch die Welt zu kommen, ſeid mir aufmerkſame Zuhörer! Denn das Lied, das ich Euch ſingen werde, iſt ein gar trauriges Lied, ein gar herzzerreißendes Lied, und ich habe es ſelber gehört vor nicht gar vielen Jahren, damals als das ſchreckliche Hungerjahr war, wie es der arme Maxim Watritſch ſang, im Stockhauſe zu Gradiſka, mit den Armen die Eiſengitter ſeines Kerkerfenſters umklammernd, als ich mich eben hingeſetzt hatte in den Schatten, dem Stockhauſe gegenüber, um auszuraſten. Und ſowie ich es Euch vorſinge, ſo hat er es ſelber in ſeinem Kerker geſungen, denn ich habe mir es Wort für Wort gemerkt, und weder etwas vergeſſen noch hinzugethan!“

Allgemeine Spannung, allgemeine Aufmerk-

ſamkeit. Dann ein kurzes Vorſpiel auf der Gusle und in einem äußerſt kläglichen Tonfalle fängt der Alte an zu recitiren:

„Sind es Flammen, die durchs Land hinſchreiten,
Wälder ſengend, Saaten niederbrennend?
Flammen ſind's nicht, die durchs Land hinſchreiten,
Aber flammend brennt die Sonne nieder,
Sengt die Wälder, legt das Feld in Trockniß,
Dörrt den Boden heiß zu ſprödem Backſtein,
Daß der Samen nicht vermag zu keimen,
Nicht am Halm die goldene Frucht zu reifen,
Und vom Himmel fällt nicht Thau, nicht Regen!

Arme Grenze, armes Land der Aermſten,
Sag' wie magſt du deine Kinder nähren,
Die da ſäten und dafür nicht ernten?
Wer gibt Brot den Kleinen, die da hungern?
Wer gibt Brot den Alten, die da frohnen?
Ausziehn müſſen Väter in die Bergſchlucht,
Mit den Wölfen um das Aas zu ringen,
Söhn' und Mütter in die Ferne wandern,
Vor den Thüren Azung zu erflehen!

Schlimm, o Grenze, armes Land der Aermſten,
Schlimm ergeht es deinen wackern Söhnen,
Schlimm, ſowie es niemals noch ergangen;
Schlimmer aber als wie Marim Watritſch
Hat die böſe Noth betroffen Keinen!

Lange währt die Friſt von zwanzig Jahren,
Lang' für Den, den Elend drückt und Kummer,
Deſſen Daſein nichts iſt als Entbehren,
Schwere Arbeit, Sorge und Bedrängniß.
Maxim Watritſch aber trug dies Alles,
Trug es ohne Murren, ohne Klage
An der Seite ſeines lieben Weibes,
In der Mitte ſeiner ſieben Kleinen.
Treu gehorſam von der erſten Stunde,
Da dem Kaiſer er ſein Blut verſchworen,
Hört' er auf den Ruf des Kapitänes,
Streng erfüllend jegliches Commando.

An der Save, in dem Schilf der Una,
Auf dem Söller einſamer Tſcharbaken
Stand er oft im heißen Brand der Sonne,
Oefter noch im Brauſen ſchnee'ger Stürme
Und in klarer, tödtend eiſ'ger Froſtnacht,
Späh'nd hinüber nach den Türkenufern,
Daß kein Span von drüben konnt' nach hüben,
Wie viel wen'ger eines Türken Fahrzeug,
Während Andre kühl im Schatten ſaßen
Oder heim am wohl durchwärmten Ofen.
Auf den Straßen ſchwang er ſeinen Hammer,
Uebend treu die zugemeſſne Frohne;
Nach der Feſtung ohne Murren ſchritt er,
Vor dem Haus des Oberſten zu ſchildern
Oder vor dem feſtverrammten Stockhaus;
Bei dem Stabe, auf dem Exercierplatz
Hielt er aus, ſo lange man's begehrte,

Wenn daheim ſein Weib auch lag in Nöthen,
Hungernd ihm die Kinder ſchier verkamen.
Treulich jedes Monats zwanzig Tage
Zollt' er ſeinem Dienſt und der Muskete;
Seinem Haus des kargen Reſtes Mühen,
Ihn verlängernd durch des Schlafs Entbehrung.

Auch die Noth des ſegenloſen Jahres
Trug er ſtandhaft, trug es in Ergebung,
Daß ſein Feld ihm hingewelkte Halmen,
Stoppeln gab ſtatt heißerſehnter Ernte;
Klagte nie, und ging vor'm Haus des Hauptmanns
Leichten Schritts als Schildwach' auf und nieder,
Wenn auch ſchweren Herzens, leeren Magens.

Nach Gradiſka abruft der Befehl ihn
Zur Parade, nach der Save-Veſte,
Die von Wien des Kaiſers Abgeſandter
Kam zu muſtern und die Regimenter.
Hinzieht er und bleibt dort vierzehn Tage,
Spart die Löhnung, ſpart ſich ab ſein Tagbrot,
Heimgekehrt ſein ſiechend Weib zu laben.
Heimgekehrt — begegnet er der Bahre,
Drauf ſein Weib ſie aus dem Hauſe tragen
Und mit ihr das jüngſte ſeiner Kleinen,
Die indeß den Hungertod erlegen.
Arme Mutter! Viel hat ſie gelitten!
Sterbend ſchon des Brotes letzte Krume
Hielt ſie hin dem halbverkommnen Kinde,
Starb, und konnt' den Säugling doch nicht retten!

Maxim aber trug auch dieses schweigend,
Blieb ihm doch ein rüst'ger Sohn zur Seite,
Der ihm helfe für die Waiſ'lein sorgen,
Unbeholfne, mutterlose Waisen!

Sieh, da kommt ein Brief vom Regimente,
Ruft den Sohn ihm nach dem fernsten Tschardak,
Die empörten Bosnier zu bewachen.
Schwer entläßt den Sohn er und mit Thränen;
Denn erst achtzehn Jahre zählt der Junge,
Und auf ihm ruht alle seine Hoffnung.
Schwer ihn wol entläßt er; doch Befehl ist's
Und Befehlen nie noch widerstrebt er.
Auszieht Watritsch Iwo nach dem Tschardak;
Aus wol zieht er, doch kehrt niemals wieder.
Eine Kugel von dem Bosner Ufer
Riß ihn nieder von des Tschardaks Söller,
Riß ihn nieder, und im Strom versank er.

Maxim Watritsch trug auch dieses schweigend.
Blieb ihm doch ein Paar noch rüst'ger Arme!
Halfen die bis nun, warum nicht weiter?
Helfen! Doch womit? Vermag aus Felsen
Rüst'ger Arme Kraft je Brot zu zwingen?
Wandeln jemals Schollen sie zu Fleische?

Vierzehn Tage hört im Trauerhause
Duldend er das Fleh'n der armen Würmer,
Hört nach Brot ihr ungeduldig Schreien,
Borgt, woher zu borgen und zu nehmen.

Doch als leer auch rings der Leiher Hände,
Geht hinaus er in die klare Mondnacht,
Seines Elends Schwere zu vergeſſen,
So ſein Elend, wie der Kleinen Nothruf,
Geht hinaus und wandelt längs der Straße.

Horch, was hört mit einmal er von ferne,
Und was ſieht er näher ſtets heranziehn?
Hochbeladen zwanzig ſchwere Karren,
Daß im Sand die breiten Räder knarren,
Ziehn aus dem geſegneten Banate,
Ziehn herauf, fruchtreicher Ebnen Spende,
Schnöde wuchernd an das Meer zu fördern!

Zwanzig Fuhren Segen goldner Garben,
Gott! — und ſeine armen Kinder darben!

Eh' er's dacht', und eh' er's recht begonnen,
Rollt der Karren Reih' an ihm vorüber,
Rollt vorüber auch der Karren letzter — —
Länger nicht kann's Marim Watritſch anſchau'n!

Aus dem Gürtel zuckt er ſeinen Handjar,
Tritt bedachten Schrittes an den Karren,
Stößt hinein die blankgewetzte Waffe,
Daß das Korn des Linnens Haft entquille,
Und was kornweis ſich verſtreut im Gleiſe,
Aufgeleſen, ſeine Kleinen ſpeiſe.

Doch — da er den blanken Stahl zurückzieht,
Ihn zurückzieht, goldnes Korn erwartend,

Was erblickt er, daß er bleich zurückſchreckt,
Und der Stahl entſinkt dem nerv'gen Arme?
Wehe! Goldne Saat hat er gefodert —
Rothes Blut ſpritzt ihm dafür entgegen,
Weh', des Kornes Herrn hat er getödtet!

Kommt nun, kommt, Ihr Brüder, wackre Grenzer!
Kommt, ſchlagt ihm die Mörderhand in Ketten;
Führt ihn ab ins Grabiſkaner Stockhaus!
Führt ihn vor die Herrn, die Auditore!
Soll ich leugnen? Hab' ja nichts verbrochen!
Brot, und nichts als Brot hab' ich gefodert —
Eines Wuchrers Seel' iſt drum verlodert!
Sprecht das Urtheil! Sprecht's nur ohne Zagen!
Viel hat Maxim Watritſch ſchon ertragen!
Und viel beſſer ſcheint's ihm heut zu ſterben,
Sei's in Ketten auch, an junger Eiche,
Als die Seinen Hungers ſchau'n verderben!"

Der Guslar ſchweigt.

Die einſaitige Geige aber klagt noch eine Weile fort, als könnte ſie ſich nicht trennen von der Erinnerung an das traurige Geſchick Maxim's, und als könnte ſie nicht eher aufhören zu klagen, als bis ſie dem Unglücklichen in ſein unverſchuldetes Grab ein ſchmerzliches Trauerlied nachgeſungen.

Endlich ſchweigt auch die Gusle.

Aber die armen Grenzer und Grenzerinnen lauſchen noch lange athemlos ſtill, als hätte ihnen der alte Mann nicht ſchon Alles geſagt, und als wünſchten ſie noch zu erfahren, ob an dem unglücklichen Maxim der Spruch des Auditors wirklich vollzogen worden ſei, oder vielleicht dennoch nicht!

Die guten Leute! Als ob ſie nicht wüßten, daß es für Straßenraub und Todtſchlag keinen Pardon gibt!

V.

Mirko. — Südſlaviſches Rhapſodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig ſtatt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer.

Athanaſſje Pawlowitſch iſt mit ſeinen Aufwartungen glücklich fertig geworden; der Regimentsſchneider hat trotz einer Nähmaſchine Wunder der Schnelligkeit gewirkt, und ſo ſitzen wir denn zu Mittag des folgenden Tages wieder in unſerm leichten Fuhrwerk, der Roſſelenker auf dem Bunde Heu, mit ſeinem Schweſterchen Selenka im Geſpräche begriffen, vor uns, und kutſchiren zum Stabsorte wieder hinaus.

Athanaſſje Pawlowitſch iſt wo möglich noch heiterer und geſprächiger als ſonſt, denn er hat ſich nun ganz in die neue Situation ſeiner Weſen-

heit gefunden, und fühlt ſich durch die freundliche Aufnahme, die ihm allüberall geworden, darin nur noch befeſtigter und gehobener. Uns dagegen liegt Manches auf dem Herzen, was wir geſtern gehört und geſehen, und worüber wir gern Auskunft haben möchten. So kann es denn nicht fehlen, daß unſere Unterhaltung bald im beſten Zuge, und Athanaſſje Pawlowitſch ebenſo glücklich iſt, uns mittheilen zu können, als wir von ihm zu empfangen.

Die intereſſanteſte unter allen Geſtalten, die wir geſtern zu beobachten Gelegenheit hatten, war und blieb für uns der alte Mann mit der einſaitigen Geige, theils ſeiner ſelbſt, theils wol auch des ſo eigenthümlich ſchauerlichen Liedes willen, welches wir von ihm hörten.

Es war ordentlich als ob die armen Likaner, Otoſchaner und Oguliner ſich an dieſem Liede gar nicht ſatt hören konnten. Immer neue Haufen kamen herzu, und immer von neuem mußte der Guslar beginnen, bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat, auf die braungeſengte, von dem ewigen Sitzen vor den Thoren der Städte und dem Eingange der Dörfer und vom ewigen Em-

vorſchauen nach jener Gegend, wo für uns andere Menſchen der blaue Himmel ſich wölbt und die Wolken ziehen, und woher er ſich Erinnerung und Begeiſterung zu erholen ſchien.

Ihn aber mochte das wenig ſtören. Unverdroſſen ſtrich er ſeine Gusle fort und ſang das Lied immer von neuem, und ſchaute zur Sonne empor. Seine Augen hatten ja dieſe nicht zu fürchten, und im ſengenden Glanz des Maitags konnten ſeine Blicke nicht erblinden, denn ſeine Lider waren ohnehin feſt geſchloſſen und hatten den Himmel nie geſehen und nie die Welt und nie die Menſchen; und was in ihm lebt, iſt ſo wie in allen ſeinen blinden Sang- und Wandergenoſſen kein unmittelbares Anſchauen, ſondern nur ein geiſtiges Verlebendigen vergangener Zeiten und Geſtalten, ein Wiederhall vernommener Kunden und Klagen, die Geſchichte vergangener Größe und das Elend der Gegenwart.

Der Verſuch, den ich für meinen Theil am Abend, als die Leute auf dem Marktplatze immer weniger wurden, machte, mich ihm zu nähern und ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, hatte nicht weit geführt.

„Wer iſt der Mann, der mit mir ſpricht?“ fragte er den Knaben, der bei ihm den Dienſt eines Führers verſah, als ich ihn auffoderte, mit mir in den Gaſthof zu kommen und ſich da nach dem mühevollen Tagewerke an einem Glaſe Wein zu erlaben.

„Ein Herr!“ antwortete dieſer.

„Kennſt du ihn?“

„Nein!“

„Und was will der Herr?“

„Mit ihm ſollt Ihr gehen und ein Glas Wein bei ihm trinken!“

„Ich, ein armer blinder Guslar, bei einem Herrn Wein trinken? ... Herr“, verſuchte er dann mit dem geblendeten Angeſicht ſich gegen mich zu wenden, „dann ſeid Ihr gewiß ein Fremder! Denn unſere Herren kümmern ſich nicht viel um uns arme Guslars, ja, ſie verſpotten und verlachen uns ſogar noch, und wenn die Leute — das Volk — nicht wären, müßten wir verhungern mit unſerer Gusle und alle Lieder kämen in Vergeſſenheit. ... Kennt Ihr vielleicht den Goſpodin Vuk Stefanowitſch Karadſchitſch, den Sammler ſerbiſcher Volkslieder?

Lange währt die Friſt von zwanzig Jahren,
Lang' für Den, den Elend drückt und Kummer,
Deſſen Daſein nichts iſt als Entbehren,
Schwere Arbeit, Sorge und Bedrängniß.
Maxim Watritſch aber trug dies Alles,
Trug es ohne Murren, ohne Klage
An der Seite ſeines lieben Weibes,
In der Mitte ſeiner ſieben Kleinen.
Treu gehorſam von der erſten Stunde,
Da dem Kaiſer er ſein Blut verſchworen,
Hört' er auf den Ruf des Kapitänes,
Streng erfüllend jegliches Commando.

An der Save, in dem Schilf der Una,
Auf dem Söller einſamer Tſchardaken
Stand er oft im heißen Brand der Sonne,
Oefter noch im Brauſen ſchnee'ger Stürme
Und in klarer, tödtend eiſ'ger Froſtnacht,
Späh'nd hinüber nach den Türkenufern,
Daß kein Span von drüben konnt' nach hüben,
Wie viel wen'ger eines Türken Fahrzeug,
Während Andre kühl im Schatten ſaßen
Oder heim am wohl durchwärmten Ofen.
Auf den Straßen ſchwang er ſeinen Hammer,
Uebend treu die zugemeſſne Frohne;
Nach der Feſtung ohne Murren ſchritt er,
Vor dem Haus des Oberſten zu ſchildern
Oder vor dem feſtverrammten Stockhaus;
Bei dem Stabe, auf dem Exercierplatz
Hielt er aus, ſo lange man's begehrte.

Wenn daheim ſein Weib auch lag in Nöthen,
Hungernd ihm die Kinder ſchier verkamen.
Treulich jedes Monats zwanzig Tage
Zollt' er ſeinem Dienſt und der Muskete;
Seinem Haus des kargen Reſtes Mühen,
Ihn verlängernd durch des Schlafs Entbehrung.

Auch die Noth des ſegenloſen Jahres
Trug er ſtandhaft, trug es in Ergebung,
Daß ſein Feld ihm hingewelkte Halmen,
Stoppeln gab ſtatt heißerſehnter Ernte;
Klagte nie, und ging vor'm Haus des Hauptmanns
Leichten Schritts als Schildwach' auf und nieder,
Wenn auch ſchweren Herzens, leeren Magens.

Nach Gradiſka abruft der Befehl ihn
Zur Parade, nach der Save-Veſte,
Die von Wien des Kaiſers Abgeſandter
Kam zu muſtern und die Regimenter.
Hinzieht er und bleibt dort vierzehn Tage,
Spart die Löhnung, ſpart ſich ab ſein Tagbrot,
Heimgekehrt ſein ſiechend Weib zu laben.
Heimgekehrt — begegnet er der Bahre,
Drauf ſein Weib ſie aus dem Hauſe tragen
Und mit ihr das jüngſte ſeiner Kleinen,
Die indeß den Hungertod erlegen.
Arme Mutter! Viel hat ſie gelitten!
Sterbend ſchon des Brotes letzte Krume
Hielt ſie hin dem halbverkommnen Kinde,
Starb, und konnt' den Säugling doch nicht retten!

Marim aber trug auch dieſes ſchweigend,
Blieb ihm doch ein rüſt'ger Sohn zur Seite,
Der ihm helfe für die Waiſ'lein ſorgen,
Unbeholfne, mutterloſe Waiſen!

Sieh, da kommt ein Brief vom Regimente,
Ruft den Sohn ihm nach dem fernſten Tſcharbak,
Die empörten Bosnier zu bewachen.
Schwer entläßt den Sohn er und mit Thränen;
Denn erſt achtzehn Jahre zählt der Junge,
Und auf ihm ruht alle ſeine Hoffnung.
Schwer ihn wol entläßt er; doch Befehl iſt's
Und Befehlen nie noch widerſtrebt er.
Auszieht Watritſch Iwo nach dem Tſcharbak;
Aus wol zieht er, doch kehrt niemals wieder.
Eine Kugel von dem Bosner Ufer
Riß ihn nieder von des Tſcharbaks Söller,
Riß ihn nieder, und im Strom verſank er.

Marim Watritſch trug auch dieſes ſchweigend.
Blieb ihm doch ein Paar noch rüſt'ger Arme!
Halfen die bis nun, warum nicht weiter?
Helfen! Doch womit? Vermag aus Felſen
Rüſt'ger Arme Kraft je Brot zu zwingen?
Wandeln jemals Schollen ſie zu Fleiſche?

Vierzehn Tage hört im Trauerhauſe
Duldend er das Fleh'n der armen Würmer,
Hört nach Brot ihr ungeduldig Schreien,
Borgt, woher zu borgen und zu nehmen.

Doch als leer auch rings der Leiher Hände,
Geht hinaus er in die klare Mondnacht,
Seines Elends Schwere zu vergeſſen,
So ſein Elend, wie der Kleinen Nothruf,
Geht hinaus und wandelt längs der Straße.

Horch, was hört mit einmal er von ferne,
Und was ſieht er näher ſtets heranziehn?
Hochbeladen zwanzig ſchwere Karren,
Daß im Sand die breiten Räder knarren,
Ziehn aus dem geſegneten Banate,
Ziehn herauf, fruchtreicher Ebnen Spende,
Schnöde wuchernd an das Meer zu fördern!

Zwanzig Fuhren Segen goldner Garben,
Gott! — und ſeine armen Kinder darben!

Eh' er's dacht', und eh' er's recht begonnen,
Rollt der Karren Reih' an ihm vorüber,
Rollt vorüber auch der Karren letzter — —
Länger nicht kann's Marim Watritſch anſchau'n!

Aus dem Gürtel zuckt er ſeinen Handjar,
Tritt bedachten Schrittes an den Karren,
Stößt hinein die blankgewetzte Waffe,
Daß das Korn des Linnens Haft entquille,
Und was kornweis ſich verſtreut im Gleiſe,
Aufgeleſen, ſeine Kleinen ſpeiſe.

Doch — da er den blanken Stahl zurückzieht,
Ihn zurückzieht, goldnes Korn erwartend,

Was erblickt er, daß er bleich zurückſchreckt,
Und der Stahl entſinkt dem nerv'gen Arme?
Wehe! Goldne Saat hat er gefodert —
Rothes Blut ſpritzt ihm dafür entgegen,
Weh', des Kornes Herrn hat er getödtet!

Kommt nun, kommt, Ihr Brüder, wackre Grenzer!
Kommt, ſchlagt ihm die Mörderhand in Ketten;
Führt ihn ab ins Gradiſkaner Stockhaus!
Führt ihn vor die Herrn, die Auditore!
Soll ich leugnen? Hab' ja nichts verbrochen!
Brot, und nichts als Brot hab' ich gefodert —
Eines Wuchrers Seel' iſt drum verlodert!
Sprecht das Urtheil! Sprecht's nur ohne Zagen!
Viel hat Maxim Watritſch ſchon ertragen!
Und viel beſſer ſcheint's ihm heut zu ſterben,
Sei's in Ketten auch, an junger Eiche,
Als die Seinen Hungers ſchau'n verderben!"

Der Guslar ſchweigt.

Die einſaitige Geige aber klagt noch eine Weile fort, als könnte ſie ſich nicht trennen von der Erinnerung an das traurige Geſchick Maxim's und als könnte ſie nicht eher aufhören zu klagen, als bis ſie dem Unglücklichen in ſein unverſchuldetes Grab ein ſchmerzliches Trauerlied nachgeſungen.

Endlich ſchweigt auch die Gusle.

Aber die armen Grenzer und Grenzerinnen
auſchen noch lange athemlos ſtill, als hätte
hnen der alte Mann nicht ſchon Alles geſagt,
nd als wünſchten ſie noch zu erfahren, ob an
em unglücklichen Maxim der Spruch des Au-
itors wirklich vollzogen worden ſei, oder vielleicht
ennoch nicht!

Die guten Leute! Als ob ſie nicht wüßten,
aß es für Straßenraub und Todtſchlag keinen
Pardon gibt!

V.

Mirko. — Südſlaviſches Rhapſodenthum. — Ein blinder Meuchelmörder. — Neunzig ſtatt Sechzig. — Eine Seele für einen Kreuzer.

Athanaſſie Pawlowitſch iſt mit ſeinen Aufwartungen glücklich fertig geworden; der Regimentsſchneider hat trotz einer Nähmaſchine Wunder der Schnelligkeit gewirkt, und ſo ſitzen wir denn zu Mittag des folgenden Tages wieder in unſerm leichten Fuhrwerk, der Roſſelenker auf dem Bunde Heu, mit ſeinem Schweſterchen Selenka im Geſpräche begriffen, vor uns, und kutſchiren zum Stabsorte wieder hinaus.

Athanaſſie Pawlowitſch iſt wo möglich noch heiterer und geſprächiger als ſonſt, denn er hat ſich nun ganz in die neue Situation ſeiner Weſen-

heit gefunden, und fühlt ſich durch die freundliche Aufnahme, die ihm allüberall geworden, darin nur noch befeſtigter und gehobener. Uns dagegen liegt Manches auf dem Herzen, was wir geſtern gehört und geſehen, und worüber wir gern Auskunft haben möchten. So kann es denn nicht fehlen, daß unſere Unterhaltung bald im beſten Zuge, und Athanaſſie Pawlowitſch ebenſo glücklich iſt, uns mittheilen zu können, als wir von ihm zu empfangen.

Die intereſſanteſte unter allen Geſtalten, die wir geſtern zu beobachten Gelegenheit hatten, war und blieb für uns der alte Mann mit der einſaitigen Geige, theils ſeiner ſelbſt, theils wol auch des ſo eigenthümlich ſchauerlichen Liedes willen, welches wir von ihm hörten.

Es war ordentlich als ob die armen Likaner, Otoſchaner und Oguliner ſich an dieſem Liede gar nicht ſatt hören konnten. Immer neue Haufen kamen herzu, und immer von neuem mußte der Guslar beginnen, bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat, auf die braungeſengte, von dem ewigen Sitzen vor den Thoren der Städte und dem Eingange der Dörfer und vom ewigen Em-

vorſchauen nach jener Gegend, wo für uns andere Menſchen der blaue Himmel ſich wölbt und die Wolken ziehen, und woher er ſich Erinnerung und Begeiſterung zu erholen ſchien.

Ihn aber mochte das wenig ſtören. Unverdroſſen ſtrich er ſeine Gusle fort und ſang das Lied immer von neuem, und ſchaute zur Sonne empor. Seine Augen hatten ja dieſe nicht zu fürchten, und im ſengenden Glanz des Maitags konnten ſeine Blicke nicht erblinden, denn ſeine Lider waren ohnehin feſt geſchloſſen und hatten den Himmel nie geſehen und nie die Welt und nie die Menſchen; und was in ihm lebt, iſt ſo wie in allen ſeinen blinden Sang- und Wandergenoſſen kein unmittelbares Anſchauen, ſondern nur ein geiſtiges Verlebendigen vergangener Zeiten und Geſtalten, ein Wiederhall vernommener Kunden und Klagen, die Geſchichte vergangener Größe und das Elend der Gegenwart.

Der Verſuch, den ich für meinen Theil am Abend, als die Leute auf dem Marktplatze immer weniger wurden, machte, mich ihm zu nähern und ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, hatte nicht weit geführt.

„Wer iſt der Mann, der mit mir ſpricht?“ fragte er den Knaben, der bei ihm den Dienſt eines Führers verſah, als ich ihn auffoderte, mit mir in den Gaſthof zu kommen und ſich da nach dem mühevollen Tagewerke an einem Glaſe Wein zu erlaben.

„Ein Herr!“ antwortete dieſer.

„Kennſt du ihn?“

„Nein!“

„Und was will der Herr?“

„Mit ihm ſollt Ihr gehen und ein Glas Wein bei ihm trinken!“

„Ich, ein armer blinder Guslar, bei einem Herrn Wein trinken? ... Herr“, verſuchte er dann mit dem geblendeten Angeſicht ſich gegen mich zu wenden, „dann ſeid Ihr gewiß ein Fremder! Denn unſere Herren kümmern ſich nicht viel um uns arme Guslars, ja, ſie verſpotten und verlachen uns ſogar noch, und wenn die Leute — das Volk — nicht wären, müßten wir verhungern mit unſerer Gusle und alle Lieder kämen in Vergeſſenheit. ... Kennt Ihr vielleicht den Goſpodin Vuk Stefanowitſch Karadſchitſch, den Sammler ſerbiſcher Volkslieder?

Das war auch ſo ein Herr, der uns arme Guslars aufſuchte. Bei dem habe ich ganze Tage lang geſeſſen und ihm Lieder vorgeſungen, und er hat ſie aufgeſchrieben. Er wollte ſie drucken laſſen, ſagte er, damit ſie nicht in Vergeſſenheit gerathen. Aber wozu? So lange es einen Blinden gibt, wird es auch Lieder geben! Doch Goſpodin Vuk iſt ein ſehr gelehrter Herr und muß das beſſer verſtehen, und wenn ich einmal ein neues Lied weiß, ſo ſuch' ich ihn auf, um es ihm gleich vorzuſingen!"

Auch ich bekannte mich als einen Freund ſeiner Lieder, und wiederholte meine Auffoderung.

„Gern", erwiderte der Guslar, „doch erſt, wenn der Markt vorüber iſt."

„Warum nicht jetzt?"

„Ich bin müde, und auch ein Guslar muß ſeine Raſt haben!"

„Alſo morgen Vormittag; denn um die Mittagszeit muß ich weiter! Ich will Euch gern das Doppelte erſetzen, was Ihr an einem Markttage zu verdienen pflegt!"

„Das geht nicht, Herr!" war die entſchiedene

Antwort auf mein wohlmeinendes Anerbieten. „Wenn Ihr mir auch zehn mal ſo viel Geld gebt, ſo ſeid Ihr doch nur Einer, der mich hört, und an einem Markttage werde ich von Hunderten gehört! Das iſt nicht Einerlei, müßt Ihr wiſſen! Doch weil Ihr ein ſo guter Herr ſeid und an unſern Liedern Wohlgefallen findet, ſo will ich Euch was ſagen, wenn Ihr vielleicht in drei Wochen nach *** kommt — ich werde um dieſe Zeit dort eintreffen — ſo thut mir die Lieb' und ſucht mich auf. Ich will dann ſchon trachten, daß ich Euer Glas Wein annehmen kann! Für jetzt aber — gelinde Nacht! ... Und nun, Knabe, trachte, daß wir in unſere Herberge kommen!"

Und ſo hatte ich denn, ohne mein Intereſſe für den blinden Sänger weiter befriedigen zu können, wieder abziehen müſſen.

Wer aber muß bei dieſen Worten des blinden Greiſes nicht der Poeten des goldenen Hellas gedenken, denen gehört zu werden von den Tauſenden, die ſich bei den Volksſpielen verſammelten, höher galt, als ſelbſt der errungene Preis? Und wahrlich, wären es auch nicht Geſtalten und

Geſichtsbildung, manche Sitte und mancher kleine Brauch, manche Anſchauung und manche hier und da im Geſpräch aufblitzende Wendung, was den Beobachter ſüdſlaviſcher Weiſe nicht verkennen läßt, daß der Einfluß des kleinen Griechenlands ſelbſt heute noch bei den Stämmen, die damals noch wild in ſeinem Norden wohnten, nachhallt und fortwirkt, dieſe blinden Sänger müßten allein dafür ſprechen, deren rhapſodiſcher Geſang, wenngleich ganz gewiß keine Nachahmung — denn kein Volk ahmt nach — ſo doch wahrſcheinlich eines und deſſelben Urſprunges mit der Art und Weiſe der Griechen iſt, die Geſchichte im Bewußtſein des Volkes fortleben zu laſſen.

Wie die Stämme der Griechen urſprünglich in ewige Fehden unter ſich verwickelt waren, ſo ſind die Slaven des Südens ein Volk des Krieges und der Thatkraft: ſtämmig, markig, entſchloſſen, einfach, ausdauernd und bekannt mit dem Tode. In den Gebirgen der Cernagora hat der Krieg mit den Türken der Thäler unten gar nie aufgehört, und der Mann legt erſt die Waffen nieder, wenn die Stunde zum Sterben kommt, vorausgeſetzt, daß er nicht früher mitten

ter einer Schar Türken gefallen. Längs der ave und Donau würde derſelbe Zuſtand fort-ihren, wenn er nicht durch die Dazwiſchenkunft es mächtigen Staates gedämmt und der krie-riſche Sinn andern Zwecken dienſtbar gemacht orden wäre; immer aber noch lauert hier der rbon in ewiger Kampfbereitſchaft gegen den nderluſtigen Muſelmann. In Bosnien und erbien, in der Bulgarei und in der Herzego-ina leben die glänzenden Tage Duſchan's des ürken fort, und Aller Gedanken ſinnen Haß d Rache gegen die Sieger vom Amſelfelde. o wird der Mann zum Schwerte geboren und bt und ſtirbt als Krieger. Das Weib beſorgt m das Haus, Knaben und Schwache beſorgen n Acker. Die Geſchichte überläßt er dem Blin-n, daß er ſie bewahre in ewigen Liedern und rtpflanze von Geſchlecht zu Geſchlecht auf den ürkten und vor den Thoren der Städte, und ß er ſie den Waffenfähigen in lebendigen Bil-n male.

Wer blind geboren iſt, oder wem ein traurig eſchick für immer den Anblick der Welt ver-hließt, den hat das Schickſal zum Poeten be-

ſtimmt. Der Vater oder der Bruder kauft ihm eine Gusle, und mit dieſer ſetzt er ſich hin in eine finſtere Kluft und lauſcht zuerſt auf das Rauſchen der Bäume und auf das Pfeifen des Windes, und dann lernt er der Saite mit dem ſchwarzen Roßhaarbogen die Weiſen entlocken, die er erlauſcht, und wenn er die Gusle ſtreichen kann, ſetzt er ſich vor das Städtchen, vor die Dorfmauth, ſchweigt ein Jahr lang und hört einem alten Guslar zu, und gräbt ſich die Geſtalten Duſchan's, Marko's, Lazar's, Miloſch's, Karagjorgje's tief in die Seele und ihre Thaten tief ins Gedächtniß; geht dann ſelber hin, wallfahrtet von Markt zu Markt, breitet ein Tuch auf die Erde aus und nimmt kupferne Münzen für goldene Lieder.

Allerdings ein trauriges Daſein! Und doch iſt es zu beklagen, daß dies merkwürdige Rhapſodengeſchlecht ſeit einer Reihe von Jahren in auffallender Abnahme begriffen. Manchem ſchönen Denkmal alter, urkräftiger Poeſie, welches dem Sammler trotz ſeines ämſigen Forſchens bisher unbekannt geblieben, droht hierdurch der Untergang und ſichere Vergeſſenheit; die ganze ſchöne

Dichtungsform der hiſtoriſchen Rhapſodie, auf die wir übrigens noch einmal zurückkommen wollen, droht auszuſterben oder unter dem Einfluſſe modernen Gelehrtenthums zu verflachen. Jetzt ſchon findet man nur wenige Guslars, welche die Erinnerung an die alte Geſchichte und Sage in alten Liedern bewahren. Ihre neuen Dichtungen aber ertragen durchaus keinen Vergleich mehr mit den alten Vorbildern, und ſtehen dieſen an Inhalt ſowol wie an Behandlung unendlich weit nach.

Was nun unſern Guslar anbelangt, ſo weiß unſer Freund Athanaſſje Pawlowitſch ſo genügenden Aufſchluß über ihn zu geben, daß wir kaum beſſern erwarten können. Hören wir, was er uns über ihn mittheilt!

Mirko — dies iſt ſein Name — iſt ein geborener Grenzer, ein Likaner, hart von der bosniſchen Grenze her, aus der Gegend von Novi, jener Gegend, die in den alten Heldengedichten eine ſo ausgedehnte Rolle ſpielt, und wo noch jetzt verhältnißmäßig der reichſte Schatz alter Geſänge ſich vorfindet. Er kam ohne Augenlicht zur Welt. Auch ein Bruder ſeines Vaters war

blind, und auch ein Bruder ſeines Großvaters, und Alle waren Guslars. Blindheit und Geſang ſcheinen ſomit im Hauſe ſich fortzuerben.

Als ſein Großohm ſtarb, war Mirko noch ein junger Burſche, hatte aber ſchon viele ſeltene Lieder von ihm erlernt gehabt. Das Uebrige erlernte er von ſeinem Oheim, der als Greis von fünfundſechzig Jahren ein ſehr trauriges Ende nahm, ein Ende, welchem Mirko zum Theil ſeine allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit verdankt. Er ſtarb als Meuchelmörder auf dem Richtplatze eines Stabsortes.

Ein Blinder — und Meuchelmörder!

Wir wollen hören, was uns Athanaſſie Pawlowitſch darüber erzählt.

Es gibt Gegenden in der Grenze, in denen das baare Geld oft ſo ſelten iſt und in einem ſolchen Anſehen von Koſtbarkeit und in ſolchem Werthe ſteht, daß wir uns kaum einen Begriff davon zu machen im Stande ſind. Was für uns ein Mindeſtes iſt, das hat dort eine hohe Bedeutung, und was in unſerm Verkehr manchmal kaum der Beachtung werth gehalten wird, das hat dort die Geltung einer Summe, iſt dort

Reichthum. Insbeſondere iſt dies natürlich in jenen Gegenden der Fall, denen von Natur ſchon die allgemeinſte Quelle einer jeden Wohlhabenheit, die Ergiebigkeit des Bodens, verſagt iſt.

Denken wir uns nun erſt in einem ſo armen Diſtricte einen blinden, des Erwerbs unfähigen, ſeiner Umgebung ohnehin zur Laſt fallenden alten Mann, und wir werden es gar nicht unbegreiflich finden, daß ſich alle Gedanken, alle Hoffnungen, alle Leidenſchaften dieſes Aermſten unter den Armen um eine einzige Silbermünze drehen können.

Mirko's Oheim nun war ein ſolcher Aermſter der Armen.

Seine Gusle war ſein Feld, ſeine Torba war ſein Schüttboden. Was jene ihm trug, wurde in dieſer aufbewahrt, und war ſelten mehr als einige Handvoll Kukuruz, ein Stück Brot und etwas Speck, wie er es eben auf ſeinen Wanderungen durch nahe und ferne Grenzbezirke einzuſammeln pflegte.

Da geſchah es denn einmal, daß Mirko's Oheim merkte, die Kotze, deren er ſich in Regen

und Schnee, in Sturm und Wind ſtatt eines Mantels zu bedienen pflegte, werde nicht lange mehr zureichen können. Das ohnehin nicht ſehr feſte Gewebe dieſes ſeines Univerſalkleidungsſtückes ging bereits an hundert Stellen aus den Fugen, und ſprach jedem wie immer gearteten Wiederherſtellungsverſuche den entſchiedenſten Hohn. Das Bedürfniß, es durch eine neue Kotze zu erſetzen, war ſomit ein unabweisliches.

Eine neue Kotze nun koſtete zu jenen Zeiten einen Zwanziger. Das war, man muß es geſtehen, eben nicht viel. Mirko's Oheim aber hatte nie einen Zwanziger beſeſſen, und beſaß zur Zeit, da ſich ihm das unabweisliche Bedürfniß einer neuen Kotze aufdrang, ebenſo wenig einen ſolchen als jemals. Wenn er je einige Kreuzerſtücke zuſammengeſpart hatte, ſo ließ er dafür ſeine Opanken in brauchbaren Stand ſetzen, oder ſeinen Hut flicken. Zu einem Zwanziger hatte er es noch nie gebracht. Ein Zwanziger war die höchſte Potenz des Reichthums, zu der ſich ſeine Phantaſie emporzuraffen vermochte, trotzdem die Helden in ſeinen Liedern von Gold ſtrotzten und nicht anders als mit Tauſenden von Duca-

ten um ſich warfen. Ein Zwanziger war ihm der Inbegriff aller Reichthümer Zar Duſchan's, und nun ſollte er einen Zwanziger herbeiſchaffen, um ſich eine neue Kotze zu ſchaffen. Die alte Kotze jedoch wurde, wenn das überhaupt noch möglich war, immer ſchlechter und ſchlechter, und Mirko's Oheim mußte endlich ernſtlich dazuſchauen, wie zu einer neuen zu kommen.

Da gerieth er auf den Einfall, allen Speck, den er bekommen würde, zuſammenzuhalten, und wenn er deſſen genug haben würde, ihn nach der nächſten Stadt zu bringen und für einen Zwanziger zu verkaufen. Speck, dachte er, iſt zwar eine treffliche Nahrung; am Ende aber nutzt es Einem wenig, Speck im Leibe zu haben, wenn Einem die kalten Schneeflocken und die eiſigen Herbſtregen auf die nackte Haut eindringen und Sturm und Wind die entblößten Glieder durchſauſen. Du kannſt dich ſchon eine zeitlang ohne ihn behelfen!

Nach einiger Zeit hatte Mirko's Oheim eine genugſame Laſt Specks beiſammen, um ſich damit, geführt von einem kleinen Mädchen, das

ihm ſein Bruder mitgab, auf den Weg nach der Stadt machen zu können.

Kindiſch freute er ſich ſchon in Vorhinein auf den Zwanziger, den er bekommen würde, und auf die neue Kotze. Wie wollte er dann Sturm und Wind, Regen und Schnee Trotz bieten! Würde ihm in dieſem Augenblicke Jemand einen Königsmantel mit Hermelin gefüttert angeboten haben, er hätte ihn ſchwerlich angenommen!

Da begegnete ihm ein Grenzer aus einem benachbarten Orte, ein unlängſt verheiratheter junger Mann, und meinte, Mirko's Oheim hätte nicht erſt nöthig, ſo weit in die Stadt zu gehen, er wolle ihm den Speck ſelber abkaufen, und den Zwanziger werde er ihm gegen Anfang Winters geben; da ſei noch immer Zeit, eine Kotze zu kaufen.

Mirko's Oheim ging gern in den Verkauf ein.

Als Wintersanfang kam, ging er zu dem jungen Grenzer.

Der aber ſagte, es ſei eine ſchlechte Ernte geweſen und er ſei nicht im Stande, den Zwanziger aufzubringen. Der Guslar müſſe ſich ſchon

gedulden bis zum nächſten Winter; da wolle er ihn bezahlen.

Mirko's Oheim meinte, die Zeiten wären ſehr ſchwer und ein Zwanziger allerdings ſehr viel, und er wolle gern nächſtes Jahr wieder kommen, wenn es ihn auch dieſes Jahr wol ſehr frieren werde.

Der nächſte Winter kam, und mit ihm Mirko zu dem Grenzer. Der Grenzer aber konnte oder wollte wieder nicht zahlen. Er ſchob den armen Guslar wieder auf ein Jahr hinaus.

Mirko's Oheim hatte den letzten Winter zwar ſehr viel Froſt und Näſſe auszuſtehen gehabt, und konnte nicht erwarten, daß es ihm im nächſten beſſer gehen werde, und wünſchte ſich ſchon, daß er ſeinen Speck lieber zur Stadt gebracht hätte. Aber ein Zwanziger ſchien ihm immerhin ein großes Geld, und er wartete noch ein Jahr.

Als er zu Anfang des nächſten Winters den Grenzer wieder aufſuchte, da kam ihm dieſer entgegen und ſagte ihm, ſein Weib wäre ihm geſtorben und das habe ihn zu Grunde gerichtet. Sobald er aber werde zahlen können, werde er ſelber kommen.

Ein Jahr ging hin und wieder ward es Winter. Der Grenzer aber kam nicht, und Mirko's Oheim hörte nur ſo viel von ihm, daß er eine junge, reiche Braut heirathen werde, die gar viele Zwanziger im Vermögen hätte.

Da ſuchte er den Grenzer ſelber auf.

Dieſer aber ſchlug die Thür vor ihm zu und hieß ihn einen alten Narren, der ihn ſchon ſo viele Jahre um einen lumpigen Zwanziger plage.

Mirko's Oheim ging fort.

Als aber die Zeit herankam, da der Grenzer ſeine Hochzeit feiern ſollte, da wartete er ihm im Dorfe und an der Straße überall auf und mahnte ihn immer: „Ich ſage dir, zahle mir meinen Zwanziger, denn ich laſſ' nicht eher ab von dir, als bis du mir ihn gezahlt haſt!"

Der Grenzer aber lachte den Alten aus und ſchob ihn immer mit Spott und Roheit bei Seite.

Endlich kam der Hochzeitstag.

Als der Grenzer mit ſeiner Braut zur Kirche kam, da ſtand der blinde Mann an der Kirchenſchwelle und ſagte: „Ich laſſ' dich

ıicht in die Kirche, bis du mir mein Geld ge=
ıeben!"

Natürlich ließ ſich der Angeredete dadurch ıicht aufhalten. Als er aber mit ſeiner Ange=rauten aus der Kirche kam, da rief ihm der ılinde Guslar wieder zu, daß er von ihm ıicht eher laſſen werde, als bis er bezahlt ſein verde.

Der Grenzer aber kümmerte ſich nicht mehr ım das Weinen und Drohen des Alten.

Abends ſtand der junge Grenzer vom Tiſche ıuf, und nahm ſein junges Weib und wollte s aus dem Hauſe der Aeltern in das ſeine ühren. Da trat der blinde Guslar in die Stube.

„Wo iſt Franjo?" fragte er.

Die Hochzeitsgäſte aber verlachten ihn und riefen: „Du weißt ihm ja ſo gut auf der Straße aufzulauern; ſieh, ob du ihn findeſt!"

Da tappte der Blinde durch die Stube, und als er endlich den Schuldner an dem Bruſtlappen ſeines Rockes gefaßt hatte, da rief er: „Ja, ja! Das iſt er!"

Dann raunte er ihm zu: „Franjo, zahle mir

meinen Zwanziger! Deine Braut hat deren viele; jetzt kannſt du zahlen!"

Der Grenzer aber lachte laut und nannte den Guslar einen Verrückten.

„Noch einmal, Franjo! Meinen Zwanziger will ich oder — ich erſchieße dich!"

Der Grenzer lachte über dieſe Drohung aus dem Munde eines Blinden noch lauter auf, und ſagte darauf: „Ja, wenn du mich triffſt, dann bekommſt du deinen Zwanziger!"

Der Blinde konnte ſolchen Hohn nicht länger vertragen, faßte den Grenzer mit der linken Hand feſt an der Bruſt, zog mit der rechten ein Piſtol hervor, das er unter der alten Kotze verborgen gehalten hatte, tappte damit dem Grenzer nach der Gegend des Herzens, und ehe dieſer noch recht wußte, womit der Guslar an ſeiner Bruſt herumtappe, war das Piſtol abgedrückt, und mit dem Rufe: „Jſſus Maria!" ſtürzte er todt zu Boden.

Mirko's Oheim machte keinen Verſuch zu fliehen. Es wäre auch vergeblich geweſen. Für einen Blinden iſt es ſchwer die offene Straße zu

gehen, die heimlichen Wege der Flucht ſind für ihn vollends nicht geſchaffen.

Man übergab ihn zur Stelle dem Hauptmann der Compagnie, und dieſer überlieferte ihn dem Stockhaus der Stabsſtation.

Nach den Paragraphen der Geſetzbücher trug ſeine That alle Merkmale eines mit Bewußtſein und Vorſatz vollbrachten Mordes, und der Auditor erkannte auf die Todesſtrafe durch den Strang. Dem Erben ſeiner Lieder und ſeiner Noth aber blieb ſeit jener Zeit der Name Mirko Objeſſenowitſch, d. h. Mirko vom Gehenkten.

Wieder eine ſeltſam traurige Geſchichte, die, zuſammengehalten mit der des unglücklichen Maxim Watritſch, Stoff genug zu einem dicken Folianten über den dünnen Faden menſchlicher Vernunft böte, der ſich unter dem ſtolzen Titel „humaner Geiſt" durch die peinlichen Gerichtsordnungen der halben Welt zieht! Das todte Wort, das todte Geſetz mußte den Armen tödten. Wo aber ſind die Richter, die über Jene abſprechen ſollen, die den Keim zu ſolchen Thaten in den Schoos der Menſchheit

geſäet? Wo ſind die Richter über das Geſetz?

In vollem Ernſt! Dieſe beiden Geſchichten bieten der Betrachtung ganz andere Seiten dar, als ſolche, die dem mitleidbewegten Gemüthe einige Ausrufe bedauernder Theilnahme entlocken können. So klein ſie in ihren Umriſſen auch ſind, ſo laſſen ſie doch eine der ernſteſten Fragen des Jahrhunderts in all ihrer Größe vor unſere Augen treten, und zwar inmitten eines Volksſtammes, welchem die Idee des Staates das erſte aller natürlichen Rechte, das Recht der Selbſtbeſtimmung des Einzelnen entziehen und ihrem Selbſtzwecke bis vor kurzem faſt gänzlich aufopfern zu müſſen geglaubt hat — die Frage des Rechts auf Beſitz, des Rechts auf Antheil an Dem, was zur Erhaltung des Daſeins unbedingte Nothwendigkeit iſt; die Frage, ob das Recht blos dem Beſitze, der Sache, dem Mittel innewohne, oder ob dem, wenn auch beſitzloſen Daſein eines Vernunftweſens, dem Menſchen ſelbſt, dem Zwecke.

Der unglückliche Grenzer, der auf dem Gipfel des Elends angelangt, ſeinen Handjar ſtatt in

einen Kornſack in das Herz des Wucherers ſtößt, wirft die Frage auf; der unglückliche Blinde zeigt die Conſequenzen der nicht erfolgten Löſung. Iſt der bis zur Verzweiflung getriebene Vater ein Straßenräuber oder hat eine höhere Nemeſis ſeine Hand gelenkt, als die ihn zum Tode verurtheilte? Iſt der blinde Guslar ein Meuchelmörder, und iſt Habſucht, Verderbtheit die Quelle ſeiner That, oder ein bis zum äußerſten getriebenes Rechtsgefühl?

Es dürfte auffallen, daß in einem Punkte Europas, wohin die Kenntniß der modernen Fragen gewiß nicht gedrungen, ſo grelle factiſche Demonſtrationen für dieſelbe an den Tag treten. Es iſt dies übrigens leicht erklärlich. Die Urſachen zu dergleichen Demonſtrationen ſind mehr oder minder in ganz Europa vorhanden. Dort, wo ſie am meiſten zum Bewußtſein gelangt, ſind Bildung und Verbildung ſchon ſo weit gediehen, daß die Leidenſchaften, ſtatt in großartigen Naturſtürmen, durch raffinirte Unterwühlungen ſich Luft machen. Wo aber des Menſchenherzens ſich weder Bildung noch Verbildung bemächtigt haben, dort ſind die Leidenſchaften und ihre Aeußerungen

gleich furchtbar und erſchütternd, weil einfach und unraffinirt. Dieſe Leidenſchaften ſind aber auch dann keine erkünſtelte, ſondern in der Natur des menſchlichen Daſeins tief begründete.

Von einem ganz andern Geſichtspunkt freilich betrachtet die Sache unſer Freund Athanaſie Pawlowitſch. Für ihn gibt es keine großen Fragen der Zeit und der Menſchheit, und es wäre eine der undankbarſten Mühen, ihm nachweiſen zu wollen, daß es allerdings ſolche gebe, und daß ſie ſich ſogar in den Geſchicken ſeiner beiden Landsleute haarklein abſpiegeln. Die größte Frage, die es für ihn in dieſem Augenblick gibt, iſt die, ob die Kunde von ſeiner plötzlichen Erhöhung ihm wol bereits in ſeiner Heimat vorangeeilt oder nicht. Dies hindert ihn aber nicht, uns auch die Beleuchtung der Sache von ſeinem Standpunkte zum Beſten zu geben.

Was nun ſeine Anſicht anbelangt, ſo fehlt uns andern Menſchen, die wir nicht Grenzer ſind oder nicht wenigſtens unter Grenzern leben, ganz und gar der Schlüſſel zur Beurtheilung all der entſetzenerregenden Vorfälle, die ſich faſt tagtäglich, bald da, bald dort, im weiten Um-

fange des militäriſch verwalteten Gebietes ereignen.

Er für ſeinen Theil nämlich hält das Grenzvolk, und namentlich jene Stämme deſſelben, die zunächſt den morlachiſchen Gebirgen wohnen, für ein rohes, verwildertes, im höchſten Grade leidenſchaftliches Volk, welches zu bilden, zu ſittigen, zu zügeln, alle Bemühungen der Compagnie- und Regimentsſchulen, alle Stockhäuſer und Spießruthenplätze, alle Disciplinar- und Regimentsſtrafen, ja ſogar die unerbittlichſte Handhabung aller Kriegsartikel und Thereſianiſchen Gerichtsordnungen der Welt nicht ausreichen. Man müſſe dieſe Leute nur kennen. Je ſtrenger man ſie halte, je härter man ſie ſtrafe, je empfindlicher man ſie züchtige, deſto verſtockter werden ſie und deſto ſchaudererregendere Verbrechen kommen unter ihnen zum Vorſchein. Das ſei nachgerade ſchon zum Verzweifeln!

Für Strafen ſeien ſie vollends gleichgültig und unempfindlich. Die Milliarden von Stockſtreichen, die in der Grenze bereits gefallen, ſeien gerade ſo wie in die Luft hinausgehauen. Gebeſſert oder auch nur gewitzigt hätten ſie das

Volk nicht im mindeſten. Ja, die Unempfindlichkeit und Verſtocktheit gehe ſo weit, daß die Delinquenten im Stockhauſe nicht ſelten untereinander Wetten anſtellen, wem bei der Verurtheilung eine größere Anzahl von Stockprügeln zugeſprochen werden würde. Wer die Wette verliert, erhält die Anzahl, um die er ſich geirrt, von dem Gewinnenden zu Hauſe nachträglich aufgeſtrichen. Anſtatt daß die Furcht vor einer ſo entehrenden Strafe, wie Stockprügel und Spießruthen, ihr Ehrgefühl aufſtacheln ſollte, ſetzen ſie vielmehr untereinander eine Art Ehre darein, wer mehr auszuhalten im Stande ſei. Kecke Aeußerungen, in denen ſie ſich nach empfangener Strafe über dieſelbe luſtig machen, ſeien ebenſo wenig etwas Seltenes, als verſtockte, ironiſche Heuchelei. Es ſei ordentlich, als ob aller Sinn für Ehre unter ihnen ausgeſtorben.

Zum Belege für ſeine Anſichten erzählt er uns von einer Execution, zu der er ſelbſt einmal als Feldwebel beordert geweſen.

Ein Grenzer, etwa funfzig Jahre alt, ſollte wegen geſtohlener Hühner, ein anderer wegen ſubordinationswidriger Aeußerungen beſtraft wer-

en. Beide ſaßen im Stockhaus. Früh Mor-
ens am Tage, an welchem die Execution ſtatt-
inden ſollte, kam das Weib des erſtern und die
Mutter des letztern vors Stockhaus, faßten an
inem gegenüber gelegenen Hauſe Poſto und
iefen die Namen der Arreſtanten.

Nun aber iſt, wie dies auch bei Inquiſiten
egreiflich, jede Communication von außen aufs
trengſte verboten. Die Schildwache, die mit
em Geſicht gegen das Haus gekehrt ſtand,
andte ſich daher um, und ſuchte die beiden
Weiber mit dem Rufe: „Hajte vragu!“ (Geht
um Teufel!) zu verſcheuchen.

Dieſe aber ließen ſich nicht nur nicht fort-
agen, ſondern begannen nun laut mit den bei-
en Gefangenen zu converſiren, thaten jedoch
abei immer ſo, als ſprächen ſie nicht mit Je-
mandem im Stockhaus, ſondern Eine mit der
Andern.

„Mann, fürchteſt du dich?“ fragte die Eine.

„Warum nicht gar! Den Teufel fürchte ich
nich!“ war die Antwort aus dem Stockhaus.
„Iſt ja, nicht das erſte mal und wird nicht das
letzte mal ſein!“

„Kind, haſt du Angſt?“ fragte die Andere.

„Etwas, Mütterchen! Aber der Andere ſagt mir, daß es nur auf die erſten Stockſtreiche ankommt; dann gewöhnt man's. Und einmal muß ja der Anfang gemacht werden!“ war die Antwort des Sohnes.

Der Wachtpoſten hieß die beiden Weiber ſchweigen, ſonſt müſſe er ſie fortjagen.

Die Weiber aber erwiderten ihm: „Nemoj! Morgen kann's dir paſſiren, daß du darin ſitzeſt, dann wird es dir auch lieb ſein, wenn deine Mutter dich beſuchen kommt!“

Eine Stunde ſpäter war die Execution.

Die beiden Grenzer brachten ſich die hölzernen Bänke zu dieſem Zwecke ſelbſt in den Hof. Ein Hauptmann, der Profoß und unſer Freund Athanaſſje waren zugegen. Der ältere ſollte ſechzig, der jüngere vierzig Stockſtreiche erhalten. Dem ältern maßen die zuerkannte Strafe zwei Corporale, dem jüngern Einer zu. So oft der jüngere einen Schlag erhielt, bekam deren der ältere zwei. Der Profoß machte dann jedesmal mit Bleiſtift einen Strich auf ein Stück Papier, das er in der Hand hielt. Die beiden Sträf-

linge betheuerten unter dem immerwährenden Schmerzensrufe: „Joj meni!“ ihre Unschuld. Der ältere, an Stockstreiche schon vielfach gewöhnt, wurde sogar humoristisch und fing an sein „Joj meni“ mit der bekannten Melodie eines Volksliedes zu betonen. Der jüngere aber fing nach einigen Schlägen, als er merkte, daß sein Flehen um Schonung vergebens war, laut zu weinen an, und betheuerte, er habe es mit der Aeußerung gegen den Herrn Kapitän gar nicht so arg gemeint. Als der ältere dies merkte, rief er mitten unter den Stockstreichen, die paarweise auf ihn niederfielen, seinem Strafgenossen zu: „Schäm' dich! Du bist wirklich gar nicht werth, daß sich ein kaiserlicher Stock mit dir abgebe!“

Als der jüngere sein Strafausmaß erlitten hatte, hieß ihn der Profoß aufstehen; den ältern aber, in der Meinung, daß ihm noch zwanzig Streiche gebühren, weiter schlagen. Erst als auf diesen noch fünfmal zwei Schläge niedergefallen, merkte der Hauptmann, daß der zu sechzig Stockstreichen Verurtheilte ihrer bereits vierzigmal zwei und noch darüber fünfmal zwei, also

zuſammen neunzig erhalten habe, und hieß ihn aufſtehen.

Nun ſollte man meinen, wie lahmgeſchlagen ſich der Alte erhoben oder welchen Heldenmuth er über das Supernius erhoben habe. Anfangs aber ſchien er davon ſo wenig zu merken, daß er, als ihm der Hauptmann das erlöſende „Stani!“ (Steh' auf!) zurief, über die unerwartete Milde ganz verwundert aufſah.

Endlich merkte er, was vorgefallen, kratzte ſich hinter den Ohren, ſtand kopfſchüttelnd auf und — muckſte nicht.

Als er ſich bei dem Hauptmann reglementmäßig für die empfangene Strafe bedankte, ſagte er nur: „Iſt mir leid, daß ich nicht noch zehn Streiche erhalten. Das wären gerade hundert geweſen, und ich hätte beim Regiment vierzig Stockprügel für einmal Ausbleiben vom Exerciren zum beſten gehabt. So hab' ich nur ein ungeputztes Gewehr und funfzehn Streiche darüber zum beſten!“

„Was wollten ſie mit dem kecken Kerl anfangen?“ meinte unſer Freund Athanaſſje Pawlowitſch, nachdem er ſeine Erzählung geendet.

„Sollten sie ihn gleich wieder auf die Bank strecken und wegen frecher Subordinationsverletzung abstrafen? Da könnte man ja gar nicht fertig werden! Man ließ ihn laufen und schickte ihn aus dem Stockhaus. Draußen fand der Eine sein Weib, der Andere seine Mutter, und gingen mit ihnen in eine Schänke, sich zu stärken, ehe sie den Weg in ihre Heimat antraten, die einige Meilen entfernt war!"

Nach diesen Mittheilungen wundern wir uns freilich nicht, wenn unser Freund weiter behauptet, daß es unter diesen Leuten manchmal zu Ausbrüchen von Leidenschaften kommt, von denen unser cultivirtes Gemüth keine Ahnung hat, und die ihren Schauplatz auf den wildesten Inseln des stillen Oceans haben dürften, ohne an Schrecklichkeit zu verlieren. Wie viel Spielraum z. B. bleibt nur dem Rachegefühl, der List, dem verbissenen Ingrimm, dem Spott; wie abgestumpft allmälig muß alles Gefühl für Recht und dessen Maß werden; wie machtlos Alles, was den Menschen zurückhalten, zur Besinnung bringen kann; wie fremd jede Mäßigung, jede Selbstbeherrschung!

Nicht einmal jener Zug von patriarchaliſcher Sitte, der ſich in der Familie der Grenzer, wie bei allen Südſlaven, und von der Regierung ſogar beſonders gehegt und begünſtigt, erhalten hat, vermag hierin viel zu mildern. Mordthaten in der Familie, oft der geringfügigſten Veranlaſſung wegen, ſind nichts Seltenes. Athanaſſie ſelbſt erzählt uns von einem Grenzer, der ſeinen Vater aus Anlaß eines unbedeutenden Wortſtreites augenblicklich mit dem Handjar durchrannt hat. Ein anderer Grenzer ſchlug ſeinen Schwestermann mit einer Wagenbeichſel todt zu Boden, weil dieſer gedroht hatte, ihn zu verrathen, daß er ſich über die deutſche Abkunft des Oberſten in ungebührlichen Ausdrücken luſtig gemacht habe. Ein anderer Grenzer hatte ein Schwein abgeſchlachtet und ſtellte von der friſchen Schweinsſuppe, die er gekocht, einige Teller vor ſein Haus zum Verkauf aus. „Was koſtet deine Suppe?“ fragt ein Kamerad, der vorüberkommt. — „Einen Kreuzer!“ — Darauf nimmt der Kamerad einen der Teller und verzehrt die Suppe ſtehenden Fußes. Als er mit dem Schmauſe zu Ende iſt, ſetzt er den Teller nieder und macht ſich lachend

und mit dem Ausrufe: „Vergelt's Gott, Bruder!“ auf den Weg. Der Grenzer aber, ohne viel Weſens zu machen, reißt einen zunächſtſtehenden Baumpfahl aus der Erde, führt nach dem Davoneilenden aus allen Leibeskräften einen Schlag und ſtreckt ihn mit der Erwiderung: „Was ſoll erſt Gott vergelten? Gleich vergolten!“ todt auf die Straße.

VI.

Ein Ausreißer, als Epiſode. — Athanaſſie in der Heimat.

Ob nun Athanaſſie Pawlowitſch mit ſeiner Auffaſſung, ob wir Recht haben, wenn wir den Grund ſo beklagenswerther Zuſtände ganz anderswo ſuchen, und wenn nicht ganz, ſo doch gewiß zum großen Theil in Verhältniſſen, welche zu ändern der Einſicht von außen einwirkender Einflüſſe vorbehalten bleiben muß — ein ſchmerzliches Bild bleibt es immerhin, das ſich uns in ihnen aufrollt, und zwar ein um ſo ſchmerzlicheres, als wir den Grenzer ſonſt als ein unverdorbenes, der treueſten Hingebung fähiges, frommes und gläubiges Gemüth kennen, das für beſſere Eindrücke keineswegs ſo unempfänglich iſt, als es Athanaſſie Pawlowitſch — von ſeinem neuen Offiziers-

landpunkt aus — annehmen zu müſſen glaubt. Als eines Beleges hierfür und als eines Seitenſtücks zu Dem, was wir bisher vernommen, mag es mir geſtattet ſein, lieber Leſer, hier eines zwar etwas abenteuerhaften, doch darum nicht minder bezeichnenden eigenen Erlebniſſes aus jener Zeit Erwähnung zu thun, da ich noch ſelbſt in einem der türkiſchen Grenze ſehr nahe gelegenen Ort als ſchlichter Grenzmedicus lebte und ſo Manches zu ſehen und zu erfahren wol Gelegenheit genug hatte.

Freund Athanaſſie wird hoffentlich nichts dagegen haben!

Es war eines heißen Sommertags gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir ein Grenzer gemeldet wurde, der ſchon ſeit zwei Stunden mich erwartete.

Ich ließ ihn kommen.

Es war ein Mann von ungewöhnlich hoher, athletiſcher Geſtalt und etwas abenteuerlichem Ausſehen. In das braungebrannte Geſicht fielen ihm die pechſchwarzen Locken in verwahrloſt langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Ein-

treten ſeine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand ſchwarzem Schnurzeug benähte Kappe abgenommen hatte. Ein langer, ſchwarzer Schnurrbart, zu dem ſich über die Wangen kurze Backenbärte, wie ſie die Soldaten der Kaiſerzeit trugen, herübergeſellten, beſchattete den Mund. Die braune Jacke mit den carmoiſinrothen Verſchnürungen, die knappen, blauen Beinkleider, das ſchwarzſeidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Bruſt herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimiſch war und der mir den rieſigen Menſchen um ſo fremdartiger erſcheinen ließ, als in ſeinem ganzen Benehmen, ſeinen Bewegungen, in ſeiner Sprachweiſe etwas ebenſo Geheimnißvolles als Feuriges lag, das mich ebenſo ſehr intereſſirte, als es von der ſchlichten Weiſe der Grenzbewohner meines Bezirks ſeltſam abſtach.

„Soipou Doctor", ſprach der Grenzer, indem er ſeine rothe Mütze zwiſchen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen kranken Bart, und dem geht es ſehr ſchlecht. Der Compagnie-

octor, den wir draußen haben, hat ihm zwar hon ſehr viele Flaſchen Medicin gegeben, aber s geht ihm doch ſchlecht; und da möcht' ich uch denn, Goſpodine, bitten, ihn doch einmal nzuſchauen."

„Warum bringt Ihr ihn nicht ins Regiments- ital?" fragte ich, da ich mich nicht ſehr auf- elegt fühlte, der Einladung zu folgen.

„Warum? ... Seht, Goſpodine, ... das at ſeinen Grund. Allein kann der Alte nicht inein, und ich ... kann ihn nicht hinbringen; nd ... wenn ihn die Andern bringen, ſo kann h nicht zu ihm kommen, und ... da könnt' ich m nicht helfen ... und nicht bei ihm ſein, und enn er zuletzt gar ſtürbe, ... er könnte mich nd ich ihn nicht zum letzten mal ſehen, ... und icht einmal die Leiche dürft' ich ſehen wollen! ein, Goſpodine, ins Spital laß ich ihn nicht, nd geht er auch nicht!"

„Ich will es ſo richten, daß Ihr die ganze eit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an ures Vaters Bette bleiben könnt."

„Das hilft nicht", war die Antwort. „Ich nn doch nicht ins Regimentsſpital kommen, und

„Kind, haſt du Angſt?“ fragte die Andere.

„Etwas, Mütterchen! Aber der Andere ſagt mir, daß es nur auf die erſten Stockſtreiche ankommt; dann gewöhnt man's. Und einmal muß ja der Anfang gemacht werden!“ war die Antwort des Sohnes.

Der Wachtpoſten hieß die beiden Weiber ſchweigen, ſonſt müſſe er ſie fortjagen.

Die Weiber aber erwiderten ihm: „Nemoj! Morgen kann's dir paſſiren, daß du darin ſitzeſt, dann wird es dir auch lieb ſein, wenn deine Mutter dich beſuchen kommt!“

Eine Stunde ſpäter war die Execution.

Die beiden Grenzer brachten ſich die hölzernen Bänke zu dieſem Zwecke ſelbſt in den Hof. Ein Hauptmann, der Profoß und unſer Freund Athanaſſje waren zugegen. Der ältere ſollte ſechzig, der jüngere vierzig Stockſtreiche erhalten. Dem ältern maßen die zuerkannte Strafe zwei Corporale, dem jüngern Einer zu. So oft der jüngere einen Schlag erhielt, bekam deren der ältere zwei. Der Profoß machte dann jedesmal mit Bleiſtift einen Strich auf ein Stück Papier, das er in der Hand hielt. Die beiden Sträf-

linge betheuerten unter dem immerwährenden Schmerzensrufe: „Joj meni!“ ihre Unschuld. Der ältere, an Stockstreiche schon vielfach gewöhnt, wurde sogar humoristisch und fing an sein „Joj meni“ mit der bekannten Melodie eines Volksliedes zu betonen. Der jüngere aber fing nach einigen Schlägen, als er merkte, daß sein Flehen um Schonung vergebens war, laut zu weinen an, und betheuerte, er habe es mit der Aeußerung gegen den Herrn Kapitän gar nicht so arg gemeint. Als der ältere dies merkte, rief er mitten unter den Stockstreichen, die paarweise auf ihn niederfielen, seinem Strafgenossen zu: „Schäm' dich! Du bist wirklich gar nicht werth, daß sich ein kaiserlicher Stock mit dir abgebe!“

Als der jüngere sein Strafausmaß erlitten hatte, hieß ihn der Profoß aufstehen; den ältern aber, in der Meinung, daß ihm noch zwanzig Streiche gebühren, weiter schlagen. Erst als auf diesen noch fünfmal zwei Schläge niedergefallen, merkte der Hauptmann, daß der zu sechzig Stockstreichen Verurtheilte ihrer bereits vierzigmal zwei und noch darüber fünfmal zwei, also

zuſammen neunzig erhalten habe, und hieß ihn aufſtehen.

Nun ſollte man meinen, wie lahmgeſchlagen ſich der Alte erhoben oder welchen Heidenlärm er über das Superplus erhoben habe. Anfangs aber ſchien er davon ſo wenig zu merken, daß er, als ihm der Hauptmann das erlöſende „Stani!" (Steh' auf!) zurief, über die unerwartete Milde ganz verwundert aufſah.

Endlich merkte er, was vorgefallen, kratzte ſich hinter den Ohren, ſtand kopfſchüttelnd auf und — muckſte nicht.

Als er ſich bei dem Hauptmann reglementsmäßig für die empfangene Strafe bedankte, ſagte er nur: „Iſt mir leid, daß ich nicht noch zehn Streiche erhalten. Das wären gerade hundert geweſen, und ich hätte beim Regiment vierzig Stockprügel für einmal Ausbleiben vom Exerciren zum beſten gehabt. So hab' ich nur ein ungeputztes Gewehr und funfzehn Streiche darüber zum beſten!"

„Was wollten ſie mit dem kecken Kerl anfangen?" meinte unſer Freund Athanaſſie Pawlowitſch, nachdem er ſeine Erzählung geendet.

„Sollten sie ihn gleich wieder auf die Bank strecken und wegen frecher Subordinationsverletzung abstrafen? Da könnte man ja gar nicht fertig werden! Man ließ ihn laufen und schickte ihn aus dem Stockhaus. Draußen fand der Eine sein Weib, der Andere seine Mutter, und gingen mit ihnen in eine Schänke, sich zu stärken, ehe sie den Weg in ihre Heimat antraten, die einige Meilen entfernt war!"

Nach diesen Mittheilungen wundern wir uns freilich nicht, wenn unser Freund weiter behauptet, daß es unter diesen Leuten manchmal zu Ausbrüchen von Leidenschaften kommt, von denen unser cultivirtes Gemüth keine Ahnung hat, und die ihren Schauplatz auf den wildesten Inseln des stillen Oceans haben dürften, ohne an Schrecklichkeit zu verlieren. Wie viel Spielraum z. B. bleibt nur dem Rachegefühl, der List, dem verbissenen Ingrimm, dem Spott; wie abgestumpft allmälig muß alles Gefühl für Recht und dessen Maß werden; wie machtlos Alles, was den Menschen zurückhalten, zur Besinnung bringen kann; wie fremd jede Mäßigung, jede Selbstbeherrschung!

Nicht einmal jener Zug von patriarchaliſcher Sitte, der ſich in der Familie der Grenzer, wie bei allen Südſlaven, und von der Regierung ſogar beſonders gehegt und begünſtigt, erhalten hat, vermag hierin viel zu mildern. Mordthaten in der Familie, oft der geringfügigſten Veranlaſſung wegen, ſind nichts Seltenes. Athanaſſie ſelbſt erzählt uns von einem Grenzer, der ſeinen Vater aus Anlaß eines unbedeutenden Wortſtreites augenblicklich mit dem Handjar durchrannt hat. Ein anderer Grenzer ſchlug ſeinen Schwiegermann mit einer Wagenbeichſel todt zu Boden, weil dieſer gedroht hatte, ihn zu verrathen, daß er ſich über die deutſche Abkunft des Oberſten in ungebührlichen Ausdrücken luſtig gemacht habe. Ein anderer Grenzer hatte ein Schwein abgeſchlachtet und ſtellte von der friſchen Schweinsſuppe, die er gekocht, einige Teller vor ſein Haus zum Verkauf aus. „Was koſtet deine Suppe?“ fragt ein Kamerad, der vorüberkommt. — „Einen Kreuzer!“ — Darauf nimmt der Kamerad einen der Teller und verzehrt die Suppe ſtehenden Fußes. Als er mit dem Schmauſe zu Ende iſt, ſetzt er den Teller nieder und macht ſich lachend

und mit dem Ausrufe: „Vergelt's Gott, Bruder!“ auf den Weg. Der Grenzer aber, ohne viel Weſens zu machen, reißt einen zunächſtſtehenden Baumpfahl aus der Erde, führt nach dem Davoneilenden aus allen Leibeskräften einen Schlag und ſtreckt ihn mit der Erwiderung: „Was ſoll erſt Gott vergelten? Gleich vergolten!“ todt auf die Straße.

VI.

Ein Ausreißer, als Episode. — Athanassie in der Heimat.

Ob nun Athanassie Pawlowitsch mit seiner Auffassung, ob wir Recht haben, wenn wir den Grund so beklagenswerther Zustände ganz anderswo suchen, und wenn nicht ganz, so doch gewiß zum großen Theil in Verhältnissen, welche zu ändern der Einsicht von außen einwirkender Einflüsse vorbehalten bleiben muß — ein schmerzliches Bild bleibt es immerhin, das sich uns in ihnen aufrollt, und zwar ein um so schmerzlicheres, als wir den Grenzer sonst als ein unverdorbenes, der treuesten Hingebung fähiges, frommes und gläubiges Gemüth kennen, das für bessere Eindrücke keineswegs so unempfänglich ist, als es Athanassie Pawlowitsch — von seinem neuen Offiziers-

landpunkt aus — annehmen zu müſſen glaubt. Als eines Beleges hierfür und als eines Seitenſtücks zu Dem, was wir bisher vernommen, mag es mir geſtattet ſein, lieber Leſer, hier eines zwar etwas abenteuerhaften, doch darum nicht minder bezeichnenden eigenen Erlebniſſes aus jener Zeit Erwähnung zu thun, da ich noch ſelbſt in einem der türkiſchen Grenze ſehr nahe gelegenen Ort als ſchlichter Grenzmedicus lebte und ſo Manches zu ſehen und zu erfahren wol Gelegenheit genug hatte.

Freund Athanaſſje wird hoffentlich nichts dagegen haben!

Es war eines heißen Sommertags gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir ein Grenzer gemeldet wurde, der ſchon ſeit zwei Stunden mich erwartete.

Ich ließ ihn kommen.

Es war ein Mann von ungewöhnlich hoher, athletiſcher Geſtalt und etwas abenteuerlichem Ausſehen. In das braungebrannte Geſicht fielen ihm die pechſchwarzen Locken in verwahrloſt langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Ein-

treten ſeine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand ſchwarzem Schnurzeug benähte Kappe abgenommen hatte. Ein langer, ſchwarzer Schnurrbart, zu dem ſich über die Wangen kurze Backenbärte, wie ſie die Soldaten der Kaiſerzeit trugen, herübergeſellten, beſchattete den Mund. Die braune Jacke mit den carmoiſinrothen Verſchnürungen, die knappen, blauen Beinkleider, das ſchwarzſeidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Bruſt herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimiſch war und der mir den rieſigen Menſchen um ſo fremdartiger erſcheinen ließ, als in ſeinem ganzen Benehmen, ſeinen Bewegungen, in ſeiner Sprachweiſe etwas ebenſo Geheimnißvolles als Feuriges lag, das mich ebenſo ſehr intereſſirte, als es von der ſchlichten Weiſe der Grenzbewohner meines Bezirks ſeltſam abſtach.

„Goſpon Doctor", ſprach der Grenzer, indem er ſeine rothe Mütze zwiſchen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen kranken Vater, und dem geht es ſehr ſchlecht. Der Compagnie-

octor, den wir draußen haben, hat ihm zwar chon ſehr viele Flaſchen Medicin gegeben, aber s geht ihm doch ſchlecht; und da möcht' ich Euch denn, Goſpodine, bitten, ihn doch einmal nzuſchauen."

„Warum bringt Ihr ihn nicht ins Regiments- pital?" fragte ich, da ich mich nicht ſehr auf- elegt fühlte, der Einladung zu folgen.

„Warum? ... Seht, Goſpodine, ... das at ſeinen Grund. Allein kann der Alte nicht inein, und ich ... kann ihn nicht hinbringen; nd ... wenn ihn die Andern bringen, ſo kann ch nicht zu ihm kommen, und ... da könnt' ich hm nicht helfen ... und nicht bei ihm ſein, und enn er zuletzt gar ſtürbe, ... er könnte mich nd ich ihn nicht zum letzten mal ſehen, ... und icht einmal die Leiche dürft' ich ſehen wollen! ein, Goſpodine, ins Spital laß ich ihn nicht, nd geht er auch nicht!"

„Ich will es ſo richten, daß Ihr die ganze Zeit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an Eures Vaters Bette bleiben könnt."

„Das hilft nicht", war die Antwort. „Ich kann doch nicht ins Regimentsſpital kommen, und

Ihr würdet mir einen übeln Dienſt erweiſen, wenn Ihr Euch für mich verwenden wolltet. Ich bitte Euch ſehr, Goſpodine, fragt nicht weiter — und kommt zu meinem Vater! Gott wird's Euch vergelten; denn ich kann es nicht, das ſag' ich im voraus!"

„Und woher ſeid Ihr denn?" fragte ich weiter, ohne daß mein Vertrauen zu dem ſeltſamen Manne gewachſen wäre.

„Ich? — nun, zu mir geht Ihr ja nicht; Ihr geht ja nur zu meinem Vater, und der wohnt nicht weit von hier im Dorfe T..., wenn Ihr es kennt. — Seht", fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, während welcher er eine Antwort von mir zu erwarten ſchien, ohne daß ich mich noch zu einer entſcheidenden hätte entſchließen können, „ich weiß, Ihr traut mir nicht: Ihr wollt mir nicht recht glauben, und meint, ich habe Gott weiß was für unredliche Abſichten mit Euch. Boga mi, ich kann's Euch nicht verargen! Ihr kennt mich nicht, und wild genug ſeh' ich aus. Aber glaubt mir, mein Gott iſt mein Zeuge, ich denke an nichts, als daß Ihr meinem armen Vater helfen ſollt! Seht, ich habe keine Waffen

bei mir, und Geld braucht Ihr auch nicht mitzunehmen, damit Ihr ja ganz beruhigt ſein könnt. Wollt Ihr aber durchaus nicht, nun gut, ſo geh' ich zurück und laſſe meinen armen Alten an den Flaſchen des Compagniedoctors ſterben. Ich kann für ihn keinen andern Arzt ſuchen, ako mi Bog! (So mir Gott!)"

So wenig die Art und Weiſe, wie mich der Grenzer zu beruhigen ſuchte, ihren Zweck zu erreichen geeignet war, ſo wollte ich doch weiter kein Mistrauen zeigen und erklärte ihm, ich ſei bereit ihm zu folgen, wenn er ſeinen Wagen ſobald als möglich vor das Haus brächte, damit ich Abends wieder zurück ſein könnte.

„Goſpodine, ich habe keinen Wagen. In unſerm Hauſe findet Ihr kaum eine Kuh und einen Pflug, viel weniger ein Pferd und einen Wagen. Der Weg iſt gut. Ich dachte, es würde Euch lieb ſein im friſchen Frühling dahinaus zu ſpazieren. Solltet Ihr müde werden ... nun ſeht, ich hab' ein paar Schultern, jede ſo breit wie ein Pferderücken, die ſollen Euch tragen. Kommt nur, wenn Ihr Gott liebt, und ſeht, daß Ihr mir meinen alten Vater erhaltet!"

Ich ſah dem Mann ins Auge. Es hing eine Thräne in den ſchwarzen Wimpern und ich nahm Hut und Stock und hieß ihn vorangehen.

Ich hatte keine Beſorgniß mehr, und es ſtieg auch keine neue in mir auf, als ich bemerkte, daß mein Führer augenſcheinlich die belebtern Straßen der Stadt vermied und das Feſtungsthor durch die entlegenſten, menſchenleerſten Gäßchen zu erreichen ſuchte.

„Du kennſt dich wol in der Stadt nicht zum beſten aus und willſt mich doch führen", ſprach ich ihn an einer Straßenecke an, als er eben einen neuen Umweg einſchlagen wollte, um eine etwas belebtere Straße zu vermeiden.

„O, ich kenne die Stadt ſehr gut; aber ich möchte nicht gern dort am Wachtpoſten vorüber. Das iſt der Djordje Jritſch, der dort vor dem Hauſe des Oberſten mit dem Stutzen im Arm auf- und abgeht; ich kenn' ihn ſehr gut, und mag nur nicht, daß er mich ſieht!"

Wir hatten kaum hundert Schritte außerhalb des Fortificationsrayons zurückgelegt, als der ſeltſame Mann, der bisher ſo ſchnell gegangen war,

daß ich ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte, die rothe Mütze lüftete, ſich den Schweiß von der Stirne trocknete und über einen ziemlich breiten Graben ſetzte, um einen weniger betretenen Seitenweg einzuſchlagen.

„Kommt nur und habt keine Sorge!“ rief er mir zu. „Da geht es ſich leichter und nicht ſo ſtaubig. Dann rücken auch heute die von unſerer Compagnie ein, die Wache abzulöſen, und ich möchte ihnen nicht begegnen.“

Nach einigen Hundert Schritten gelangten wir ans Waſſer, längs deſſen ſich nun der Weg, kaum an einigen Fußſtapfen bemerkbar, über weichen Wieſengrund zwiſchen Weiden und Brombeerſträuchen bis gegen das Gebirge fortzog.

An einem Fleck hart am Waſſer blieb der Grenzer ſtehen.

„Seht Ihr hier die kleinen Ruthenſtücke im Gras herumliegen?“ ſprach er. „Ob Ihr wol wißt, was das iſt? Doch Ihr ſeid kein Grenzer und kennt das nicht. Das ſind die Stückchen von den Spießruthen, wie ſie bei den Executionen vom Rücken der Delinquenten abſpringen. Ich hab' das kennen gelernt! Und bemerkt Ihr dort

den kleinen Hügel mitten auf dem Platz? Das iſt die Stelle zum Garausmachen!"

Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes auf ſeiner Bruſt und eilte weiter.

Ohne zu wollen, vielleicht auch abſichtlich hatte mich der Grenzer einen Blick in die Geſchichte ſeines Lebens thun laſſen, und ſo wenig freundlicher Natur auch das Intereſſe war, das er vom erſten Augenblick in mir erregt hatte, ſo glaubte ich doch die Wanderung benutzen zu dürfen, um einiges Nähere über ihn zu erfahren.

„Du eilſt mir ſo voraus, daß ich dir oft zurufen muß zu warten", begann ich. „Wie heißt du denn?"

„Wenn Ihr ein Grenzer wäret, der mich kennt, würde ich gar nicht mit Euch gehen; und wäret Ihr ein Grenzer, der mich nicht kennt, ſo würde ich es Euch nicht ſagen. Ihr ſeid aber kein Grenzer, ſo mögt Ihr ſchon meinen Namen wiſſen. Ich heiße Ilija."

„Du dienſt noch, deinem Alter nach?"

„Sollte dienen, Goſpodine, diene aber nicht. Auf dem Ruthenplatz, an dem wir juſt vorüber-

ekommen, da haben ſie mir's verleidet. Ein Rücken, wie meiner, iſt ebenſo wenig gemacht, aß ihn ein Türke oder was immer für ein Feind ſehen, als daß ihn die Spießruthe zerleiſchen ſoll."

„Du biſt alſo losgekommen?"

„Nein, ich habe mich losgemacht. Ich hab' ir den Abſchied ſelber gegeben und bin nach Bosnien hinübergegangen. Da war ich die anze Plackerei los."

„Du biſt alſo deſertirt? Sag's nur frei eraus!"

„Was denn anders? Euch ſag' ich's gerad eraus, Ihr werdet mich nicht verrathen. Aber laubt mir, wer an meiner Stelle nicht davonelaufen wäre, der hätte müſſen eine eiſerne Haut haben oder ein Engel ſein."

„Was iſt es denn ſo Arges geweſen?"

„Kai vraga, was es ſo Arges geweſen? Da müßt Ihr den Hauptmann fragen, den wir vor zehn Jahren bei unſerer Compagnie hatten! Das war ein Italiener, der kein Wort kroatiſch verſtand. Kein Wort, ſag' ich Euch, und kein Menſch in der Compagnie verſtand ihn. Und

wenn nicht Alles ging, wie er sich's dachte und wie er es in seinem unverständlichen Welsch befahl, da regnete es Stockprügel über ganze Dörfer. Dazu stellte er allen unsern Weibern und Mädchen nach. Die aber verstanden von seinem Geplapper gerade so viel wie wir, und lachten ihn aus. Das machte ihn noch grimmiger, und weil er seinen Zorn nicht an den Weibern auslassen konnte, schickte er ihre Männer, Väter, Geliebten ins Stockhaus, wie es ihm einfiel."

„Da warf er sein Aug' auch auf meine Schwester."

„Das Mädchen war mit einem Sohne unsers Nachbars verlobt, der Gefreiter war und Corporal werden sollte. Wir waren einverstanden mit der Heirath, weil ein Corporal doch etwas ist und einmal Feldwebel werden kann, wenn's gut geht. Da ist ein Mädchen doch versorgt."

„Einmal kommt der Hauptmann zu ihr, sagt ihr allerhand italienischen Kram vor und zeigt ihr einige Geldstücke. Da kommt just ihr Schatz aus dem Hause. Sie läuft auf ihn zu, fällt

m um den Hals, küßt ihn und lacht den Haupt-
ann aus."

„Das ärgert den Hauptmann nicht wenig.
Wenn ich den Jungen vom Hals hab', denkt er,
will ich mit dem Mädchen schon fertig werden,
nd Tags darauf schickt er ihn ins Generalcom-
ando als Schreiber."

„Unser Mädchen hat sich darüber sehr ge-
:ränkt, der Hauptmann aber hat nicht nachge-
assen ihr nachzugehen, und kommt einmal in
iner Stunde, wo er wußte, daß sie allein sei,
is Haus."

„Zum Glück kommt der Vater just vom Feld
urück."

„Der Hauptmann scheint sich dadurch nicht
ören lassen zu wollen. Das Mädchen aber
ängt an zu weinen und zu klagen, und der
Vater, der nicht länger an sich halten kann, wirft
em Hauptmann die Sense vor die Füße und
sagt ihm auf kroatisch: «Gospon Kapetan, Ihr
seid Hauptmann in der Compagnie, ich bin
Hauptmann in meinem Hause. Hab' ich den
Dienst, dann hab' ich Euch zu gehorchen und
thue es ohne Murren. Sucht Ihr aber Dienst

in meinem Hauſe, wovon im Reglement nichts ſteht, dann habt Ihr mir zu gehorchen, und ſo befehle ich Euch, die Stube zu verlaſſen!»"

„Der Hauptmann, der wenigſtens ſo viel kroatiſch verſtand, daß er wußte, was die funkelnden Augen meines Vaters zu bedeuten hatten, fing an zu fluchen, mit der Fauſt auf den Tiſch zu ſchlagen und drohte mit Prügeln. Mein Vater aber ließ ihn nicht zwei mal auf den Tiſch ſchlagen und ſchaffte den Hauptmann vor das Hausthor."

„Noch an demſelben Abend aber ward er feſtgenommen und mit zehn Mann Bedeckung nach der Stadt ins Stabsſtockhaus geführt."

„Daß ich's Euch kurz ſage, da nutzte nichts all ſein Erzählen, da nutzte nichts alles Weinen meiner Schweſter. Der Hauptmann gab an, er ſei in keinen andern als in Disciplinarangelegenheiten im Hauſe geweſen, und der Auditor verurtheilte meinen Vater wegen Inſubordination zu funfzig Stockſtreichen. Der arme Alte, damals ein Mann von ſechsundfunfzig Jahren, hielt ſie aus — und blieb von Stunde an ein Krüppel. Ihr werdet ihn ſehen."

„Mich aber ließ es zu Hauſe nicht mehr ruhen, und ich ſchwur, mich zu rächen.“

„Gott iſt mein Zeuge, es war die geringſte Sache, die ich ſchwören konnte. Ich wollte nichts weiter, als daß der Hauptmann von unſerer Compagnie, daß er von der Grenze wegkomme, damit ich ihn aus den Augen hätte, denn ich konnte nicht gut für mich ſtehen.“

„Da ſprach ich denn mit einigen Kameraden und ging zum Oberſten und ſagte ihm, wir haben einen Hauptmann, den wir nicht verſtehen, ſo wie er uns nicht verſteht, der ſich keine Mühe gibt, auch nur etwas von unſerer Sprache zu lernen. Es komme deshalb jeden Augenblick in der Compagnie zu Verwirrungen und Exceſſen. Es habe früher in zehn Jahren nicht ſo viel Stockſtreiche in der Compagnie gegeben, als jetzt ſeit einigen Monaten, und daran ſei nur der Hauptmann ſchuld, den wir nicht verſtehen; und kurz, der Hauptmann tauge für uns nicht, und wir wollen einen andern, der kroatiſch ſprechen könne.“

„«Was, Burſche, du willſt Meuterei ſtiften?» ſchrie der Oberſt.“

„Ich wanderte ins Stockhaus und mußte zehn mal Gassen laufen.“

„Da dacht' ich denn: hol' mich der Teufel, wenn ich ferner in der Grenze bleibe! Und lief über's Wasser zu den Bosniaken, und da lebte ich — fragt mich nicht wie ... wie eben ein Uskoke leben kann — seit zehn Jahren, ohne daß mein Vater oder sonst Jemand um mich wußte. So oft ich aber konnte, schickte ich ihm Etwas, aber so heimlich, daß er wol merkte, daß es von mir sei, und doch nicht herausbringen konnte, wo ich mich aufhielt.“

„Da erfuhr ich vor vier Tagen, daß er sterbenskrank darniederliege, und da konnte ich es nicht über's Herz bringen und schlich mich über's Wasser ins Regiment herein, um dem verkrüppelten Alten mit meinen starken Armen zu helfen, oder ihn doch vor seinem Sterben noch einmal zu sehen.“

„Nun wißt Ihr Alles, Gospodine, und nun wißt Ihr auch, warum ich in der Stadt dem Djordje Jritsch ausgewichen bin und auch nicht gern der Wachtablösung begegnen mochte. Wenn mich Einer erkennt, so ist's um mich geschehen.

nd ich ſage Euch, gerade wie mein Rücken für
e Spießruthe, iſt mein Hals auch für den Strick
i gut. Bogme, ich bin ein ehrlicher Kerl, wie
gend Einer, wenn auch der welſche Hauptmann
pt Oberſtlieutenant und mein Schwager noch
cht Corporal iſt, und ich als Deſerteur unter
n Bosniaken wohne!"

Während der Grenzer mir dieſen nicht ſehr
eitern Abriß ſeines Lebens entwarf, hatten wir
s Gebirge erreicht und konnten von einem
ügel das enge Thal überſehen, durch das ſich
s Waſſer herabſchlängelte, längs deſſen wir
ne gute Strecke gegangen waren und an deſſen
iden Ufern das kleine Grenzdorf zerſtreut lag,
aufen weit auseinander gelegener ſtrohbedeckter
ütten, geſchieden durch Zäune und Gemüſe-
ärten.

Auf einer Anhöhe am obern Ende des Dorfes
tand das einzige ſteinerne Haus, zwar ebenfalls
ur einſtockig, doch mit Schindeln gedeckt und
eitläufiger als alle andern. Ein Grenzſoldat
n zwillichenem Kittel und weiten Zwillichbeinklei-
dern ging davor als Schildwache auf und ab.

„Seht, Goſpodine, dort hat der welſche Haupt-

mann gewohnt und dort wohnt auch der jetzige", erklärte mir mein Führer. „Es iſt der zweite ſeit der Zeit. Beide ſind Kroaten, und die Compagnie iſt wieder die ordentlichſte im ganzen Regiment. ... Das kleine Haus dort unten am Waſſer zwiſchen den zwei Apfelbäumen iſt das meines Vaters."

Der Weg, der vom Hügel ins Dorf hinabführte, war ein ziemlich bequemer und wir konnten in einigen Minuten das bezeichnete Haus erreicht haben. Der Grenzer aber ſchien nicht geſonnen, den nächſten Weg auch für den ſicherſten zu halten, und ich mußte es mir gefallen laſſen, ihm über Felſen und Gräben, durch Geſträuch und über Verzäunungen zu folgen, um unbemerkt ins Dorf und ans Haus zu gelangen.

Wir überſtiegen noch eine Plankenwand und befanden uns in einem verwahrloſten Küchengarten, deſſen Beete nur hier und da einen Kohlbuſch unter dem reichlich wuchernden Unkraut hervorblicken ließen. Es war der Garten, der zu dem Hauſe gehörte, in das mich der Grenzer führen wollte, und nach wenigen Augenblicken

fanden wir vor einem Pförtchen, das von rückwärts ins Haus führte.

„Verhaltet Euch jetzt ruhig, Gospodine, damit wir nicht verrathen werden, wenn ein Fremder darin sein sollte", sprach der Grenzer und klopfte leise an das Pförtchen.

Da man es nicht zu hören schien, klopfte er etwas stärker.

„Tko je? (wer ist's?)" ließ sich von innen eine kräftige Mannsstimme vernehmen.

„Otvori! (öffne!)" antwortete mein Führer.

„Bome neću! (bei Gott, das thue ich nicht!)" erwiderte die Stimme von innen und schien sich zu entfernen.

„Čuješ brate, jel me više nepoznaš? (hörst du, Bruder, kennst du mich nicht mehr?)" rief mein Führer zurück und warf zum Zeichen, daß er es sei, seine rothe Mütze über den Zaun in den Hof.

Nun wurde das Pförtchen geöffnet.

Den Mann, der es aufgethan, erkannte ich an der Mütze als Gefreiten. Er grüßte mit soldatischer Ehrerbietung und fragte mich auf gut

deutſch: „Sind Sie vielleicht der Herr Doctor aus der Stadt?“

Ich bejahte und bat ihn mich zu dem Kranken zu führen.

„Zum Kranken? O, dem iſt ſchon beſſer“, gab er zur Antwort und ſchritt durch einen dunkeln Gang ins Haus.

Hier öffnete er eine niedrige, von jahrelangem Rauch gebräunte Thüre und bat mich einzutreten.

Da ich aus dem hellſten Sonnenlichte kam, erſchien mir der Raum doppelt finſter und unwirthlich, als er wirklich ſein mochte. Der Boden war feſtgeſtampfte Erde, der Ofen nahm drei Viertheile des Raumes ein, und ein elendes Bettgeſtell, ein ſchlechter Tiſch und eine Bank machten das ganze Mobiliar aus. An einem Nagel an der Wand hingen einige abgenutzte Monturſtücke und altes Riemzeug.

Ich trat ans Bett, in welchem ich den Kranken vermuthete.

Eine weibliche Geſtalt lag quer über daſſelbe hingebeugt, das Geſicht in die Kotze gedrückt, die das einzige Bettzeug zu ſein ſchien.

Sie bemerkte mich nicht und erhob ſich erſt, als ihr der Gefreite auf die Schulter klopfte und ihr bemerkbar machte, daß der Doctor da ſei.

Im Bette lag auf einem elenden Sack ein Greis mit kahlem Haupt und weißem Bart. Das Auge war geſchloſſen, der Athem ging nicht mehr.

Mein Führer, der ſich eine Weile im Vorhauſe aufgehalten hatte, wahrſcheinlich um ſeiner Sicherheit wegen das Haus abzuſchließen, trat nun ein.

„Nun, Goſpodine, wie findet Ihr meinen Vater?“ Mit dieſen Worten eilte er auf mich zu.

„Es iſt ihm beſſer als dir“, antwortete der Gefreite ſtatt meiner. „Gott hat ihn zu ſich genommen.“

Den Scenen, die nun nicht ausbleiben konnten, mochte ich um ſo weniger beiwohnen, als es Abend zu werden begann. Jammernd rang das Weib, die Tochter des Verſtorbenen, die Hände, und ihr herzzerreißendes „Joj meni“ mußte in kurzer Zeit das ganze Dorf zu gleicher Klage zuſammenrufen.

Mein Führer ſchien dies vorauszuſehen und nicht gewillt, den Zuſammenlauf abzuwarten.

Mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes warf er ſich über die Leiche und küßte ſie. „Ich hab' dich geſehen, und mehr hab' ich in der Heimat nicht zu ſuchen!" rief er, umarmte dann die wehklagende Schweſter, ſprach mit dem Gefreiten heimlich einige Worte, trat dann zu mir, drückte mir die Hand und ſagte: „Nun können wir wieder gehen."

Eine halbe Stunde ſpäter hatten wir auf demſelben Wege, auf dem wir gekommen, den Hügel wieder erreicht.

„Ich danke Euch, Goſpodine", ſprach hier der Grenzer. „Ihr ſeht, daß man ein Grenzer, ein Deſerteur ſein, unter den Bosniaken wohnen und doch ein ehrlicher Kerl bleiben kann!"

Hierauf verſchwand er im Gebirge.

Der Gefreite begleitete mich bis vor die Stadt. —

Indeſſen wollen wir mit unſerm Freunde Athanaſſie nicht weiter rechten, und uns nur freuen, die zerſtreuten Dächer des kleinen Compagnieortes, den unſer glücklicher Freund ſeine

Heimat nennt, uns, wenn auch noch aus ziemlicher Ferne, aus einer Fülle blühenden Baumgebüsches entgegenschimmern zu sehen.

Bald ist der Weg dahin zurückgelegt, und wir freuen uns dessen doppelt, da wir sogleich Anlaß finden, unser milderes Urtheil durch einen ebenso schönen als rührenden Zug in Athanassje's eigener Heimat bestätigt zu finden.

Athanassje Pawlowitsch hätte sich in dem Stabsorte keine Secunde aufhalten, hätte seinen Gäulen keine Minute Zeit zum Ausschnaufen lassen dürfen, wenn er sich in seiner Heimat nicht um den Genuß eines ersten überraschenden Eindruckes bringen wollte. Indeß er seine pflichtschuldigen Reverenzen machte und den Regimentsschneider außer Athem brachte, hat ein vom Garnisonsdienst zurückkehrender Nachbar die Nachricht von seinem Avancement zum jüngsten Lieutenant des Regiments längst heimgebracht, und die Kunde davon hatte sich bereits nach allen Richtungen der Windrose verbreitet.

Um den Effect der Ueberraschung war somit unser Freund gebracht. Dafür aber harrte seiner ein anderer, gewiß nicht minder schöner und

wohlthuender Effect, um den wir ihn, wenn auch gewiß um ſonſt nichts Anderes, beneiden!

Wer kennt nicht die knappen blauen ungariſchen Hoſen, die braunen Waffenröcke mit den orangegelben Aufſchlägen, die ſchwarzen Ueberwurfsriemen und die Czakos mit den weithinſchimmernden Meſſingroſen vorne auf? Das ſind ja Grenzer in Parade! Nur die blitzenden Gewehre fehlen noch, und man könnte meinen, es ſei zur höchſten Parade, zum Empfang irgend eines Generals oder gar kaiſerlichen Prinzen, wie ſie dort am Eingange des Dorfes zu beiden Seiten der Straße aufgeſtellt ſind. Selbſt die grünen Eichenreiſer haben ſie über die funkelnden Czakoroſen gepflanzt!

Athanaſſje Pawlowitſch — ich wette was du willſt, das gilt dir!

Siehſt du! Ich habe mich nicht geirrt! So wie wir an ſie herankommen, erheben ſie Alle wie auf ein Commando die Arme und dir entgegen und begrüßen dich mit einem donnernden „Živio Athanassje Pavlović! Živio gospodin laitnant Pavlović! Živio náš Athanassje, gro-

movito! (Es lebe Athanaſſie Pawlowitſch! Es lebe der Herr Lieutenant Pawlowitſch! Es lebe unſer Athanaſſie, hoch!)", daß die Gäule vor deinem Karren ſcheu werden, Selenka ſich durch einen Satz über den Straßengraben zu retten ſucht und der Schafpelz auf dem Heubund alle ſeine phaethoniſche Kunſt in Anwendung bringen muß, um einen Umſturz zu verhüten.

Nun ſind wir gar von ihnen umringt; nun mußt du aus dem Wagen, mußt der Reihe nach von ihnen zuerſt die gehorſamſte Salutirung und dann die herzlichſte Umarmung entgegennehmen, und kannſt es ihnen nicht wehren, daß ſie dich in ihre Mitte nehmen und unter Jubelruf und Geſang in das Dorf begleiten.

Dir treten die Thränen in die Augen? Du weinſt wie ein Kind? Ei doch, jüngſter Offizier deines Regiments, nur immer zu! Ein Grenzer darf auch einmal einen ſchönen Moment haben, in welchem ihn Freudenthränen entquillen!

Und nun ſieh! Wer kommt uns denn noch da mitten im Dorf entgegen? Iſt das ein Händeringen, iſt das ein Wehklagen, als wäre

das größte Unglück über dieſe Weiber hereingebrochen! ... Das iſt ja dein Weib mit deinen drei Töchtern! Und das halbe Dutzend kleine Enkelein um ſie her, das thut ja gar, als hätte ihm Gott weiß wer was zu Leide gethan! Schließe ſie in deine Arme, drücke ſie an die hochwattirte Bruſt deines neuen Offiziersrockes, weine mit ihnen, ſo viel dir wohlthut, deinem Sterne am Kragen thut das keine Schande!

Und nun ins Haus! ...

Aber unaufgehalten, das ſeh' ich ſchon, kommſt du da noch nicht hin! Der Herr dorten in der commoden Campagneuniform, mit Spornen und Reitpeitſche, der ſcheint dich auch noch zu erwarten. Das iſt der Hauptmann deiner Compagnie, derſelbe, für den du alle Rapporte geſchrieben, für den du ſo oft in den Stabsort gelaufen, deſſen Secretär, Factotum und rechte Hand du geweſen! Nun reicht er dir ſeine Rechte, umarmt dich und küßt dich ebenfalls, und nennt dich „brate! (Bruder!)"

Gib dich hin, Athanaſſje! Laſſ' all' Das über dich ergehen! Der heutige Tag iſt noch dein, heute noch magſt du dich im Hauſe deiner

Väter freuen! Morgen vielleicht ſchon trifft der Befehl ein, du wirſt an deinen Poſten commandirt und packſt deine ſieben Sachen zuſammen, dein neues Zelt aufzuſchlagen, wohin dich der Zufall des Commandos wirft!

VII.

Eine Colonie von Penſioniſten. — Nun iſt er noch höher avancirt!

Morgen? Nein, Athanaſſje Pawlowitſch! Morgen ſind wir noch deine Gäſte und wollen von dem kleinen Ausflug profitiren, den du zu dem alten Goſpon Kapetan vor haſt, um nun auch ihm, unter dem du dir deine erſten militäriſchen Spornen erwarbſt, deine dankbare und geziemende Aufwartung zu machen.

Wir wiſſen recht gut, daß das nicht deine Pflicht iſt; denn ſo ein alter penſionirter Hauptmann — was zählt der einem Offizier der activen Armee gegenüber? Eine Null; noch dazu eine ſolche, die nicht einmal eine Stelle ausfüllt! Es iſt nur dein guter Wille, ein ſchöner Zug

eines Herzens, ein Act der Pietät, den du dem lten Manne gegenüber nicht unterlaſſen kannſt, i deſſen Hand die Vorſehung den Stock gelegt, er dich einſt für deinen hohen Beruf von heute würdig vorbereiten ſollte. Und dann — wir ollen dir die Empfehlung nicht ſchenken, die du ns von ihm an den alten Fiskal bei Semlin, einen alten Herzensfreund, zugeſagt! Darum riſch angeſpannt! Laſſ' den Mann auf dem eubund wieder ſeine Pferdedialoge beginnen nd hinaus in das morgendlich grünende Land!

Der Weg, den wir zurückzulegen haben, iſt, wir können das nicht leugnen, keineswegs von den beſten. Wir zweifeln zwar nicht, daß die Unterhaltungskoſten dafür in den Büchern der ehemaligen Hofkriegskanzlei aufs gewiſſenhafteſte in Kreuzern und Pfennigen verzeichnet ſich vorfinden; daß aber jemals eine menſchliche Hand ſich damit befaßt habe, an ihn auch nur einen aufräumenden und ebnenden Spaten anzulegen, daran zu zweifeln glauben wir vollkommen berechtigt zu ſein. Glücklicherweiſe dauert die herz- und nierenerſchütternde Fahrt zwar lange genug, um uns müde und lahm, doch noch nicht ſo lange,

um uns vollkommen todt zu rütteln, als wir uns endlich dem mühſam erſtrebten Ziele in erſehnter Nähe ſehen.

Im Thale da unten, rechts an der Straße liegt das Dorf! Ein ganz ſchmuckes, freundliches Oertlein von, genau gezählt, zwölf Häuſern, in denen, wie uns unſer Freund Athanaſſje im Vornherein unterrichtet, wieder genau gezählt, nicht mehr als zwölf alte Offiziere und ein alter Unterchirurgus wohnen, und in Ruhe und weltabgeſchloſſener Gemüthlichkeit den Segen ihrer kleinen Penſionen und kleinen Grundſtücke verzehren.

Nicht freudiger mag das Herz dem Pilger in der Wüſte pochen, wenn er nach wochenlanger, martervoller Wanderung Mekkas ſtolze Minarete im Morgenroth erglimmen ſieht, als uns das unſere beim Anblick des Zwölfdächerdorfes, des Zieles unſerer Wanderung, die wir, trotz aller Pietät, dennoch ſchwerlich unternommen haben würden, wenn wir von all' den Dornen eine Ahnung gehabt hätten, über welche der Weg in dieſes Himmelreich führt. Selbſt die arme Seleuka und der Wallach, die in ſtoiſcher Ergebenheit den

karren über Stock und Stein bis hierher geſchleppt, ſcheinen bei dem Anblick des Dutzends Biebel von einer ſtillen Wonne durchzuckt zu werden. Wenigſtens wiehern ſie beide einmal auf, ſchütteln den Reſt von Mähnen, den ihnen die grauſame Zeit gelaſſen und geben ſich beim Herabfahren über die letzte Anhöhe alle erdenkliche Mühe, um nicht minder glücklich als bisher die tragiſche Kataſtrophe eines Umſturzes zu verhüten.

Endlich nach dreiſtündigem Märtyrthum halten wir auf dem kleinen, freien Platze neben dem alten, mooſigen Meilenſtein, welchen die zwölf Apoſtel von Häuschen im Kreiſe umſtehen, ſtill, und vergönnen den armen Thieren auszuſchnaufen.

Ein merkwürdig ſtiller, ſchweigſamer Ort das; das Laub an den Bäumen hört man flüſtern. So weit das Auge ſeine Blicke ſendet, kein athmendes Weſen zu entdecken, ein Dutzend rothhaliger Truthähne ausgenommen, die ſtill und ſtolz im Sonnenſchein einherwandeln und verſtreute Maiskörner aufpicken, und bei unſerm Anblicke ſtehen bleiben und uns befremdet anſchauen, als

wollten ſie fragen: „Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr hier? Da wohnen wir, wenn Ihr's wiſſen wollt, und keine lebendige Seele weiter!“

Wir ſind aber noch nicht recht aus dem Karren geſtiegen, als wir die Thüre eines der Straße zunächſt gelegenen Häuschens ſich aufthun und eine ſtämmige, wohlbeleibte Geſtalt in Stulpſtiefel und pfefferfarbenem Ueberrocke, mit rothem Halstuche und gleichfarbiger Naſe, die rechte Hand auf ein langes ſpaniſches Rohr geſtützt, daraus hervortreten ſehen, die uns zuruft:

„Kai vraga! Biſt du's, Athanaſſie? Ah, ſchön, ſehr ſchön von dir, daß du kommſt! Bogme, verlo lepo! ... Kutſcher! Die Selenka hier unter den Baum in Schatten ſtellen und den Wallach auch! ... Matho! Mathizo! Heu! Hafer! Waſſer! Jebem ti, mir ſcheint, du ſchlafeſt! ... Belieben! Belieben nur weiter!“

Kein Zweifel, das muß er ſein!

Athanaſſie Pawlowitſch macht ſein Compliment, präſentirt erſt ſich als den jüngſten Lieutenant ſeines Regiments, dann uns — und ſiehe da, wir haben uns nicht geirrt! Es iſt des Goſpon

Kapetan höchſteigene Perſon, der die Stentorſtimme angehört, mit der dies Alles hervorgebracht worden.

„Na, habe ſchon gehört, brate! Gratulire!“ drückt er mit einer Treuherzigkeit Athanaſſie's Hände, von der wir überzeugt ſind, daß ſie an den Fingern jedes andern ſterblichen Menſchen ſtundenlang ihre Spuren in Form tiefer Eindrücke zurücklaſſen müßte, indem er mit einer Barſchheit der Stimme und zugleich Gutmüthigkeit des Geſichtsausdruckes, wie ſie vereint nur ihm eigen ſein mögen, ſeine Freude an dem Beſuche durch wiederholtes „Verlo lepo! Verlo lepo!“ zu erkennen gibt.

Nachdem er zuerſt auch unſere Rechte von der Ungeheucheltheit ſeines Wohlwollens eindrücklich überzeugt, und dann auch unſerer Linken die gleiche Ueberzeugung beizubringen die unzweideutige Abſicht kundgibt — eine Ueberfülle von Freundebezeugung, der wir uns jedoch durch eine geſchickte Wendung zu entziehen ſo glücklich ſind — betreten wir mit ihm das Haus.

An der Durchfahrt ſtoßen wir auf einen Jungen von ſehr verödetem Ausſehen und noch

verödeterm Anzuge vom gröbſten, einſt vielleicht weiß geweſenen Linnen.

Er hat ſich eben auf einer, ihrer eigentlichen Beſtimmung nach zu einem Hühnerkäfig gehörigen Stableiter vom Heuboden herabgelaſſen und verſucht ſich mit verſchlagener Demuth hart an der Wand hin und an uns vorüber vor's Haus zu ſchleichen — wahrſcheinlich im drückenden Bewußtſein, daß es nicht geheuer ſei, dem Goſpon Kapetan in einem Zuſtande zu begegnen, der deutlich genug verräth, daß man um dieſe Stunde, ſtatt zu arbeiten, im Heu gelegen und geſchlafen hat.

In der That auch ſehen wir den Goſpon Kapetan beim Anblicke dieſes menſchlichen Weſens ganz verhängnißvoll ſein ſpaniſches Rohr erheben, ſo daß es Mathizo — denn Niemand anderes iſt dieſer heugeſchmückte Jüngling — in richtiger Vorausſicht der Dinge, denen eine dergleichen Bewegung voranzugehen pflegt, für gerathen hält, ſich ein wenig zu ducken.

Indeß ſcheint der geſtrenge Hausherr, vielleicht in Rückſicht auf ſeine Gäſte, Gnade für Recht walten laſſen zu wollen, und begnügt ſich die

anische Rohrbewegung durch ein kleines Gewitter von Ausrufen zu commentiren:

„Vrag ti dušu! Hast du wieder gefaulenzt? Zwei mal habe ich dich gerufen und nicht ein mal hast du mich gehöret! ... Heu! Hafer! Wasser für die Selenka und den Wallachen! ... Und dann gehe zu den Herren! Rapport: Der Ithanassje ist hier; herkommen! ... Jebem ti!“

Damit stampft er mit dem rechten Fuße, klopft mit dem spanischen Rohre auf das rothe Ziegelpflaster und lacht dem entschlüpfenden Junken so homerisch nach, daß das kleine Häuschen zu erzittern scheint.

„Ein Teufelskerl, bogme! Aber so muß man sich Respect verschaffen. Ohne Stock gibt es auf Erden keinen Gehorsam! ... Aber belieben! Belieben nur! Wollen wir nicht lieber in den Garten, anstatt hier in der Zugluft stehen bleiben? Ist ja kein Commando!“

Mit diesen Worten geleitet er uns durch einen kleinen, mit allerhand ökonomischen Geräthen gefüllten Raum, den „Hof“, wie er ihn nennt, an ein schmales Plankenpförtchen, und bittet uns, in seinem „Garten“ einzutreten.

„Nicht wahr, kein Hofgarten? Aber mit ſechshundert Gulden Penſion kann man auch keinen Hofgärtner halten", bemerkt er, indem wir ſeiner Einladung nachkommen; allerdings etwas überflüſſig, da der Anblick, der uns da gewährt iſt, keineswegs geeignet iſt, die Gedanken ſich auch nur überhaupt bis zu einem Gärtner verirren zu laſſen.

Nicht als ob wir die Vegetation, die uns umwuchert, nicht reich nennen müßten; vielmehr finden wir ſie durch Tauſende von Gattungen vertreten; nur daß dieſe das Unglück haben, dem bisher ſo geringgeſchätzten Proletariate der Pflanzenwelt, dem Unkraut anzugehören. Was von Grund und Boden nicht von dieſem in Beſchlag genommen iſt, daraus ragt uns ein Wald von Kukuruzbüſchen entgegen oder das haben harmlos blühende Kartoffeln inne.

Die Baumwelt finden wir nur durch einige Apfelbäume, den Luxus durch einen verkümmerten Roſenſtrauch vertreten, an welchem eine einzige geſenkte Roſe hängt; „eine Elegie auf die Einſamkeit, die der Lenz hierher geweint", wie ein junger Lyriker ſagen würde.

Gospon Kapetan aber, der nichts weniger als Lyriker ist, faßt uns am Arm und schiebt uns ohne viel Reflexion mit den Worten: „Belieben nur weiter" zwischen den Kukuruzbüschen und den Kartoffelstauden in eine Ecke des Gartens, die er seine „Lieblingsstelle" nennt.

Diese Lieblingsstelle soll eine Art Laube vorstellen; so viel wird uns auf den ersten Blick zwar klar, da wir nicht umhin können, nicht ohne rührende Theilnahme zu bemerken, wie sehr sich einige Weinranken bemühen, sich zu einem schattenden Dache zu vereinen. Allein es will ihnen dies nicht recht gelingen, und Mathizo scheint sich durch dies fruchtlose Streben veranlaßt gesehen zu haben, den Mangel an schattigem Laub durch einige Bündel Kukuruzstroh zu ersetzen, die er quer über das Laubendach gelegt. Eine ringsum führende Bank und ein großer, viereckiger Tisch tragen dazu bei, Das zu vollenden, was Gospon Kapetan seine „Lieblingsstelle" nennt.

Wir setzen uns nieder.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Fiskal?" eröffnet nun unser Freund Athanassje die Con-

verſation in einem Ton, in welchem er zu unſerm Vergnügen ſchon einen, für ſeine junge Offizierſchaft hohen Grad von Sicherheit beurkundet.

„Aus Semlin?“ erwidert Goſpon Kapetan. „O, der lebt ja wie ein kleiner Herr Gott in ſeinem kleinen Himmel! Was fehlt dem? Geld genug, Freunde genug, Pferde auch; ... freilich die Geſundheit! Aber der iſt kein Verlorener, der weiß ſich zu helfen! ... Wollt gleich an ſeiner Stelle ſein! ... Sie müſſen ja über Semlin?“ wendet er ſich gegen uns.

Wir ſprechen unſere bezügliche Abſicht aus.

„Da könnten Sie mir ja einen Gefallen thun, wenn Sie ein paar herzliche Grüße von mir mitnehmen wollten? Bogme, es wird Sie nebenbei auch nicht gereuen, meinen alten Specialis kennen zu lernen. Herrliche Tafel, göttlichen Wein und — charmante Nichte!“

Wir übernehmen es, die Grüße beſtens zu beſtellen, und erbitten uns nur zu deren Legitimirung, wenn möglich, einige geſchriebene Worte.

„Vraga, geſchrieben!“ meint Goſpon Kapetan. „Wenn ein Kamerad ſagt: Grüß' dich Gott, Bru-

ber! muß da auch Tinte dabei ſein? Bogme, gerade, wie bei unſerm Regiment!"

Zuvorkommend hat Freund Athanaſſje indeſſen ein Blättchen Papier aus ſeiner Briefta ſche hervorgeholt, einen Bleiſtift dazu hingelegt, und eine eigene geiſtreiche Bemerkung herzlich be- achend, ſchreibt Goſpon Kapetan darauf: „Sve promovito!" (beiläufig ſo viel wie: Alleweil luſtig!) und unterzeichnet's mit einem unleſerlichen Na- enszug.

„Erfreuliche Nachrichten vom Herrn Sohn?" enkt nun Athanaſſje das Geſpräch weiter fort.

„Seit einigen Wochen keine", erwidert Goſpon kapetan. „Als er mir das letzte mal ſchrieb war es aus Bukureſt. Mit nächſtem rücken wir gegen die Donau vor, ſchrieb er mir damals; da habe ich Ausſicht Kapitän zu werden; denn die Türken, ſagt man uns, ſchießen ſo gut, daß ſie die Offiziere wie die Spatzen vom Dache weg- fegen. Da fallen gewiß ein paar Hauptleute von unſerm Regiment und ich muß vorrücken. — Verflirter Junge das, bogme! Spricht vom Todtſchießen, wie wenn's Rebhühner wären. Wenn er aber einmal Hauptmann iſt, darf er

nicht mehr bleiben. Da muß er mir in die Penſion. Eine kleine Bleſſur oder ſo etwas wird ſich ſchon finden. Dann muß er her zu mir und mit mir da leben. Meine kleine Colonie braucht Zuwachs, braucht junge Leute, wenn ſie nicht wieder zu Grunde gehen ſoll!"

„Ihre Colonie, Herr Hauptmann?" fragen wir neugierig.

„Meine, ganz die meine", erwidert Goſpon Kapetan nicht ohne Selbſtzufriedenheit. „Wie Sie den Ort ſehen, iſt er nicht älter als mein Penſionsſtand. Nach dem Frieden von 1815 habe ich mir das erſte Haus gebaut und nach und nach ſind die andern hinzugekommen, auch lauter penſionirte Offiziere, und ſo leben wir hier in Eintracht beiſammen."

Wir können darauf die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Herr Hauptmann demnach ſehr frühzeitig in Penſion gegangen zu ſein ſcheinen.

„Mit vierundzwanzig Jahren", iſt Goſpon Kapetan ſo gütig uns darauf zu erwidern. „Als die Franzoſen Kroatien beſetzten, war ich ein achtzehnjähriger Burſch, eben von Carlowitz und

Peſt zurückgekehrt, um Soldat zu werden. Als Offiziersſohn ſchickte mich der damalige franzöſiſche Präfect zur Armee an den Rhein. Von dort kam ich nach Preußen und machte als Offizier den Zug nach Rußland mit. Vor Moskau wurde ich Kapitän. ..."

„Hören Sie", fährt er nach einer kleinen Pauſe fort, „wer nicht die Geſchichte von Moskau mitgemacht hat, der weiß nichts zu erzählen. Wir ſtanden vor der Stadt. Des andern Tags wollten wir einrücken. Da röthete ſich ſchon in der Nacht der Himmel an einigen Ecken und wir glaubten, daß hier und da zufällig Feuer ausgebrochen. Gegen Morgen wurden die Flammen des Tageslichts wegen weniger ſichtbar; dafür lag über Moskau ein dicker, undurchdringlicher Mantel von Rauch. Napoleon ritt an den Colonnen vorüber, ſo bleich aber und ſo ernſt, wie wir ihn früher noch nie geſehen. Endlich rückten wir ein. Der Rauch und die Flammen fuhren zwiſchen den Häuſern ſo dick und gewaltig hin und her, daß wir nur mühſam vordringen konnten. Wir drangen in die Häuſer. Alles leer. Möbel, Bettzeug, Leinen, Fäſſer, Stroh, ganze

Klafter Holz waren in die oberſten Stockwerke und unter die Dächer geſchafft und nur hier und da konnten wir einen einzelnen Menſchen bemerken, der mit einem brennenden Stück Holz oder mit einer Fackel ſich unter ein Dach ſchlich, um Feuer zu legen oder in gleicher Abſicht ſich über die Planken eines Hofes hinüberzuſchwingen. Es waren dies meiſt zurückgelaſſene Diener oder Gefangene, die in Freiheit geſetzt worden waren und ſich ihre Freiheit durch Brandlegung verdienen ſollten. Die armen Teufel! Da ward es wirklich wahr, was gehenkt werden ſoll, das erſäuft und verbrennt nicht. Wir erhielten Befehl, Jeden, der beim Verſuche zu zünden ertappt werden würde, aufzuknüpfen. So geht es im Krieg! Hab' ſelbſt ſo einen Armen müſſen an einem Laternenhaken beſeitigen laſſen. Hat mir ſehr leid gethan; war ein prächtiger Burſch, ſchlank wie ein Baum, jung, ſchön; wahrſcheinlich ein junger Adeliger, der ſich in den Flammen hat opfern wollen oder — müſſen. Leute von meiner Compagnie griffen ihn auf, als er eben mit der brennenden Fackel durch's offene Fenſter in ein Haus ſteigen wollte und brachten ihn zu mir.

t, wie das Commando lautet», ſagte ich
›andte mich ab. Ich war ſelber noch ein
· Burſch und mochte es nicht mit anſehen,
le Grenadiere gehorchten."
Auf dem Rückzuge aus Rußland blieb ich
iem polniſchen Orte als Marodeur zurück.
atte ich in dem Zeitraum von einem Jahr
Freud' und Leid zu erleben, als all' mein
Lebtag zuſammen. Ich heirathete, bekam
Sohn, verlor dabei mein Weib und mußte
Kind bei ſeinen Großältern zurücklaſſen, um
reichiſchen Grund und Boden zurückzukeh-
›o ich dann wieder als Hauptmann eintrat
ls ſolcher faſt alle Feldzüge bis zum Frie-
itmachte."
Daß ich nicht Stabsoffizier geworden, daran
r die Kleinigkeit ſchuld, daß, um ein ge-
r Stabsoffizier zu ſein, es nicht hinreicht,
mpagnie commandirt zu haben. Ich hatte,
rlich zu reden, kein Geſchick und noch weni-
sſicht dazu. Ich hab' immer wacker drein-
gen, wo eben nur dreinzuſchlagen war;
um Commandanten gehört mehr. Ein alter
mann ſein, während meine Kameraden

den Generalshut bekamen, mocht' ich auch nicht, ſo ging ich denn, vierundzwanzig Jahre alt, in Penſion."

„Meinen Buben ſah ich während der ganzen Zeit nur ein mal — kurz bevor er Soldat geworden. Ein herrlicher Burſch war's! So gern ich lebe, ſo gern hätt' ich ein paar Jahre meines Lebens darum gegeben, ihn in einem Grenzregiment unter öſtreichiſcher Fahne zu ſehen. Aber ſein Großvater wollte davon nichts hören. Von dem hatte er einmal ein großes Vermögen, von mir nichts zu erwarten; ich mußte es geſchehen laſſen, daß er in ruſſiſche Dienſte trat. So hab' ich denn einen Sohn und all' mein Lebtag nichts von ihm als Briefe und Briefe, und ihn ſelbſt — wer weiß würd' ich ihn jetzt erkennen, denn der Junge muß ja ſchon, bogme, ein Vierziger ſein! Doch was iſt zu thun, ein alter Soldat muß mit Allem vorlieb nehmen, was ihm das Leben einbrockt. Könnt's auch nicht ändern, wenn ich ihn gar nicht mehr wiederſehen dürft'! So eine türkiſche Kugel fragt nicht: Haſt daheim einen alten Vater? ..."

Einige ziemlich geräuſchvolle Verſuche z

uſten, die offenbar von mehrern Urhebern her-
ühren, machen hier den Ergießungen des Goſpon
apetan ein Ende.

„Ah, da ſind ſie! Da ſind ja die Andern!“
ährt Goſpon Kapetan auf dieſe Geräuſche em-
or, indem ſich ſeine Züge zugleich wieder erhei-
ern und er nicht ohne Mühe eine etwa kleinteller-
roße Tabacksdoſe aus einer der vielen Taſchen
u Tage fördert, mit denen ſein Rock verſehen
ſt, und ſie auf den Tiſch ſtellt.

Wirklich hören wir bald die Gartenthür knar-
en und Ein Mann hoch treten elf, theils ſtämmige, theils ſchwächliche Geſtalten aus den
ukuruzbüſchen hervor, in denen alsbald die elf
ibrigen penſionirten Offiziere zu erkennen, uns
icht ſchwer wird.

Die meiſten tragen das Kanonenkreuz, Alle
raue Röcke und ſpaniſche Röhre.

Hinterdrein hinkt ein Chirurgus, ein kleines
Männlein mit glattraſirtem Angeſicht und kahlem
opfe, das immer lächelt und ſich die Hände
ibt.

Ohne viele Ceremonien greifen die Herren,
iner nach dem Andern, eine ausgiebige Priſe

aus des Gospon Kapetan geräumiger Dose, worauf sie ihre Plätze einnehmen, nicht ohne daß ihnen Freund Athanassje erst seine und sie ihm dann ihre Gegenreverenz zu machen bedacht wären.

Nur der Chirurgus glaubt das Ceremoniel, das ihm die militärische Etiquette in Gegenwart von zwölf Offizieren auferlegt, nicht außer Acht lassen zu müssen, und unterläßt es nicht, erst den rechten Fuß etwas vorzuschieben, das linke Knie etwas zu beugen und sein Gesicht zu einem anmuthigen Lächeln zu verziehen, ehe er einige Stäubchen des Nießpulvers aufs niedlichste zwischen Daumen und Zeigefinger faßt und sie ebenso niedlich seiner zarten Nase einverleibt, zu welchem Zwecke er auch nicht vergißt, sich etwas seitwärts zu neigen.

Nachdem dies geschehen, nimmt er der Letzte auf dem letzten Ende der Bank Platz, jedoch bescheidentlich so, daß nur die Hälfte seines ohnehin leichten Leibes mit der Kante der Bank in Berührung kommen kann.

Wir werden der versammelten Gesellschaft vorgestellt.

Der akademiſche Titulus, der uns anhängt, erſetzt den Herrn Chirurgus für den erſten Augenblick in ſprachloſe Ueberraſchung. Sichtbar verlegen ſcheint er damit beſchäftigt, ſeinen Geiſt zu ſammeln, welches, ihn wahrſcheinlich ſehr anſtrengende Geſchäft, er ohne Zweifel durch ein mit wunderbarer Schnelligkeit bewirktes Reiben der Hände zu unterſtützen hofft. Endlich rutſcht er von der Kante der Bank auf, nimmt neuerdings die obenbeſchriebene Stellung ein und verſucht einige Worte der collegialen Begrüßung vorzubringen.

Indeſſen iſt: „Meinen Reſpect ... meinen Reſpect!“ cum gratia in infinitum Alles, was ſeinen befangenen Lippen in dieſem Augenblicke zu Gebote ſtehen will.

Das Lachen der Offiziere über dieſe Situation macht ihn nur noch verlegener.

Da erhebt ſich ein dicker Herr und ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch:

„Das iſt unſer Chirurgus, ein Arzt, wie kein weiter auf Erden, und den laſſ' ich mir nicht auslachen! Ein Vierteljahrhundert leben wir hier beiſammen; ein Vierteljahrhundert iſt er

unſer Arzt und noch iſt Keiner von uns geſtorben!“

Der Chirurgus athmet bei dieſer Apologie freier auf und ſchlägt die Augen beſchämt nieder, gerade wie andere große Männer, deren Beſcheidenheit man durch Erhebung ihrer großen Verdienſte nahe getreten.

Schon ſehen wir ihn ſeine Lippen regen, um dem Anwalt ein replicirendes Compliment zu machen, als Mathizo, der eben mit einem rothglühenden Geſicht zum Vorſchein kommt, anzuſchauen, als ob es ſeit Monaten in Schmuz gelegen und eben erſt in einem Ziegelofen ausgebraunt worden wäre, die allgemeine Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch nimmt, als daß der dankbare Redner weiter hoffen dürfte, ſeinen Sermon an den Mann zu bringen; weshalb er denn auch jeden dahinzielenden Verſuch unterläßt und es vorzieht, beſcheidentlich ſeinen Platz wieder einzunehmen, indeß Mathizo nicht ohne Anſtrengung einen Weinkrug auf den Tiſch ſchiebt und ein Dutzend Gläſer herumſtellt, jedes einzelne offenbar Eigenthum Desjenigen, vor den es hingeſtellt wird.

Die zwölf Herren ſcheinen es nämlich vorzuziehen, jedesmal Jeder ſein eigenes Glas mitzubringen, als ein Jeder zwölf Gläſer anzuſchaffen, um die Freunde zu bewirthen, wenn ſie ſich bei ihm zu einem Trinkſtündchen einfinden.

Das Glas des Chirurgus, nebenbei geſagt, iſt ſeinem Umfange nach durchaus geeignet, uns erkennen zu laſſen, daß er ſeine minutiöſen Anſichten über das Priſennehmen durchaus nicht auch auf den Wein anzuwenden gewohnt ſei.

Mit einer Gewandtheit, die jedem Garçon Ehre machen würde, hat er ſich alsbald des Krruges bemächtigt und füllt der Reihe nach die Gläſer.

„Wenn jetzt mein Bub' — mein Sohn wollt' ich ſagen — da wäre — als Hauptmann! — als penſionirter Hauptmann unter uns!“ erhebt Goſpon Kapetan ſein Glas und läßt mit Wohlgefallen den rothgoldenen Kroatenwein im Sonnenſchein funkeln.

„Gut wär's!“ erwidert darauf der dicke Herr vom Fauſtſchlag mit barſcher Stimme. „Dann

wäre unſer doch nicht immer die fatale Dreizehn zum Trinken, ſondern ein aſſecurirtes Vierzehn, und man müßte nicht nach jeder Trinkerei ein ganzes Jahr lang in Angſt herumgehen, daß man die Zeche mit dem Leben bezahlt. Wenn er aber auch nicht da iſt, ſo wollen wir ihm nichtsdeſtoweniger ein Živio ausbringen: „Živio, der Herr Sohn unſeres hochverehrten Freundes des Goſpon Kapet ...“

Mathizo taucht wieder aus dem Kukuruz hervor, nur noch röther erglüht, als das erſte mal; ob vom Wein, den er in beſcheidener Zurückgezogenheit im Keller des Goſpon Kapetan in ſich gezogen; ob von der Freude, ſeinem Herrn einen Brief überreichen zu können, den ein Grenzerweib eben von der Poſt aus St... gebracht, läßt ſich auf den erſten Augenblick nicht entſcheiden.

„Ein Brief!“ ruft Goſpon Kapetan freudig. „Gewiß von meinem Jungen — meinem Sohne wollt' ich ſagen! ... Aber der kommt ja aus Polen ... und die Hand iſt mir unbekannt ...“

Zitternd erbricht der alte Mann das Schreiben und lieſt mit lauter Stimme:

Herr Hauptmann! Als ein naher Ver-
ter Ihres ſeligen Herrn Schwiegervaters
ich der traurigen Pflicht mich nicht ent-
, Ihnen die letzten Nachrichten über Ihren
en Sohn mitzutheilen. Die letzten Briefe,
ier von ihm eintrafen, waren von Bukureſt.
da rückte er an die Donau hinab. Am
der Schlacht bei Oltenitza avancirte er zum
tmann, nachdem die meiſten Offiziere ſeines
ments vor dem Feinde geblieben. Am ſelben
, kaum eine Stunde ſpäter, erreichte auch
das Loos, dem jeder Krieger ſeine Bruſt
genträgt. Suchen Sie Ihren Troſt in
, wie wir und tauſend andere mit uns
rnde Familien ihn ſuchen! Warſchau,
u. ſ. w."

Dem Goſpon Kapetan zittert das Glas in
Hand, er erblaßt, eine Thräne drängt ſich
ins Auge.

Der Herr aber mit dem Fauſtſchlage erhebt
wieder und vollendet: „Živio! Er ſtarb
Hauptmann und als Soldat! Habt Acht!
ſentirt!"

Alle nehmen die Mützen ab, erheben ſich und heben die Gläſer empor.

„Ich habe immer gewünſcht, daß er Hauptmann werde", ſpricht der Goſpon Kapetan ..., „nun iſt er noch um eine Stufe höher avancirt!"

Schweigend leeren wir die Gläſer.

VIII.

Hierbleiben in der Grenze. — Ueber die Una auch ohne
n. — Ein bosnisches Dorf. — Ein Giaur ist reich ...
sein Unglück.

Wir sind Zeugen des triumphirenden Einzugs
unſers Freundes Athanaſſie Pawlowitſch gewe-
n; wir haben den Reſt des Tages und die
rauf folgende Nacht von ſeiner Gaſtfreund-
aſt dankbaren Gebrauch gemacht; wir haben
ch dem Herrn Hauptmann unſern Beſuch ab-
ſtattet und als Vorgeſchmack türkiſcher Nähe
nen Tſchibuk, ſtatt des von dieſem ſonſt un-
rennlichen ſchwarzen Kaffees jedoch ein treff-
hes Glas dalmatiniſchen Weines angeboten be-
mmen und auch angenommen; wir haben end-
auch den Goſpon Kapetan unſere Aufwar-

tung gemacht, und denken nun, von diesem Letztern mit einer Empfehlung an seinen alten Freund versehen, ernstlich an unsere Weiterreise.

Das Haus, welches der Hauptmann mit seiner Familie bewohnt, liegt am entgegengesetzten Ende des Dorfes auf einer einsamen Anhöhe. Auf Kosten des Aerars ist es ziemlich solid und auch ziemlich wohnlich erbaut.

„Raum genug", meinte der Hauptmann, da er uns in demselben umherführte; „denn der Staat denkt dabei immer an ganze Familien. Auch ein Stück Garten, in welchem ein paar Obstbäume stehen und das nöthige Küchengewächs gedeiht, selbst ein Stück Acker gehört dazu; an Schuppen und Stallungen fehlt es auch nicht; — aber eine Gesellschafterin wohnt hier im Hause mit, die unser Einem das Leben oft mehr als zur Last macht, sodaß man oft nicht weiß, soll man sich lieber an den nächsten Baum hängen oder sich ein Bajonett in den Leib rennen — — die entsetzlichste Langeweile!"

Diese Klage überrascht uns nicht. Sie tönt

ıs dem Munde faſt aller Grenzoffiziere wie ıs einem einzigen. Denn wie unſer Haupt- ann, ſo wohnen ſie Alle, einſam, abgeſchieden n aller Geſellſchaft, mitten unter ihren Com- gnien. Der einzige Umgang, auf den ſie nn angewieſen ſind, ſind ſie ſelbſt untereinan- r; ein Umgang, der bei der oft meilenweiten ntfernung des Einen vom Andern wenigſtens ne Schwierigkeiten hat, namentlich im Winter, o die ohnehin nicht ganz unſchwierige Com- unication nicht ſelten völlig unmöglich iſt. ie einzige Reſſource, die dem Offizier dann ibt, iſt ſein Haus, ſeine Familie, ſein Gar- t, ſein Acker. Ein Tag, an welchem ihn eſchäfte nach dem Stabsort rufen, iſt für ihn t Feſttag. Hat er keine Familie, wir geſtehen gern, ſo muß der Aufenthalt in ſeinem lee- n, einſamen Hauſe, namentlich im Winter, es ner Phantaſie ſehr leicht machen, ſich ein Bild on dem Leben eines Verbannten in den ſchneei- en Einöden Kamtſchatkas zu machen.

Das Haus, das unſer Hauptmann bewohnt, hat wenigſtens das Angenehme, daß es nach allen Seiten hin eine ziemlich weite Fernſicht

gewährt. Man überſieht daraus nicht nur den ganzen Compagniebezirk, ſondern gegen Süden auch noch über die Una bis nach Bosnien hinein und gegen Südoſt die lange Kette der kahlen Gipfel des Morlachengebirges.

Einmal an den Ufern dieſes Scheideſtromes zwiſchen Kreuz und Halbmond, und es nicht verſucht zu haben, eine kleine Expedition nach den geſegneten Gefilden des Propheten auszuführen, muß uns mit Recht ein Vergehen ſcheinen, für das wir die Verantwortlichkeit in unſere deutſche Heimat nicht gut mitnehmen könnten.

Doch wie hinüberkommen? Die Gegend, in der wir uns befinden, iſt keine der frequenteſten, die Communication mit dem türkiſchen Gebiete faſt gar keine. Zum Uebergange für beide Theile ſind gewiſſe Punkte beſtimmt, wo regelmäßige Furthen unterhalten werden und der Grenzverkehr allein geſtattet iſt. An jedem andern Punkte iſt jeder Verſuch eines Uebertritts mindeſtens ein Vergehen gegen die Contumazordnung, wenn er nicht nach Umſtänden auch noch als etwas Schlimmeres betrachtet und geahndet wird.

Am gerathenſten wäre es wol, daß wir uns
ch einem der nächſten Raſtelle — ſo werden
Verkehrsſtationen genannt — begeben, und
ſere Expedition auf legalem Wege von dort
s einleiten. Die nächſten Raſtelle aber, ſowol
›mauf- als abwärts ſind meilenweit entfernt,
n der Weg dahin einer der beſchwerlichſten im
nzen Lande. Wir wollen es daher verſuchen,
wir nicht auf Anempfehlung unſeres Freun-
s Athanaſſje Pawlowitſch bei dem Herrn
uptmann, der hier in meilenweitem Umfange
rr und Gebieter iſt, die Erlaubniß erwirken
nen, eine Ausnahme von der Regel machen
dürfen!

Der Herr Hauptmann iſt keiner von jenen
amten, die ſich in der Ausübung ihrer Amts-
pte um ſo rigoroſer zeigen, jemehr man ihnen
gt, daß man dieſe reſpectire. Wir finden ihn
ar gefällig und entgegenkommend. Seine In-
ructionen aber, und ſo offenbar, kann er darum
ch nicht überſchreiten. Eine höfliche Ablehnung
n ſeiner Seite darf uns daher nicht verletzen,
b ſie verletzt uns in der That um ſo weniger,
s ſie mit einem bedeutungsvollen — „außer" —

ſchließt, das uns noch einige Ausſicht offen läßt, an das Ziel unſers Wunſches zu gelangen.

— „Außer" —

„Nun?"

„Außer, Sie wollen etwas riskiren."

„Riskiren — Alles, nur nicht unſer Leben?"

„Könnte auch ſein!" meint der Hauptmann lächelnd.

Indeſſen braucht uns das von unſerm Vorhaben nicht abzubringen. Denn daß es ſo weit nicht komme, dafür wollen wir ihm getroſt die Sorge überlaſſen, wenn wir nur ſonſt die Andeutungen, die er uns indirect gibt, indem er uns erzählt, wie es Andere zu machen pflegen, klug zu benutzen verſtehen!

Andere nun, denen es ebenfalls bis zu den Kaſtellen zu weit iſt, begeben ſich ohne irgendwie Angſt oder Scheu zu verrathen, ans Ufer, gehen hier ganz unbefangen, als hätten ſie eine Fußwanderung vor, eine gute Strecke entweder ſtromab- oder aufwärts, erſehen ſich einen günſtigen Punkt — er bezeichnet uns ſogar einen

ſolchen wie von ungefähr — und trachten dann, wenn ſich Jemand von drüben findet, der ſie hinüber zu führen bereit iſt, wie ſie unentdeckt hinüberkommen.

Wir danken für dieſe Andeutungen, und ſprechen nur noch die Hoffnung aus, daß wir, im Falle wir entdeckt würden, in ihm keinen allzuſtrengen Richter finden werden, nehmen von ihm und unſerm Freunde Athanaſſje Abſchied und ſehen zu, wie wir es nun anſtellen.

Die Ufer der Una liegen hier ziemlich vereinſamt; Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hier und da ein Weinberg, ein paar einſam ſtehende Obſtbäume, von Strecke zu Strecke die aus Gebüſch und Schilf emporragenden Tſchardaken des Cordons und die Alarmſtangen auf den Anhöhen bilden hier und wol noch auf meilenweite Strecken hinaus den geſammten Stoff landſchaftlicher Abwechſelung. Taucht noch hin und wieder aus dem Geſträuch ein Grenzerweib hervor, das eine armſelige Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachſenem Stück Landes weiden läßt, oder blitzt in der Ferne

ſchließt, das uns noch einige Ausſicht offen läßt, an das Ziel unſers Wunſches zu gelangen.

— „Außer" —

„Nun?"

„Außer, Sie wollen etwas riskiren."

„Riskiren — Alles, nur nicht unſer Leben?"

„Könnte auch ſein!" meint der Hauptmann lächelnd.

Indeſſen braucht uns das von unſerm Vorhaben nicht abzubringen. Denn daß es ſo weit nicht komme, dafür wollen wir ihm getroſt die Sorge überlaſſen, wenn wir nur ſonſt die Andeutungen, die er uns indirect gibt, indem er uns erzählt, wie es Andere zu machen pflegen, klug zu benutzen verſtehen!

Andere nun, denen es ebenfalls bis zu den Raſtellen zu weit iſt, begeben ſich ohne irgendwie Angſt oder Scheu zu verrathen, ans Ufer, gehen hier ganz unbefangen, als hätten ſie eine Fußwanderung vor, eine gute Strecke entweder ſtromab- oder aufwärts, erſehen ſich einen günſtigen Punkt — er bezeichnet uns ſogar einen

ſolchen wie von ungefähr — und trachten dann, wenn ſich Jemand von drüben findet, der ſie hinüber zu führen bereit iſt, wie ſie unentdeckt hinüberkommen.

Wir danken für dieſe Andeutungen, und ſprechen nur noch die Hoffnung aus, daß wir, im Falle wir entdeckt würden, in ihm keinen allzuſtrengen Richter finden werden, nehmen von ihm und unſerm Freunde Athanaſſie Abſchied und ſehen zu, wie wir es nun anſtellen.

Die Ufer der Una liegen hier ziemlich vereinſamt; Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hier und da ein Weinberg, ein paar einſam ſtehende Obſtbäume, von Strecke zu Strecke die aus Gebüſch und Schilf emporragenden Tſchardaken des Cordons und die Alarmſtangen auf den Anhöhen bilden hier und wol noch auf meilenweite Strecken hinaus den geſammten Stoff landſchaftlicher Abwechſelung. Taucht noch hin und wieder aus dem Geſträuch ein Grenzerweib hervor, das eine armſelige Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachſenem Stück Landes weiden läßt, oder blitzt in der Ferne

zwischen Baumästen das Bajonett eines Tschardakenpostens im Sonnenschein, so ist auch für die Staffage das Aeußerste geschehen.

Viel Anlaß, uns mit Bewunderung aufzuhalten, gibt uns dies eintönige Bild nicht, und so verfolgen wir denn ununterbrochenen Schritts unsern Weg stromabwärts fort, die Stelle aufzusuchen, die uns der Hauptmann als die geeignetste anzudeuten so gefällig war.

Eine Stunde Weges mögen wir bereits zurückgelegt haben — da senkt sich das Ufer plötzlich — da stehen die drei Weiden hart am Ufer — da befinden wir uns an der bezeichneten Stelle!

Wir begreifen es vollkommen, wie gerade von hier aus die meisten Uebergänge unternommen werden, die nicht entdeckt sein wollen. An dieser von allen Seiten durch Erdhügel und Weidengebüsch geschützten Vertiefung könnte sich Jemand, wenn er zufällig von der Streifpatrouille aufgelesen würde, Tage lang verborgen halten, ohne daß er von irgend einem Tschardakenposten aufgestöbert werden könnte. Unbegreiflich aber finden wir es, warum man an

dieſem, wie es ſcheint in der ganzen Gegend notoriſchen Verſtecke nicht einen Tſchardaken-poſten aufgeſtellt hat, der die unbefugten Ueber-tritte verhüte. Wahrſcheinlich wurde der Punkt bei Abſteckung der Cordons überſehen, und bleibt ſo dem heimlichen Verkehre überlaſſen, weil es noch Niemandem eingefallen iſt, nach Wien darüber zu referiren, und ohne ausdrücklichen Befehl von „Oben" nichts geändert werden darf. Irren wir nicht, ſo wird es auch Nie-mandem einfallen darüber zu referiren, weil man ſich dann um einen bequemen Ueber-gangspunkt gebracht ſähe, von welchem einen ungeſtörten und unbehelligten Gebrauch zu ma-chen — ſoweit es natürlich nicht geradezu un-ter der Naſe der Patrouille geſchieht — man ſtillſchweigend allgemein übereingekommen zu ſein ſcheint.

Von einem Fahrzeuge iſt am diesſeitigen, ſo-wie am jenſeitigen Ufer keine Spur zu entdecken. Es bleibt uns daher nichts übrig, als uns auf ein paar Steinen niederzulaſſen, die Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in beide Hände zu ſtützen und nach dem heiligen Reiche der Huris

ſo lange hinüberzuſpähen, bis es dem Propheten gefallen wird uns einen erlöſenden Nachen zuzuſenden.

Das alſo iſt das Land,

Wo aus ſchattenden Oliven
Schlanke Minarete ragen
Und in blauen Wellentiefen
Spiegelnd ſich Moſcheen baden;

Wo aus Roſenbüſchen ſteigen
Kühle Brunnen auf und blitzen,
Dran, vertieft in ernſtes Schweigen,
Sinnende Ulemas ſitzen!

Wir für unſern Theil müſſen unſere Einbildungskraft in einen noch viel lyriſchern Schwung erſetzen und uns wenigſtens des Fingirungstalents eines Freiligrath erfreuen, wenn wir behaupten wollten, daß wir von unſerm Obſervatorium aus von alledem auch nur das Mindeſte zu entdecken vermögen. Alles, was wir von den heiligen Gefilden Mohammed's gewahren, beſchränkt ſich auf einen langen, unabſehbaren Uferſtreif von durchaus ödem Anſehen. Schilfrohr und Geſtein, eine verkümmerte Weide

und wieder Schilf, das iſt das geſammte Inventar, das unſerer Phantaſie zeitweilige Beſchäftigung bietet, und aus dem ſie die Schönheiten vorahnen mag, die ihrer im heiligen Jenſeits harren. Grenzte nicht im Weſten ein langer Zug blauer Bergkegel mit dunkelnden Waldſtrecken das eintönige Bild ab, nichts, lieber Leſer, würde uns abhalten, uns in die endloſen Wüſten Syriens verſetzt zu denken!

Doch ſieh! Die Erlöſung, ſcheint es, iſt nicht mehr fern! Regt ſich nicht da drüben unter der einzeln ſtehenden Weide etwas einem lebenden menſchlichen Weſen Aehnliches? In der That — zwei Männer ſind es, und nach dem turbanartigen Gewinde, das ſie ums Haupt gewickelt haben, Söhne des Propheten! Gelobt ſei Allah! Nun aber wollen wir auch das Unſerige thun, um uns bemerkbar zu machen!

Friſch an die Weiden, und verſuchen wir mit dem möglichſten Geräuſche ein paar Aeſte abzubrechen!

Es fruchtet nicht. Wenigſtens laſſen ſich die Turbanträger, die damit beſchäftigt ſind, Schilf

zu brechen und auf ein vierbeiniges Vieh zu laden, das wir für eine Art Pferd halten möchten, in ihrer Arbeit dadurch nicht stören.

Werfen wir Steine ins Waſſer! Eine derartige Störung des tiefen Landfriedens wird nicht verfehlen, ihre Aufmerkſamkeit auf uns zu lenken.

Auch dieſes Manöver bleibt erfolglos.

So ſchwenken wir denn unſere Tücher!

„Čujete! Čujete, Bosňaci! Očeteli nas prevesti?“ (Hört, hört, Bosniaken! Wollt ihr uns hinüberholen?)

Das fruchtet. Sie halten in ihrer Beſchäftigung inne und lauſchen zu uns herüber.

Wir wiederholen den Ruf und interpretiren ihn noch durch genug deutliche Signale, die ſie zu uns herüberbeſcheiden.

Einen Augenblick ſcheint es, als wollten ſie ſich beſinnen. Dann ſcheinen ſie, nach den heftigen Bewegungen zu ſchließen, die ſie mit den Armen gegen einander ausführen, in eine ſehr lebhafte Discuſſion zu gerathen, hervorgerufen wahrſcheinlich durch das Bedenken, das der Eine gegen die Erfüllung unſers Begehrens erheben

ıag, und die damit endet, daß der Andere da-
onläuft und nach einer Weile am jenſeitigen
ſer mit einem Kahne wieder zum Vorſchein
ımmt. Er winkt ſeinem Genoſſen, einzuſteigen.
)ieſer folgt. Und nun rudern ſie zu uns her-
ber!

Wenige Minuten und ſie ſtehen vor uns.

„Was wollt ihr von uns?“ fragt der Jün-
ere von Beiden, ein ſchlanker, athletiſch gebau-
r, knochiger Mann von ſehr gebräuntem An-
eſicht und desgleichen Armen und Beinen,
elche letztere ſich mit ſeltenem Stoicismus über
lles, was der Name Fußbekleidung trägt, von
nbeginn an hinweggeſetzt zu haben ſcheinen.

„Nach Bosnien wollen wir ſchauen!“

„Und was ſoll's euch in Bosnien?“ fragt
er Andere, ein dürrer Alter von weniger der-
em Ausſehen, der auch Schuhe trägt.

„Das Land wollen wir uns ein wenig be-
hen!“

„He, da können wir euch nicht hinüberfüh-
en! Es kommen allerhand Leute unſere Bosna
ıszuſpähen, ſodaß es dann kein Wunder iſt,
enn uns bald die Kroaten, bald die Zernogor-

gewährt. Man überſieht daraus nicht nur den ganzen Compagniebezirk, ſondern gegen Süden auch noch über die Una bis nach Bosnien hinein und gegen Südoſt die lange Kette der kahlen Gipfel des Morlachengebirges.

Einmal an den Ufern dieſes Scheideſtromes zwiſchen Kreuz und Halbmond, und es nicht verſucht zu haben, eine kleine Expedition nach den geſegneten Gefilden des Propheten auszuführen, muß uns mit Recht ein Vergehen ſcheinen, für das wir die Verantwortlichkeit in unſere deutſche Heimat nicht gut mitnehmen könnten.

Doch wie hinüberkommen? Die Gegend, in der wir uns befinden, iſt keine der frequenteſten, die Communication mit dem türkiſchen Gebiete faſt gar keine. Zum Uebergange für beide Theile ſind gewiſſe Punkte beſtimmt, wo regelmäßige Furthen unterhalten werden und der Grenzverkehr allein geſtattet iſt. An jedem andern Punkte iſt jeder Verſuch eines Uebertritts mindeſtens ein Vergehen gegen die Contumazordnung, wenn er nicht nach Umſtänden auch noch als etwas Schlimmeres betrachtet und geahndet wird.

Am gerathenſten wäre es wol, daß wir uns nach einem der nächſten Raſtelle — ſo werden die Verkehrsſtationen genannt — begeben, und unſere Expedition auf legalem Wege von dort aus einleiten. Die nächſten Raſtelle aber, ſowol ſtromauf- als abwärts ſind meilenweit entfernt, und der Weg dahin einer der beſchwerlichſten im ganzen Lande. Wir wollen es daher verſuchen, ob wir nicht auf Anempfehlung unſeres Freundes Athanaſſje Pawlowitſch bei dem Herrn Hauptmann, der hier in meilenweitem Umfange Herr und Gebieter iſt, die Erlaubniß erwirken können, eine Ausnahme von der Regel machen zu dürfen!

Der Herr Hauptmann iſt keiner von jenen Beamten, die ſich in der Ausübung ihrer Amtsrechte um ſo rigoroſer zeigen, jemehr man ihnen zeigt, daß man dieſe reſpectire. Wir finden ihn ſogar gefällig und entgegenkommend. Seine Inſtructionen aber, und ſo offenbar, kann er darum doch nicht überſchreiten. Eine höfliche Ablehnung von ſeiner Seite darf uns daher nicht verletzen, und ſie verletzt uns in der That um ſo weniger, als ſie mit einem bedeutungsvollen — „außer" —

ſchließt, das uns noch einige Ausſicht offen läßt, an das Ziel unſers Wunſches zu gelangen.

— „Außer“ —

„Nun?“

„Außer, Sie wollen etwas riskiren.“

„Riskiren — Alles, nur nicht unſer Leben?“

„Könnte auch ſein!“ meint der Hauptmann lächelnd.

Indeſſen braucht uns das von unſerm Vorhaben nicht abzubringen. Denn daß es ſo weit nicht komme, dafür wollen wir ihm getroſt die Sorge überlaſſen, wenn wir nur ſonſt die Andeutungen, die er uns indirect gibt, indem er uns erzählt, wie es Andere zu machen pflegen, klug zu benutzen verſtehen!

Andere nun, denen es ebenfalls bis zu den Raſtellen zu weit iſt, begeben ſich ohne irgendwie Angſt oder Scheu zu verrathen, ans Ufer, gehen hier ganz unbefangen, als hätten ſie eine Fußwanderung vor, eine gute Strecke entweder ſtromab- oder aufwärts, erſehen ſich einen günſtigen Punkt — er bezeichnet uns ſogar einen

ſolchen wie von ungefähr — und trachten dann, wenn ſich Jemand von drüben findet, der ſie hinüber zu führen bereit iſt, wie ſie unentdeckt hinüberkommen.

Wir danken für dieſe Andeutungen, und ſprechen nur noch die Hoffnung aus, daß wir, im Falle wir entdeckt würden, in ihm keinen allzuſtrengen Richter finden werden, nehmen von ihm und unſerm Freunde Athanaſſie Abſchied und ſehen zu, wie wir es nun anſtellen.

Die Ufer der Una liegen hier ziemlich vereinſamt; Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hier und da ein Weinberg, ein paar einſam ſtehende Obſtbäume, von Strecke zu Strecke die aus Gebüſch und Schilf emporragenden Tſcharbaken des Cordons und die Alarmſtangen auf den Anhöhen bilden hier und wol noch auf meilenweite Strecken hinaus den geſammten Stoff landſchaftlicher Abwechſelung. Taucht noch hin und wieder aus dem Geſträuch ein Grenzerweib hervor, das eine armſelige Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachſenem Stück Landes weiden läßt, oder blitzt in der Ferne

zwiſchen Baumäſten das Bajonett eines Tſchardakenpoſtens im Sonnenſchein, ſo iſt auch für die Staffage das Aeußerſte geſchehen.

Viel Anlaß, uns mit Bewunderung aufzuhalten, gibt uns dies eintönige Bild nicht, und ſo verfolgen wir denn ununterbrochenen Schritts unſern Weg ſtromabwärts fort, die Stelle aufzuſuchen, die uns der Hauptmann als die geeignetſte anzudeuten ſo gefällig war.

Eine Stunde Weges mögen wir bereits zurückgelegt haben — da ſenkt ſich das Ufer plötzlich — da ſtehen die drei Weiden hart am Ufer — da befinden wir uns an der bezeichneten Stelle!

Wir begreifen es vollkommen, wie gerade von hier aus die meiſten Uebergänge unternommen werden, die nicht entdeckt ſein wollen. An dieſer von allen Seiten durch Erdhügel und Weidengebüſch geſchützten Vertiefung könnte ſich Jemand, wenn er zufällig von der Streifpatrouille aufgeleſen würde, Tage lang verborgen halten, ohne daß er von irgend einem Tſchardakenpoſten aufgeſtöbert werden könnte. Unbegreiflich aber finden wir es, warum man an

dieſem, wie es ſcheint in der ganzen Gegend notoriſchen Verſtecke nicht einen Tſchardaken-poſten aufgeſtellt hat, der die unbefugten Ueber-tritte verhüte. Wahrſcheinlich wurde der Punkt bei Abſteckung der Cordons überſehen, und bleibt ſo dem heimlichen Verkehre überlaſſen, weil es noch Niemandem eingefallen iſt, nach Wien darüber zu referiren, und ohne ausdrücklichen Befehl von „Oben" nichts geändert werden darf. Irren wir nicht, ſo wird es auch Nie-mandem einfallen darüber zu referiren, weil man ſich dann um einen bequemen Ueber-gangspunkt gebracht ſähe, von welchem einen ungeſtörten und unbehelligten Gebrauch zu ma-chen — ſoweit es natürlich nicht geradezu un-ter der Naſe der Patrouille geſchieht — man ſtillſchweigend allgemein übereingekommen zu ſein ſcheint.

Von einem Fahrzeuge iſt am diesſeitigen, ſo-wie am jenſeitigen Ufer keine Spur zu entdecken. Es bleibt uns daher nichts übrig, als uns auf ein paar Steinen niederzulaſſen, die Ellenbogen aufs Knie und den Kopf in beide Hände zu ſtützen und nach dem heiligen Reiche der Huris

ſo lange hinüberzuſpähen, bis es dem Propheten gefallen wird uns einen erlöſenden Nachen zuzuſenden.

Das alſo iſt das Land,

Wo aus ſchattenden Oliven
Schlanke Minarete ragen
Und in blauen Wellentiefen
Spiegelnd ſich Moſcheen baden;

Wo aus Roſenbüſchen ſteigen
Kühle Brunnen auf und blitzen,
Dran, vertieft in ernſtes Schweigen,
Sinnende Ulemas ſitzen!

Wir für unſern Theil müſſen unſere Einbildungskraft in einen noch viel lyriſchern Schwung erſetzen und uns wenigſtens des Fingirungstalents eines Freiligrath erfreuen, wenn wir behaupten wollten, daß wir von unſerm Obſervatorium aus von alledem auch nur das Mindeſte zu entdecken vermögen. Alles, was wir von den heiligen Gefilden Mohammed's gewahren, beſchränkt ſich auf einen langen, unabſehbaren Uferſtreif von durchaus ödem Anſehen. Schilfrohr und Geſtein, eine verkümmerte Weide

und wieder Schilf, das iſt das geſammte Inventar, das unſerer Phantaſie zeitweilige Beſchäftigung bietet, und aus dem ſie die Schönheiten vorahnen mag, die ihrer im heiligen Jenſeits harren. Grenzte nicht im Weſten ein langer Zug blauer Bergkegel mit dunkelnden Waldſtrecken das eintönige Bild ab, nichts, lieber Leſer, würde uns abhalten, uns in die endloſen Wüſten Syriens verſetzt zu denken!

Doch ſieh! Die Erlöſung, ſcheint es, iſt nicht mehr fern! Regt ſich nicht da drüben unter der einzeln ſtehenden Weide etwas einem lebenden menſchlichen Weſen Aehnliches? In der That — zwei Männer ſind es, und nach dem turbanartigen Gewinde, das ſie ums Haupt gewickelt haben, Söhne des Propheten! Gelobt ſei Allah! Nun aber wollen wir auch das Unſerige thun, um uns bemerkbar zu machen!

Friſch an die Weiden, und verſuchen wir mit dem möglichſten Geräuſche ein paar Aeſte abzubrechen!

Es fruchtet nicht. Wenigſtens laſſen ſich die Turbanträger, die damit beſchäftigt ſind, Schilf

zu brechen und auf ein vierbeiniges Vieh zu laden, das wir für eine Art Pferd halten möchten, in ihrer Arbeit dadurch nicht stören.

Werfen wir Steine ins Waſſer! Eine derartige Störung des tiefen Landfriedens wird nicht verfehlen, ihre Aufmerkſamkeit auf uns zu lenken.

Auch dieſes Manöver bleibt erfolglos.

So ſchwenken wir denn unſere Tücher!

„Čujete! Čujete, Bosňaci! Očeteli nas prevesti?“ (Hört, hört, Bosniaken! Wollt ihr uns hinüberholen?)

Das fruchtet. Sie halten in ihrer Beſchäftigung inne und lauſchen zu uns herüber.

Wir wiederholen den Ruf und interpretiren ihn noch durch genug deutliche Signale, die ſie zu uns herüberbeſcheiden.

Einen Augenblick ſcheint es, als wollten ſie ſich beſinnen. Dann ſcheinen ſie, nach den heftigen Bewegungen zu ſchließen, die ſie mit den Armen gegen einander ausführen, in eine ſehr lebhafte Discuſſion zu gerathen, hervorgerufen wahrſcheinlich durch das Bedenken, das der Eine gegen die Erfüllung unſers Begehrens erheben

nag, und die damit endet, daß der Andere da-
onläuft und nach einer Weile am jenſeitigen
lfer mit einem Kahne wieder zum Vorſchein
ommt. Er winkt ſeinem Genoſſen, einzuſteigen.
Dieſer folgt. Und nun rudern ſie zu uns her-
ber!

Wenige Minuten und ſie ſtehen vor uns.

„Was wollt ihr von uns?“ fragt der Jün-
ere von Beiden, ein ſchlanker, athletiſch gebau-
r, knochiger Mann von ſehr gebräuntem An-
eſicht und desgleichen Armen und Beinen,
elche letztere ſich mit ſeltenem Stoicismus über
lles, was der Name Fußbekleidung trägt, von
nbeginn an hinweggeſetzt zu haben ſcheinen.

„Nach Bosnien wollen wir ſchauen!“

„Und was ſoll's euch in Bosnien?“ fragt
er Andere, ein dürrer Alter von weniger der-
em Ausſehen, der auch Schuhe trägt.

„Das Land wollen wir uns ein wenig be-
ehen!“

„He, da können wir euch nicht hinüberfüh-
ren! Es kommen allerhand Leute unſere Bosna
auszuſpähen, ſodaß es dann kein Wunder iſt,
wenn uns bald die Kroaten, bald die Zernogor-

zen überfallen und Alles auf und davon tragen! Oder biſt du vielleicht gar ein Moskow?" entgegnet der Alte, und will ſeinen jüngern Begleiter in den Kahn zurückziehen, um wieder zurückzufahren.

Wir proteſtiren feierlichſt gegen jede Zumuthung irgend einer Ausſpähungsmiſſion, ſowie gegen jede moskowitiſche Abkommenſchaft. Oder ſehen wir vielleicht wirklich wie Menſchikoffs aus, die irgend einem Kadi drüben ein peremtoriſches Ultimatum bringen wollen?

Der Jüngere winkt uns ermuthigend zu; er iſt auf unſerer Seite.

„Siehſt du nicht, Zarif", bedeutet er den Alten, „daß das keine Rematzen (Deutſche), ſondern Schwaben ſind? Einen Rematz von da drüben oder einen Moskow möchte ich ſelbſt um keinen Preis nach unſerer Bosna bringen; aber ein paar Schwaben — was können die der Bosna gefährlich ſein? Die rudr' ich allein hinüber, wenn du nicht mitwillſt!... Was zahlt ihr, Schwab-Effendis?"

Wir haben uns für ein Land, in welchem den typographiſchen Erzeugniſſen der kaiſerlich

öſtreichiſchen Staatsdruckerei kein anderer Werth als jedem andern Stück bedruckten Papiers beigelegt wird, mit einer Börſe voll öſtreichiſcher Sechskreuzerſtücke verſehen und ſtellen es dem Fragenden frei, zu verlangen, indem wir ihm ſogleich einige dieſer Münzen als Vorauszahlung hinhalten.

Dergleichen Argumente verfehlen ihre Wirkung nie, gleichviel ob ſie aus ſchwäbiſcher oder moskowitiſcher Hand kommen, am wenigſten aber bei einem Bekenner des Korans.

„Nun! Sagt ich's nicht, daß da nichts Bedenkliches iſt?" winkt der Braunfüßige ſeinem Genoſſen zu, indem er mit einer Haſt nach dem Gelde langt, die uns die Ueberzeugung verſchafft, daß der Unterſchied zwiſchen ſeiner Ueberzeugungsfähigkeit und der eines Paſcha nur in der Größe der Summe liege.

„Ja, wenn dem ſo iſt", meint darauf der nicht minder geſinnungsfeſte Alte, „dann iſt es freilich ein Anderes!" Und im nächſten Augenblicke ſitzen wir im Kahne.

Die Una hat an dieſer Stelle gutes Fahrwaſſer, die beiden Bosniaken rudern tüchtig,

und geben ſich, nicht ohne unausgeſetzt und nach allen Seiten vorſichtig umherzuſpähen, ob ſie nicht von öſtreichiſcher Seite entdeckt würden, alle Mühe, das genſeitige Ufer ſchnellſt möglich zu erreichen.

Nach einigen Minuten landen wir denn auch, ohne von irgend einem Tſchardak entdeckt worden zu ſein, an Mohammed's geweihten Geſtaden.

„Wo mögt ihr nun hin?“ fragt der Jüngere, indem er den Reſt des bedungenen Fährlohns in Empfang nimmt.

„Ins nächſte Dorf — oder wo immer hin!“

Dieſe Aeußerung erweckt dem Alten neue Bedenken. Wie wenn wir doch Spione oder Moskows wären? Menſchen, die auf eine ſo abenteuerliche und jedenfalls gegen alles Recht und alle Satzung verſtoßende Weiſe ins Land kommen, können die etwas Anderes, als lauter verkappte Moskows ſein? Leute, die nicht einmal recht wiſſen, wohin ſie wollen, müſſen das nicht verdächtige Subjecte ſein?

„Zuerſt aber müßt ihr mit uns zum Kadi!“

meint er daher. „Der ſoll euch anſchauen und ausfragen!“

„Biſt du des Kadi ſein Gawas?“ entgegnet ihm der Jüngere, der offenbar eine Affection, wir wiſſen nur nicht ob für uns oder unſere Piaſter gefaßt zu haben ſcheint. „Zuerſt muß der Menſch eine Unterkunft haben, dann mag ſich auch der Kadi um ihn kümmern, wenn er will. Uebrigens ſiehſt du ja, daß es den Herren auf ein paar Piaſter nicht ankommt, und da will ich es ſchon ſelbſt übernehmen, dem Kadi zu erzählen, wie ſie ausſchauen und wer ſie ſind!“ — Ein Wink, der vollkommen hinreicht, dem Alten ſeine Gewiſſensruhe wieder zu geben.

Hierauf wickelt der Jüngling einen Strick, mit dem er ſeinen rothen, ſehr zerſchliſſenen Mantel um den Leib befeſtigt hat, von ſich los, befeſtigt damit das Schilf auf dem Rücken des Maules und heißt uns aufſitzen.

So müde wir ſind, ſo wenig können wir es beim Anblick des armſeligen Thieres, das daſtand, gebückt unter der Laſt des Schilfrohrs und trübſelig den Kopf hängend, zottig und

knochenſcheinig, über uns gewinnen, ihm eine Vermehrung ſeiner Laſt, die es nothwendigerweiſe hätte in Lebensgefahr verſetzen müſſen, zuzumuthen. Wir ziehen es jedenfalls vor, zu Fuß zu gehen, und werden es den beiden Söhnen der Bosna ſchon großen Dank wiſſen, wenn ſie uns nur Führer ſein wollen.

Allein der Braune, der es überhaupt auf eine möglichſte Ausbeutung unſers Piaſtervorrathes abgeſehen zu haben ſcheint, gibt ſich damit nichts weniger als zufrieden.

„Wer zahlt, der reitet auch", meint er. „So iſt es Sitte in der Bosna", und ſucht das aufgepackte Schilf nach Möglichkeit zu einem bequemen Sitze vorzurichten.

Allein auch wir haben unſern Willen, und erklären, wenn er uns in das nächſte Dorf bringen wolle, ihm gerade ſo zu entgelten, als ob wir uns ſeines Gaules bedient hätten, und damit iſt die Sache abgethan und unſer Zug ſetzt ſich in Bewegung.

Von Straßen ſcheint Bosnien bisher wenig zu wiſſen. Einige Hauptſtraßenzüge — unter denen man ſich jedoch nicht kunſtgerecht ange-

egte und gebaute Chauſſeen, ſondern nichts als twas breitere Feldwege vorſtellen muß, wie ſie ben ohne Wahl und Plan durch das jeweilige Bedürfniß entſtanden und von den Saumroſſen er guten Bosniaken ſeit Jahrhunderten getreten urden, — führen von den vorzüglichſten Communicationspunkten an der öſtreichiſchen Grenze u den bedeutendern Ortſchaften, z. B. Travnik, Sarajewo u. ſ. w. und bilden die einzigen halbegs prakticabeln Verkehrslinien des Landes. Selbſt auf dieſen aber gehört das Fortkommen nit Wagen in die Reihe der faſt undenkbaren Aufgaben, und Frachten ſowol als Reiſende haen keine andere Wahl, als ſich der Saumroſſe u bedienen.

Die wichtigſte dieſer Linien, nebenbei geſagt, ſt die von Brod nach Sarajewo, auf welcher ich faſt der ganze Reiſe- und Handelsverkehr wiſchen den großen öſtreichiſchen Märkten und Bosnien — etwa mit Ausnahme Trieſts — bevegt. Im Uebrigen geht Jeder und reitet Jeder o es ihm am beſten gefällt und am nächſten cheint. Felder, Weingärten, überhaupt Eigenthum iſt da kein Hinderniß, und kommt Jemand

dabei zu Schaden, ſo tröſtet er ſich damit, daß er morgen Jemandem Andern einen gleichen Schaden zufügen wird.

Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß unſere Führer ihren Weg geraden mitten durch einige wohlbeſtellte Maisfelder wählen, bei welcher Gelegenheit das bekümderſte aller Roſſe dem Drange nicht widerſtehen kann, ſeinem Gelüſte nach einigen friſchen, ſaftig grünen Maiskolben mehr als dem Zügel Folge zu leiſten, wovon die beiden Bosniaken, in Betracht, daß das Feld nicht das ihre iſt, auch gar nicht einſehen, was ſie dagegen haben ſollten.

Nach einem Marſche von etwa zwei Stunden endlich gelangen wir zu einigen Häuſern, und an ihnen vorüber zu immer neuen und wieder neuen, ſodaß es ſcheint, als ſolle dies gar kein Ende haben.

Wir wünſchen nach der Mehana (öffentlicher Unterkunftsort für Fremde und Reiſende) gebracht zu werden, und ſprechen dieſen Wunſch gegen unſere Führer aus.

„He“, heißt es, „bis zu dieſer hin iſt

es noch gar weit! Die liegt ganz am andern Ende!"

Noch weit! Wir haben alſo jedenfalls Muße genug, um uns in dem eigenthümlichen Labyrinth von Verzäunungen, Planken, Obſtgärten, Aeckern und Baulichkeiten, durch welches uns der Weg hinführt, umzuſchauen.

Wer unter Dörfern eine Anzahl nachbarlich beieinander gelegener Wohnſitze zu verſtehen gewohnt iſt, dürfte ſich auf den erſten Anblick ſchwerlich mit der Vorſtellung vertraut machen können, daß wir uns hier mitten in einem bosniſchen Dorfe befinden. In Wirklichkeit aber iſt dies der Fall. Dieſe Verzäunungen und Planken, dieſe ziemlich weitläufigen Hofräume, in deren Mitte ſich hier und da einige armſelige Bauwerke erheben, meiſt aus Holz, ſelten aus Stein und Lehm aufgeführt, machen zuſammen ein Dorf aus. In dem beſten dieſer Bauwerke, das ſich inmitten des von allen Seiten palliſadenartig abgeſchloſſenen Hofraumes erhebt, wohnt gewöhnlich der Goſpodin, der Sahibia, der Herr. Hat er noch ein bewohnbares, ſo wohnen ſeine Frauen darin; hat er keins, ſo wohnen ſie mit

ihm unter demſelben Dache, jedoch ſtreng für ſich abgeſchieden. In den andern Hütten befinden ſich die Ställe, die Küche, die Vorrathskammer, das Bad — wo eines vorhanden iſt. Fenſter ſuchen wir vergebens. Statt deren bemerken wir an faſt allen Häuſern lange, ſchießſcharten-ähnliche Lücken, wie wir ſie auch in den Umzäunungsmauern angebracht finden. Die Thore, die wir feſt verrammelt finden, ſind dies jahraus jahrein und werden nur dann geöffnet, wenn Jemand, der zum Hauſe gehört, aus oder ein will. So hat das Beſitzthum jedes Einzelnen zuſammengenommen mehr oder minder das Ausſehen einer Veſte als einer friedlichen Wohnſtätte und ſcheint offenbar darauf eingerichtet, ſich gegen Anfälle von Räubern, im Steuerverweigerungsfalle — der nur allzuoft eintritt — gegen die Momken des Paſcha, und wenn der Sahibia Jemanden, der vor Feinden oder dem Geſetze flieht, in Schutz nehmen will, dieſen gegen ſeine Verfolger zu vertheidigen; eine Einrichtung übrigens, die uns bei den Erpreſſungen und Gewaltthaten, welche ſich die Paſchas trotz aller türkenfreundlichen Gegentheilsverſicherungen unausgeſetzt

herausnehmen, sowie bei dem Abgang aller geregelten Justiz, um so gebotener erscheint, als die einzelnen Wohnsitze, die zu einem und demselben Dorfe gehören, oft so weit auseinander gelegen sind, wie bei uns die Dörfer selbst. So tief hat hier die Machtlosigkeit der Regierung und die Despotie ihrer untergeordneten Organe, die Apathie des Hauptes und die Willkür, mit welcher die Glieder walten, die tägliche Durchführung des Systems, daß Recht nur dort sei, wo Gewalt ist, sich ins innerste Leben eingefressen, daß der Einzelne, wenn er sich ein Dach baut, darunter er sein Haupt zur Ruhe lege, nicht darauf bedacht ist, wie er mit den Nachbarn in Frieden und geselliger Gemeinschaft lebe, sondern wie er sich gegen sie sowol als gegen den Staat am besten vertheidige und schütze!

Einer der Höfe, etwa mitten im Dorfe gelegen, erregt seines verwüsteten Zustandes halber unsere besondere Aufmerksamkeit. Nach dem Umfange und nach Dem, was noch vorhanden, scheint er ehedem einer der schönsten des ganzen Dorfes gewesen zu sein. Nun liegt die steinerne

Ringmauer in Schutt, das Thor iſt abgebrochen, das Haus und die Nebengebäude tragen die Spuren von zahlreichen Kugeln, und halbverkohltes Gebälk, das über den ganzen Hof zerſtreut iſt, zeugt, daß auch die Flamme zu dieſer Verwüſtung das ihrige beigetragen.

„Hier hat ein Giaur gewohnt", theilt uns der jüngere unſerer beiden Begleiter zuvorkommend mit; „ein reicher Giaur, ein braver Giaur, Trgowatz (Kaufmann), und hat ihm ſonſt nichts gefehlt zur Gottgefälligkeit, als daß er nicht nach dem Propheten lebte. Hätte er Türke werden wollen, dann konnte er heute vielleicht Paſcha oder wenigſtens Bey oder Aga ſein; ſo — hängt er im Walde!"

Dieſe zwar kurze, aber doch ſehr unzweideutige und inhaltreiche Lebensſkizze iſt keineswegs geeignet, uns zu erbauen, und es iſt uns bereits klar, daß die Sentenz, „Chriſt zu ſein, ſei das höchſte Glück", möge ſie an allen Enden der Welt gelten, auf Bosnien durchaus nicht angewendet werden könne. Wir verhehlen das auch unſern Führern nicht, indem wir zugleich die Frage an ſie richten, was denn der reiche Giaur ſo

Schlimmes verſchuldet, daß er es mit dem Leben mußte büßen?

Das ſollen wir gleich erfahren.

„Ein Giaur", meint der Braune, „braucht eigentlich gar nichts Böſes zu thun, um gehenkt zu werden. Das kommt ſo, man weiß nicht wie. Er iſt eben ein Giaur! Stojan Stankitſch, wenn man aufrichtig geſtehen ſoll, hat eigentlich auch gar nichts Böſes gethan. Aber er war ein reicher Giaur, hatte eine ſchöne Tochter und einen jungen Sohn."

„Und iſt das ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen eben nicht. Aber — es iſt nun einmal ſo", iſt der ältere von Beiden ſo gütig, uns zu bedeuten; „alles Land und aller Reichthum iſt Allah's, von Allah hat es der Prophet überkommen und vom Propheten haben es die Gläubigen geerbt. Ein Ungläubiger ſoll von Rechtswegen keinen Theil daran haben. Schlimm genug, daß die ganze Erde noch nicht ihren rechtmäßigen Beſitzern anheimgefallen, und ſo viel Schätze ſich in den Händen der Ungläubigen befinden! Aber das iſt einmal nicht zu ändern. Allein die im Lande des Propheten

wohnen und ſeine Lehren von ſich weiſen, denen — und ich ſollte meinen, das wäre leicht einzuſehen — ſteht es auch nicht an, ſich ſeine Güter anzueignen."

Wir ſehen ſchon, wir haben es mit einem orthodoxen Alttürken zu thun, der die Miſſion des Propheten für noch immer nicht vollendet hält!

Etwas freierer Anſicht iſt ſein überhaupt liberalerer Genoſſe.

„Kann ſein", meint er, „war es allen Satzungen des Propheten entgegen, daß Stojan Stankitſch ein reicher Mann war; ich bin kein Derwiſch und weiß darüber nicht rechte Auskunft. Gewiß aber iſt, daß dies vor den Augen des Paſcha von B... nicht Wohlgefallen fand, und daß ſich dieſer fromme Hadſchi vorgenommen, die Worte des Propheten zur Geltung und Stojan Stankitſch an den Bettelſtab zu bringen. Erſt ließ er ihm ſagen: Stojan Stankitſch leih' mir zweitauſend Dukaten! Stojan Stankitſch wußte, was das zu bedeuten habe; denn wenn ein Paſcha von einem Giaur etwas zu leihen nehmen will, ſo darf ſich der nicht lange be-

ien, weil er ſonſt leicht morgen ſelbſt zuſchauen
nte, wo er etwas zu leihen bekäme, — und
dte das Geld. Das wäre nun ganz gut
Alles vielleicht damit abgethan geweſen,
m es dem Giaur nicht eingefallen wäre, be-
lt werden zu wollen. Giaur, ließ ihm der
cha ſagen, du haſt einen jungen Sohn, ſchicke
zu mir nach B... und ich will dir durch
dein Geld ſchicken! Allein Stankitſch wußte,
s das zu bedeuten habe, wenn ein Paſcha
:: Schicke mir deinen Sohn! Der kommt ge-
nicht eher wieder heim, als bis er ihn mit
derem Gelde ausgelöſt. Er ſchickte daher den
hn — Berko, glaub' ich, hieß er — ſtatt zum
cha, über die Grenze ins Land des deutſchen
en und antwortete dem Paſcha, ſein Sohn
ihm nächtlich entflohen. Dies nahm der
cha ſehr übel auf und ließ dem Giaur
ckſagen: Giaur, du haſt dich meinen Be-
en widerſetzt und verdienſt dafür, daß ich
deinen Kopf vor die Füße lege. Allein, ich
Gnade mit dir üben, und gibſt du mir
e Tochter und über die geliehenen noch an-
e zweitauſend Dukaten darauf, ſo ſind wir

knochenſcheinig, über uns gewinnen, ihm eine Vermehrung ſeiner Laſt, die es nothwendigerweiſe hätte in Lebensgefahr verſetzen müſſen, zuzumuthen. Wir ziehen es jedenfalls vor, zu Fuß zu gehen, und werden es den beiden Söhnen der Bosna ſchon großen Dank wiſſen, wenn ſie uns nur Führer ſein wollen.

Allein der Braune, der es überhaupt auf eine möglichſte Ausbeutung unſers Piaſtervorrathes abgeſehen zu haben ſcheint, gibt ſich damit nichts weniger als zufrieden.

„Wer zahlt, der reitet auch", meint er. „So iſt es Sitte in der Bosna", und ſucht das aufgepackte Schilf nach Möglichkeit zu einem bequemen Sitze vorzurichten.

Allein auch wir haben unſern Willen, und erklären, wenn er uns in das nächſte Dorf bringen wolle, ihm gerade ſo zu entgelten, als ob wir uns ſeines Gaules bedient hätten, und damit iſt die Sache abgethan und unſer Zug ſetzt ſich in Bewegung.

Von Straßen ſcheint Bosnien bisher wenig zu wiſſen. Einige Hauptſtraßenzüge — unter denen man ſich jedoch nicht kunſtgerecht ange-

legte und gebaute Chauſſeen, ſondern nichts als etwas breitere Feldwege vorſtellen muß, wie ſie eben ohne Wahl und Plan durch das jeweilige Bedürfniß entſtanden und von den Saumroſſen der guten Bosniaken ſeit Jahrhunderten getreten wurden, — führen von den vorzüglichſten Communicationspunkten an der öſtreichiſchen Grenze zu den bedeutendern Ortſchaften, z. B. Travnik, Sarajewo u. ſ. w. und bilden die einzigen halbwegs prakticabeln Verkehrslinien des Landes. Selbſt auf dieſen aber gehört das Fortkommen mit Wagen in die Reihe der faſt undenkbaren Aufgaben, und Frachten ſowol als Reiſende haben keine andere Wahl, als ſich der Saumroſſe zu bedienen.

Die wichtigſte dieſer Linien, nebenbei geſagt, iſt die von Brod nach Sarajewo, auf welcher ſich faſt der ganze Reiſe- und Handelsverkehr zwiſchen den großen öſtreichiſchen Märkten und Bosnien — etwa mit Ausnahme Trieſts — bewegt. Im Uebrigen geht Jeder und reitet Jeder wo es ihm am beſten gefällt und am nächſten ſcheint. Felder, Weingärten, überhaupt Eigenthum iſt da kein Hinderniß, und kommt Jemand

dabei zu Schaden, ſo tröſtet er ſich damit, daß er morgen Jemandem Andern einen gleichen Schaden zufügen wird.

Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß unſere Führer ihren Weg geraden mitten durch einige wohlbeſtellte Maisfelder wählen, bei welcher Gelegenheit das betrübteſte aller Roſſe dem Drange nicht widerſtehen kann, ſeinem Gelüſte nach einigen friſchen, ſaftig grünen Maiskolben mehr als dem Zügel Folge zu leiſten, wovon die beiden Bosniaken, in Anbetracht, daß das Feld nicht das ihre iſt, auch gar nicht einſehen, was ſie dagegen haben ſollten.

Nach einem Marſche von etwa zwei Stunden endlich gelangen wir zu einigen Häuſern, und an ihnen vorüber zu immer neuen und wieder neuen, ſodaß es ſcheint, als ſolle dies gar kein Ende haben.

Wir wünſchen nach der Mehana (öffentlicher Unterkunftsort für Fremde und Reiſende) gebracht zu werden, und ſprechen dieſen Wunſch gegen unſere Führer aus.

„He", heißt es, „bis zu dieſer hin iſt

es noch gar weit! Die liegt ganz am andern Ende!“

Noch weit! Wir haben alſo jedenfalls Muße genug, um uns in dem eigenthümlichen Labyrinth von Verzäunungen, Planken, Obſtgärten, Aeckern und Baulichkeiten, durch welches uns der Weg hinführt, umzuſchauen.

Wer unter Dörfern eine Anzahl nachbarlich beieinander gelegener Wohnſitze zu verſtehen gewohnt iſt, dürfte ſich auf den erſten Anblick ſchwerlich mit der Vorſtellung vertraut machen können, daß wir uns hier mitten in einem bosniſchen Dorfe befinden. In Wirklichkeit aber iſt dies der Fall. Dieſe Verzäunungen und Planken, dieſe ziemlich weitläufigen Hofräume, in deren Mitte ſich hier und da einige armſelige Bauwerke erheben, meiſt aus Holz, ſelten aus Stein und Lehm aufgeführt, machen zuſammen ein Dorf aus. In dem beſten dieſer Bauwerke, das ſich inmitten des von allen Seiten palliſadenartig abgeſchloſſenen Hofraumes erhebt, wohnt gewöhnlich der Goſpodin, der Sahibia, der Herr. Hat er noch ein bewohnbares, ſo wohnen ſeine Frauen darin; hat er keins, ſo wohnen ſie mit

ihm unter demſelben Dache, jedoch ſtreng für ſich abgeſchieden. In den andern Hütten befinden ſich die Ställe, die Küche, die Vorrathskammer, das Bad — wo eines vorhanden iſt. Fenſter ſuchen wir vergebens. Statt deren bemerken wir an faſt allen Häuſern lange, ſchießſcharten-ähnliche Lücken, wie wir ſie auch in den Umzäunungsmauern angebracht finden. Die Thore, die wir feſt verrammelt finden, ſind dies jahraus jahrein und werden nur dann geöffnet, wenn Jemand, der zum Hauſe gehört, aus oder ein will. So hat das Beſitzthum jedes Einzelnen zuſammengenommen mehr oder minder das Ausſehen einer Veſte als einer friedlichen Wohnſtätte und ſcheint offenbar darauf eingerichtet, ſich gegen Anfälle von Räubern, im Steuerverweigerungsfalle — der nur allzuoft eintritt — gegen die Momken des Paſcha, und wenn der Sahibia Jemanden, der vor Feinden oder dem Geſetze flieht, in Schutz nehmen will, dieſen gegen ſeine Verfolger zu vertheidigen; eine Einrichtung übrigens, die uns bei den Erpreſſungen und Gewaltthaten, welche ſich die Paſchas trotz aller türkenfreundlichen Gegentheilsverſicherungen unausgeſetzt

erausnehmen, ſowie bei dem Abgang aller ge-
egelten Juſtiz, um ſo gebotener erſcheint, als die
inzelnen Wohnſitze, die zu einem und demſelben
Dorfe gehören, oft ſo weit auseinander gelegen
ind, wie bei uns die Dörfer ſelbſt. So tief hat
ier die Machtloſigkeit der Regierung und die
Despotie ihrer untergeordneten Organe, die Apa-
hie des Hauptes und die Willkür, mit welcher
ie Glieder walten, die tägliche Durchführung
es Syſtems, daß Recht nur dort ſei, wo
Gewalt iſt, ſich ins innerſte Leben einge-
reſſen, daß der Einzelne, wenn er ſich ein
Dach baut, darunter er ſein Haupt zur Ruhe
ege, nicht darauf bedacht iſt, wie er mit
en Nachbarn in Frieden und geſelliger Gemein-
chaft lebe, ſondern wie er ſich gegen ſie ſowol
ls gegen den Staat am beſten vertheidige und
chütze!

Einer der Höfe, etwa mitten im Dorfe ge-
egen, erregt ſeines verwüſteten Zuſtandes halber
nſere beſondere Aufmerkſamkeit. Nach dem Um-
fange und nach Dem, was noch vorhanden,
ſcheint er ehedem einer der ſchönſten des ganzen
Dorfes geweſen zu ſein. Nun liegt die ſteinerne

Ringmauer in Schutt, das Thor iſt abgebrochen, das Haus und die Nebengebäude tragen die Spuren von zahlreichen Kugeln, und halbverkohltes Gebälk, das über den ganzen Hof zerſtreut iſt, zeugt, daß auch die Flamme zu dieſer Verwüſtung das ihrige beigetragen.

„Hier hat ein Giaur gewohnt", theilt uns der jüngere unſerer beiden Begleiter zuvorkommend mit; „ein reicher Giaur, ein braver Giaur, Trgowatz (Kaufmann), und hat ihm ſonſt nichts gefehlt zur Gottgefälligkeit, als daß er nicht nach dem Propheten lebte. Hätte er Türke werden wollen, dann konnte er heute vielleicht Paſcha oder wenigſtens Bey oder Aga ſein; ſo — hängt er im Walde!"

Dieſe zwar kurze, aber doch ſehr unzweideutige und inhaltreiche Lebensſkizze iſt keineswegs geeignet, uns zu erbauen, und es iſt uns bereits klar, daß die Sentenz, „Chriſt zu ſein, ſei das höchſte Glück", möge ſie an allen Enden der Welt gelten, auf Bosnien durchaus nicht angewendet werden könne. Wir verhehlen das auch unſern Führern nicht, indem wir zugleich die Frage an ſie richten, was denn der reiche Giaur ſo

Schlimmes verſchuldet, daß er es mit dem Leben mußte büßen?

Das ſollen wir gleich erfahren.

„Ein Giaur", meint der Braune, „braucht eigentlich gar nichts Böſes zu thun, um gehenkt zu werden. Das kommt ſo, man weiß nicht wie. Er iſt eben ein Giaur! Stojan Stankitſch, wenn man aufrichtig geſtehen ſoll, hat eigentlich auch gar nichts Böſes gethan. Aber er war ein reicher Giaur, hatte eine ſchöne Tochter und einen jungen Sohn."

„Und iſt das ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen eben nicht. Aber — es iſt nun einmal ſo", iſt der ältere von Beiden ſo gütig, uns zu bedeuten; „alles Land und aller Reichthum iſt Allah's, von Allah hat es der Prophet überkommen und vom Propheten haben es die Gläubigen geerbt. Ein Ungläubiger ſoll von Rechtswegen keinen Theil daran haben. Schlimm genug, daß die ganze Erde noch nicht ihren rechtmäßigen Beſitzern anheimgefallen, und ſo viel Schätze ſich in den Händen der Ungläubigen befinden! Aber das iſt einmal nicht zu ändern. Allein die im Lande des Propheten

wohnen und ſeine Lehren von ſich weiſen, denen — und ich ſollte meinen, das wäre leicht einzuſehen — ſteht es auch nicht an, ſich ſeine Güter anzueignen."

Wir ſehen ſchon, wir haben es mit einem orthodoxen Alttürken zu thun, der die Miſſion des Propheten für noch immer nicht vollendet hält!

Etwas freierer Anſicht iſt ſein überhaupt liberalerer Genoſſe.

„Kann ſein", meint er, „war es allen Satzungen des Propheten entgegen, daß Stojan Stankitſch ein reicher Mann war; ich bin kein Derwiſch und weiß darüber nicht rechte Auskunft. Gewiß aber iſt, daß dies vor den Augen des Paſcha von B... nicht Wohlgefallen fand, und daß ſich dieſer fromme Hadſchi vorgenommen, die Worte des Propheten zur Geltung und Stojan Stankitſch an den Bettelſtab zu bringen. Erſt ließ er ihm ſagen: Stojan Stankitſch leih' mir zweitauſend Dukaten! Stojan Stankitſch wußte, was das zu bedeuten habe; denn wenn ein Paſcha von einem Giaur etwas zu leihen nehmen will, ſo darf ſich der nicht lange be-

ſinnen, weil er ſonſt leicht morgen ſelbſt zuſchauen könnte, wo er etwas zu leihen bekäme, — und ſandte das Geld. Das wäre nun ganz gut und Alles vielleicht damit abgethan geweſen, wenn es dem Giaur nicht eingefallen wäre, bezahlt werden zu wollen. Giaur, ließ ihm der Paſcha ſagen, du haſt einen jungen Sohn, ſchicke ihn zu mir nach B... und ich will dir durch ihn dein Geld ſchicken! Allein Stankitſch wußte, was das zu bedeuten habe, wenn ein Paſcha ſagt: Schicke mir deinen Sohn! Der kommt gewiß nicht eher wieder heim, als bis er ihn mit ſchwerem Gelde ausgelöſt. Er ſchickte daher den Sohn — Berko, glaub' ich, hieß er — ſtatt zum Paſcha, über die Grenze ins Land des deutſchen Zaren und antwortete dem Paſcha, ſein Sohn ſei ihm nächtlich entflohen. Dies nahm der Paſcha ſehr übel auf und ließ dem Giaur zurückſagen: Giaur, du haſt dich meinen Befehlen widerſetzt und verdienſt dafür, daß ich dir deinen Kopf vor die Füße lege. Allein, ich will Gnade mit dir üben, und gibſt du mir deine Tochter und über die geliehenen noch andere zweitauſend Dukaten darauf, ſo ſind wir

deines entflohenen Sohnes wegen ausgeglichen. Zugleich mit dem Boten erſchienen im Dorfe hundert Momken, um das Mädchen und das Geld in Empfang zu nehmen. Stojan Stankitſch aber war nicht geſonnen, dem Paſcha das Eine oder das Andere zu ſenden, verſammelte eine handvoll Giauren in ſeinem Hof und widerſetzte ſich. Das war vielleicht ſehr tapfer, jedenfalls aber ſehr unklug von ihm gethan. Denn die Folge davon war, daß ihn die Momken erſt zwei Tage lang belagerten und beſchoſſen, endlich das Thor erbrachen, ins Haus drangen und was ſich da vorfand, niedermetzelten. Wo haſt du das Mädchen? riefen ſie und durchſuchten die ganzen Höfe. Sucht ſie! antwortete Stojan, und da fanden ſie denn dieſelbe unter den Todten, in Männerkleidern, die geladene Flinte in der Hand. Nun waren ſie freilich vergebens dageweſen. Um jedoch dem Paſcha etwas zu überbringen, banden ſie den Giaur an den Schweif eines lahmen Roſſes, ſchleppten ihn nach Banyaluka und henkten ihn dann an eine alte Eiche. Das Haus befahl dann der Paſcha niederzubrennen."

„Und Berko?"

„Berko iſt des Paſchas Todfeind geworden und trachtet ihm, wie er kann, nach dem Leben. Bald kommt er als Schweinhirt, bald als Bettler, bald als reicher Kaufmann verkleidet nach Bosnien und der fromme Hadſchi-Paſcha iſt keinen Augenblick ſicher, von ihm aufs Korn gefaßt zu werden."

Unſerm Alttürken ſcheint die Art und Weiſe, wie uns ſein jüngerer Genoſſe die Geſchichte erzählt und wie ſich dieſer in faſt unehrerbietigem Tone über den Paſcha ausgelaſſen hat, wenig zu behagen. Dafür zeugt die vornehme Verachtung, mit welcher er ihn von Zeit zu Zeit über die Achſel anſieht.

Der junge Freigeiſt aber achtet deſſen wenig und ſcheint nicht übel aufgelegt, uns noch mit allerlei andern Paſchahiſtörchen zu regaliren.

„Die Mehana!" ruft da der Alte, nicht ohne boshafte Schadenfreude, daß dieſes propheten-läſteriſche Vorhaben ſeines Genoſſen dadurch zu nichte geworden; und in der That, wir haben dieſe endlich erreicht!

IX.

Die Mehana. — Was für Weltanſchauungen ein Kadi hat. — Schwaben und Deutſche non iidem. — Ein bosniſcher Aeskulap und ſein pathologiſches Syſtem.

Hochgeſtellt haben wir unſere Erwartungen gewiß nicht; und doch, wie viel fehlt, daß Das, was wir als „Mehana" vor uns ſehen, ihnen nur theilweiſe entſpreche! Ein Haus, darin ein Menſch mindeſtens halbwegs bequeme Unterkunft und Verpflegung finden könnte, etwa ſo wenigſtens wie in der ſchlechteſten ungariſchen Kneipe, ſoviel glaubten wir doch erwarten zu dürfen. Wie bitter ſehen wir uns enttäuſcht!

Eine aus nichts mehr und nichts weniger als vier Breterwänden im freien Felde und am äußerſten Ende des Dorfes errichtete Bude, mit

inem ſo niedrigen und ſo engen Eingange, daß
lbſt ein kleiner Menſch nur mit gebücktem Rücken
ı ihr Inneres gelangen kann, ohne Fenſter, da-
ür aber mit zahlreichen Lücken verſehen, durch
elche die Winde aller Jahreszeiten das unver-
ümmertſte Recht des freien Durchzuges genießen
ögen, und mit einigen Bündeln Schilf gedeckt,
elche die undankbare Aufgabe haben, den Regen
avon abzuhalten, daß er die ausraſtenden Wan-
erer nicht allzu ſehr durchnäſſe: — das iſt die
Rehana!

Vor dem Eingange dieſes „öffentlichen Inſti-
uts für Unterkunft und Pflege", auf einem ab-
etretenen Raſenplatze, auf welchem ſich genug
ahlreiche Spuren finden, daß hierher auch den
ßferden der Zutritt geſtattet iſt, finden wir etwa
ehn Turbanträger, in Ermangelung von Tep-
ichen und Polſtern auf Gottes blanker Erde im
reiſe herumſitzen, wie ſich von ſelbſt ver-
eht, die Füße unter den Leib geſchlagen und
auchend.

Ein ſehr unſauberer Junge reicht in kleinen,
in Betreff der Reinlichkeit ihn keineswegs beſchä-
menden Gefäßchen ſchwarzen Kaffee herum. Bei

dieſem Anlaſſe bedient er ſich zugleich einer Schaufel glimmender Kohlen, um einzelne Stückchen davon auf die friſchgefüllten Pfeifen der Gäſte niederfallen zu laſſen. Wir können nicht zweifeln — die Honoratioren des Dorfes halten hier Sieſta!

Einen halbangekleideten Mann in blauen Sackhoſen, der in dem Augenblicke unſeres Erſcheinens dem beſagten Jungen, wir wiſſen nicht ob welchen Vergehens, mit dem ausgeſtreckten Fuß einen Stoß an jenen Theil des Leibes verſetzt, den nur die Anatomen ohne Reſpect nennen dürfen, und ſich dann erhebt, um mit unſern Führern einige leiſe Worte zu tauſchen, glauben wir für den Mehandſchi, d. i. Wirth, halten zu ſollen.

In der That auch haben wir uns nicht geirrt. Bald tritt er auch an uns heran, macht uns eine Art Reverenz und heißt uns näher kommen. Den Jungen aber faßt er beim Ohr, etwa wie einen Krug beim Henkel, und ſchiebt ihn durch die niedrige, die Stelle einer Thür vertretende Oeffnung in die Mehana, mit dem Auftrag, friſchen Kaffee zu bereiten.

Wir wollen nicht unhöflich ſein und grüßen die Umherſitzenden zuvorkommend und in der Landesſprache.

Das wird ſchweigend und mit einem vornehmen Kopfnicken, aber doch gnädig entgegengenommen.

Hierauf laſſen wir uns nieder oder vielmehr werden wir niedergelaſſen, indem der Wirth aus gutmüthiger Zudringlichkeit uns ſeine beiden Fäuſte auf die Schulter legt und ſo lange auf uns eindrückt, bis wir dem Drucke nachgebend niederſinken, verſteht ſich, dem Sprüchworte „wer unter Wölfen iſt, muß heulen" getreu, auf den nackten Boden.

Unſere Führer haben ſchon früher Platz genommen, der ältere nicht ohne Einem der Anweſenden etwas heimlich ins Ohr zu flüſtern, der dann darauf ſpornſtreichs davon lief, und noch ehe wir recht Zeit hatten, uns in die jedenfalls ungewohnte Lage zu finden, in demſelben Augenblicke, in welchem der unſaubere Junge den friſchen Kaffee bringt, in Begleitung eines langen, hagern Mannes zurückkehrt, der ſich alsbald uns gegenüber niederläßt.

Was den Anzug dieſes Mannes anbelangt, ſo iſt dies ein ebenſo bunter als zerriſſener. Die Dimien (Pluderhoſen) ſchlottern ihm, im Zuſtande der faſt gänzlichen Auflöſung aller Nähte, ſtückweis um die braunen Beine. Leibchen und Pelzjacke tragen die unverkennbaren Spuren langer, angeſtrengter Dienſtjahre und der Turban ſcheint verſchämt die urſprüngliche Farbe ſeines Bindtuchs unter einer fingerdicken Schicht eingefreſſenen Staubes verbergen zu wollen.

Was ihn ſelbſt anbelangt, ſo eröffnet er uns ohne weite Umſchweife, daß er der Kadi ſei und die Abſicht habe zu erfahren, wer wir ſeien, was wir treiben und was wir in der ſchönen Bosna eigentlich ſuchen.

Dies hindert jedoch nicht, daß der friſchbereitete Kaffee ſeinen Weg durch die Runde macht und der Kadi, als Amtsperſon, ſich deſſen zwei mal einſchenken läßt.

Wir machen kein Hehl daraus, zu bekennen, daß der Zweck unſerer Wanderung kein anderer ſei, als das Land, um welches man ſich jetzt in aller Welt mehr denn je intereſſire — und wie wir glauben, mit

Recht — von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

„Und was ſpricht man von Bosnien in der Welt?"

„Man glaubt, daß es großen Ereigniſſen entgegengehe ..."

Der Kadi hebt die Augenbrauen bedeutungsvoll empor und ſpitzt wohlgefällig den Mund. „Große Ereigniſſe! ... Hm, hm! ... Ja, wenn es wahr iſt, daß ſich ſieben Könige darum in den Haaren liegen, dann allerdings! Hoffentlich aber werden wir auch etwas dareinzureden haben, welchem wir angehören wollen. Darüber ſind wir in unſerem Dorfe ſchon einig. Denjenigen von allen Sieben, der von uns die wenigſte Steuer verlangen wird, dem ergeben wir uns, vorausgeſetzt, daß er den Koran annimmt und Türke wird! Das ſteht feſt! Und was ſpricht man in der Welt von unſerem Dorfe?"

Uns fällt die goldene Regel ein:

Das Haus, darin du biſt
Wohlaufgenommner Gaſt,
Gelt' dir zu jeder Friſt
Der herrlichſte Palaſt!

Und wiewol wir eben nicht behaupten können, daß die Aufnahme in dieſem „Hauſe" uns irgendwie eine „wohlige" ſcheine, ſo machen wir dem Fragenden dennoch die Freude, ihm zu verſichern, daß alle Welt von Bosnien nur Gutes ſpreche und ſomit auch von ſeinem Dorfe.

Nun kömmt die Reihe an unſere Landsmannſchaft.

„Biſt du ein Kroate?"

Ich erwidere, daß ich ein Böhme bin.

„Böhme? Was iſt das für ein Volk?"

„Ein ſehr fleißiges ..."

„A — hm!"

„Das beſonders viel Muſik treibt ..."

„A — hm!"

„Du findeſt ſeine Handwerker, ſeine Muſikanten und ſeine Kammerdiener über die ganze Erde verbreitet ..."

„Hm, hm! Ein merkwürdiges Volk das!" meint der Kadi kopfſchüttelnd und ſieht ſich dann verwundert im Kreiſe um, als ob er ſagen wollte: Wißt Ihr Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen gehört!"

„Auch mir gänzlich unbekannt", ſtimmt Einer

der im Kreiſe Herumſitzenden bei. „Ich hätte ihn eher für einen Schwaben gehalten.“

„Und ich für einen Nemaz (Deutſchen)“, meinte ein Dritter.

„Warum nicht gar!“ ſucht dieſen der Zweite zu widerlegen. „Die Nemazen ſprechen mit uns einerlei Sprache und der ſpricht doch offenbar unſere Sprache ganz frembartig aus!“

Es iſt zum zweiten male, daß uns der Unterſchied auffällt, welchen die bosniſche Völkerkunde — in dieſer Gegend wenigſtens — zwiſchen Schwaben und Deutſchen zu machen ſcheint. Verſuchen wir uns dieſen Unterſchied klar zu machen! Deutſche oder wol auch nach Umſtänden Wlachen nennt der bosniſche Moslim ſeine chriſtlichen Nachbarn, gleichviel ob ſie Dalmatier oder Kroaten, wenn ſie nur dem „deutſchen Zaren“, d. i. dem Kaiſer von Oeſtreich, unterthan ſind. Was öſtreichiſch iſt, das heißt nemački, deutſch, und wär's ein Jazyge oder Kumanier. Alles Andere, was er für deutſch zu halten nicht Grund zu haben glaubt, iſt ihm Schwab und švabski, gleichviel ob es Franzoſe, Engländer oder Deutſcher ſei. In ſeinen Augen nämlich

ist die Welt von verschiedenen Völkern bewohnt: von den Türken, die an Mohammed und den Sultan glauben, von Deutschen und Russen, die an Christus und den Kaiser von Oesterreich glauben, und endlich von den Schwarzen, unter denen er alle übrigen Bewohner des Erdballs begreift, und die er, inclusive der Juden, für eine Art Heiden hält, die der Vielgötterei und Wallfahrterei ergeben sind. Vielleicht, daß ihm das neue Capitel Weltgeschichte, das in diesem Augenblick im Aufrollen begriffen, den Unterschied der Völker bald besser auffassen und Engländer von Deutschen, Franzosen von Russen unterscheiden lehrt. Bis dahin aber müssen wir alles Mögliche versuchen, unserm Kadi begreiflich zu machen, daß Böhmen nicht im Monde liege.

Eine der Tassen, in denen der Kaffee herumgereicht worden, trägt als Fabrikzeichen den Namen eines böhmischen Ortes. Ich bedeute nun dem Kadi, daß mein Vaterland zugleich jenes dieser Schale sei.

Verwundert ergreift er die Schale, zieht die Augenbranen empor, schüttelt den Kopf und be-

rachtet ſie von allen Seiten mit großer Auf-
merkſamkeit.

„Kannſt du auch ſolche Schalen machen?“

„Das wol nicht!“

„Was iſt dann dein Gewerbe? Biſt du
ielleicht ein Muſikant?“

„Ich bin ein Arzt!“

„Ein Arzt? Hm! Wir haben hier im Dorfe
uch einen Arzt, einen ſehr weiſen Mann, der
ird es gleich heraus haben, ob du wirklich auch
n Arzt biſt!“

Bei dieſen Worten ſieht der Kadi mit einer
ichtigen Amtsmiene, als wollte er zu verſtehen
eben: „Mich betrügſt du nicht trotz alles deines
uderwelſchen Schwadronirens!“ einen alten
Kann an, der nicht weit von mir ihm gegenüber
zt und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne
nich auch nur eines Blickes zu würdigen, ſeinen
Taback vor ſich hin dampfte.

Der Alte, nicht beſſer im Anzuge als die
Andern, trägt wenigſtens Strümpfe und Schuhe
und in ſeinen Zügen einen gewiſſen Ausdruck
von Bedenklichkeit und Nachſinnen, den er durch
in unausgeſetztes pagodenartiges Hin- und Her-

ſchütteln des Kopfes wahrſcheinlich zu erhöhen meint.

„Kannſt du das Fieber heilen?“ fragt der bosniſche Doctor, nachdem er mit höchſt gravitätiſcher Miene einige dicke Wolken vor ſich hin geblaſen.

„Auch noch mehr als das!“

„Noch mehr? ... Hm! ... Kannſt du auch die böſen Geiſter austreiben?“

Wir wollen den alten Aeskulap in eine kleine Disputation verwickeln und ſo antworte ich denn ohne weiteres, daß es gar keine böſen Geiſter gebe.

„Du glaubſt an keine böſen Geiſter und — biſt ein Hekim (Arzt)?“

„Muß man denn, um ein Hekim zu ſein, an ſolche glauben?“

„Wie willſt du ſonſt die Leidenden heilen?“

„Durch richtige Erkenntniß der Krankheit und richtige Kenntniß der Mittel!“

„Wie aber willſt du die Krankheiten richtig erkennen, wenn du nicht an böſe Geiſter glaubſt? Welche Mittel willſt du anwenden, wenn du nicht weißt, was die böſen Geiſter lieben und was ſie

abſcheuen? Weißt du alſo nicht, daß es
ierlei Hauptkrankheiten gibt: das Fieber und
böſen Geiſter ...?"

Soviel wir aus dem pathologiſchen Glaubens-
nntniſſe, das uns unſer bosniſcher College
zum beſten gibt, entnehmen können, laſſen
die Grundzüge ſeiner Noſologie in folgendes
nthümliche Syſtem zuſammenfaſſen. Alle
nkheiten ſind entweder Fieber- oder böſe Gei-
. Die Anſicht anderer Aerzte, daß auch das
ber eigentlich nichts als ein böſer Geiſt ſei,
im Innern des Menſchen abſatzweiſe wüthet,
reitet er durchaus; denn er habe die Erfah-
g gemacht, daß das Fieber ohne Koranſprüche
bar ſei, z. B. durch Spinnwebe in Brot ge-
ſen, Abſud von Weidenrinde und Orangenſchalen
noch allerlei andere bittere Kräuter, was
t möglich wäre, falls es ein böſer Geiſt
re. Die böſen Geiſter zerfallen wieder in
de oder hitzige und in ſchleichende oder freſſende,
e etwa unſern acuten, dieſe unſern chroniſchen
nkheiten entſprechend. Die erſtern toben in
gen Zeiträumen aus, die letztern trägt der
nſch oft Jahre, ja, ſelbſt ſein ganzes Leben

lang im Leibe herum. Gegen beide hel[illegible] Beiſprechungen oder beſprochene Mittel; ſo drei Schwefelfäden, die drei Tage lang in mit Koranſtellen beſchriebenen Papierſtreifen gewickelt gelegen, in dreitägigen Zwiſchenräu[illegible] verſchluckt und dergleichen. Wo dies Verfa[illegible] nicht hilft, da iſt der böſe Geiſt nicht zu [illegible] nen, die Krankheit ſomit unheilbar.

Wir zweifeln ſehr, daß die Patienten un[illegible] bosniſchen Heilkünſtlers bei dieſem Syſteme fahren — es wäre denn ins beſſere Jen[illegible] Wir geben aber auch alle Hoffnung auf, ihn [illegible] eine andere Ueberzeugung zu gewinnen und ſ[illegible] ſeiner Auseinanderſetzung nichts als unſer tie[illegible] Stillſchweigen entgegen, es ihm anheimſtell[illegible] ob er es als ein „Qui tacet consentit" oder [illegible] „Wer ſchweigt ſieht, daß Hopfen und Malz [illegible] loren iſt", betrachten will.

Er ſcheint der erſtern Anſicht zu ſein [illegible] wir haben um ſo weniger etwas dagegen [illegible] die vorausgeſetzte Uebereinſtimmung unſere[illegible] Anſichten mit der ſeinigen unſerm Anſehen be[illegible] den Kadi ſowol als der ganzen ehrenwerthen Ver[illegible] ſammlung wenigſtens keinen Abbruch thut.

wiſchen iſt es dunkel geworden, die Kaffee-
ſind noch einige male im Kreiſe herum-
gen und die ehrenwerthen Effendis er-
ſich, um in ihr Dorf zurückzukehren.
eim Weggehen drückt uns jeder Einzelne
ſeinen beſondern Dank aus und verſichert,
er Kaffee heute ganz beſonders trefflich ge-
. Wir begreifen zwar nicht, wie wir zu
Danke kommen, allein wir lehnen ihn
icht ab, um nicht vielleicht gegen irgend
ndesſitte zu verſtoßen.
d ſiehe, wir thaten ganz wohl daran! Denn
achdem die Herren fortgegangen, ſoll uns
thſel auf eine ganz einfache Weiſe klar
.
nf Piaſter und zwanzig Para", gibt uns
Handſchi lakoniſch zu verſtehen.
r haben als Fremde die ganze Zeche zu
n. So ſei es Artigkeit und von ſelbſt
dlicher Gebrauch.

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Reisende von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Die Abendluft fängt an empfindlich zu werden, und ob uns nun das Hôtel, welchem uns das Schicksal und unser eigener Wille zugeführt, gefalle oder nicht, wir sind nun einmal nicht in Brüssel, sondern in einem der entlegensten Winkel des türkischen Reiches; es bleibt nichts Anderes übrig — wir werden uns in die Mehane begeben!

Von allen jenen luxuriösen Einrichtungen, lieber Leser, die du so verwöhnt bist auch in den anspruchlosesten europäischen Nachtquartieren

ufinden, erwarte hier nichts! Der Raum,
en ich dich einführe, iſt „einig und untheil-
", wie alle Staaten in ihren Verfaſſungen;
Kammern und Sitzen ebenſo wenig etwas
entdecken, als in irgend einer abſoluten
narchie! Einige Hände voll morſchen Strohes,
hes du an den vier Wänden ringsumher
dem nackten Boden ausgebreitet ſiehſt, das
das Lager, welches deiner ſowie jedes An-
, der hier ſein Nachtquartier nimmt, ge-
tig iſt.

Du ſcheuſt davor zurück? Du glaubſt guten
nd zu haben, dich nicht neben die ſehr un-
nglich in einige bunte Lappen gehüllten Ge-
en hinzuſtrecken? Ich kann dir das nicht
rgen. Es gehört jedenfalls ein Grad von
bſtverleugnung hierzu, ſich in dieſer dumpfen,
herfüllten Atmoſphäre auch noch Gefahren
zuſetzen, die jedenfalls höchſt unangenehm
den können.

Da es aber unumgängliches Bedürfniß iſt,
i wir ausraſten, ſo wollen wir in der ſchlim-
n Lage das möglichſt Beſte thun und unſern
h zunächſt des Einganges, abgeſondert von

Und wiewol wir eben nicht behaupten können, daß die Aufnahme in diesem „Hause“ uns irgendwie eine „wohlige“ scheine, so machen wir dem Fragenden dennoch die Freude, ihm zu versichern, daß alle Welt von Bosnien nur Gutes spreche und somit auch von seinem Dorfe.

Nun kommt die Reihe an unsere Landsmannschaft.

„Bist du ein Kroate?“

Ich erwidere, daß ich ein Böhme bin.

„Böhme? Was ist das für ein Volk?“

„Ein sehr fleißiges ...“

„A — hm!“

„Das besonders viel Musik treibt ...“

„A — hm!“

„Du findest seine Handwerker, seine Musikanten und seine Kammerdiener über die ganze Erde verbreitet ...“

„Hm, hm! Ein merkwürdiges Volk das!“ meint der Kadi kopfschüttelnd und sieht sich dann verwundert im Kreise um, als ob er sagen wollte: Wißt Ihr Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen gehört!“

„Auch mir gänzlich unbekannt“, stimmt Einer

der im Kreiſe Herumſitzenden bei. „Ich hätte ihn eher für einen Schwaben gehalten.“

„Und ich für einen Nemaz (Deutſchen)“, meinte ein Dritter.

„Warum nicht gar!“ ſucht dieſen der Zweite zu widerlegen. „Die Nemazen ſprechen mit uns einerlei Sprache und der ſpricht doch offenbar unſere Sprache ganz frembartig aus!“

Es iſt zum zweiten male, daß uns der Unterſchied auffällt, welchen die bosniſche Völkerkunde — in dieſer Gegend wenigſtens — zwiſchen Schwaben und Deutſchen zu machen ſcheint. Verſuchen wir uns dieſen Unterſchied klar zu machen! Deutſche oder wol auch nach Umſtänden Wlachen nennt der bosniſche Moslim ſeine chriſtlichen Nachbarn, gleichviel ob ſie Dalmatier oder Kroaten, wenn ſie nur dem „deutſchen Zaren“, d. i. dem Kaiſer von Oeſtreich, unterthan ſind. Was öſtreichiſch iſt, das heißt nemački, deutſch, und wär's ein Jazyge oder Kumanier. Alles Andere, was er für deutſch zu halten nicht Grund zu haben glaubt, iſt ihm Schwab und švabski, gleichviel ob es Franzoſe, Engländer oder Deutſcher ſei. In ſeinen Augen nämlich

iſt die Welt von dreierlei Völkern bewohnt: von den Türken, die an Mohammed und den Sultan glauben, von Deutſchen und Wlachen, die an Chriſtus und den Kaiſer von Oeſtreich glauben, und endlich von den Schwaben, unter denen er alle übrigen Bewohner des Erdballs begreift, und die er, incluſive der Juden, für eine Art Heiden hält, die der Vielgötterei und Vielkönigerei ergeben ſind. Vielleicht, daß ihn das neue Capitel Weltgeſchichte, das in dieſem Augenblicke im Aufrollen begriffen, den Unterſchied der Völker bald beſſer auffaſſen und Engländer von Deutſchen, Franzoſen von Ruſſen unterſcheiden lehrt. Bis dahin aber müſſen wir alles Mögliche verſuchen, unſerm Kadi begreiflich zu machen, daß Böhmen nicht im Monde liege.

Eine der Taſſen, in denen der Kaffee herumgereicht worden, trägt als Fabrikzeichen den Namen eines böhmiſchen Ortes. Ich bedeute nun dem Kadi, daß mein Vaterland zugleich jenes dieſer Schale ſei.

Verwundert ergreift er die Schale, zieht die Augenbrauen empor, ſchüttelt den Kopf und be-

trachtet ſie von allen Seiten mit großer Aufmerkſamkeit.

„Kannſt du auch ſolche Schalen machen?“

„Das wol nicht!“

„Was iſt dann dein Gewerbe? Biſt du vielleicht ein Muſikant?“

„Ich bin ein Arzt!“

„Ein Arzt? Hm! Wir haben hier im Dorfe auch einen Arzt, einen ſehr weiſen Mann, der wird es gleich heraus haben, ob du wirklich auch ein Arzt biſt!“

Bei dieſen Worten ſieht der Kadi mit einer wichtigen Amtsmiene, als wollte er zu verſtehen geben: „Mich betrügſt du nicht trotz alles deines kauderwelſchen Schwadronirens!“ einen alten Mann an, der nicht weit von mir ihm gegenüber ſitzt und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, ſeinen Taback vor ſich hin dampfte.

Der Alte, nicht beſſer im Anzuge als die Andern, trägt wenigſtens Strümpfe und Schuhe und in ſeinen Zügen einen gewiſſen Ausdruck von Bedenklichkeit und Nachſinnen, den er durch ein unausgeſetztes pagodenartiges Hin- und Her-

ſchütteln des Kopfes wahrſcheinlich zu erhöhen meint.

„Kannſt du das Fieber heilen?“ fragt der bosniſche Doctor, nachdem er mit höchſt gravitätiſcher Miene einige dicke Wolken vor ſich hin geblaſen.

„Auch noch mehr als das!“

„Noch mehr? ... Hm! ... Kannſt du auch die böſen Geiſter austreiben?“

Wir wollen den alten Aeskulap in eine kleine Disputation verwickeln und ſo antworte ich denn ohne weiteres, daß es gar keine böſen Geiſter gebe.

„Du glaubſt an keine böſen Geiſter und — biſt ein Hekim (Arzt)?“

„Muß man denn, um ein Hekim zu ſein, an ſolche glauben?“

„Wie willſt du ſonſt die Leidenden heilen?“

„Durch richtige Erkenntniß der Krankheit und richtige Kenntniß der Mittel!“

„Wie aber willſt du die Krankheiten richtig erkennen, wenn du nicht an böſe Geiſter glaubſt? Welche Mittel willſt du anwenden, wenn du nicht weißt, was die böſen Geiſter lieben und was ſie

abſcheuen? Weißt du alſo nicht, daß es erlei Hauptkrankheiten gibt: das Fieber und böſen Geiſter ...?"

Soviel wir aus dem pathologiſchen Glaubensenntniſſe, das uns unſer bosniſcher College zum beſten gibt, entnehmen können, laſſen die Grundzüge ſeiner Noſologie in folgendes enthümliche Syſtem zuſammenfaſſen. Alle ankheiten ſind entweder Fieber- oder böſe Geiter. Die Anſicht anderer Aerzte, daß auch das ber eigentlich nichts als ein böſer Geiſt ſei, im Innern des Menſchen abſatzweiſe wüthet, ſtreitet er durchaus; denn er habe die Erfahng gemacht, daß das Fieber ohne Koranſprüche ilbar ſei, z. B. durch Spinnwebe in Brot geſſen, Abſud von Weidenrinde und Orangenſchalen d noch allerlei andere bittere Kräuter, was ht möglich wäre, falls es ein böſer Geiſt re. Die böſen Geiſter zerfallen wieder in lde oder hitzige und in ſchleichende oder freſſende, e etwa unſern acuten, dieſe unſern chroniſchen ankheiten entſprechend. Die erſtern toben in nen Zeiträumen aus, die letztern trägt der enſch oft Jahre, ja, ſelbſt ſein ganzes Leben

lang im Leibe herum. Gegen beide he[illegible] Beſprechungen oder beſprochene Mittel; drei Schwefelfäden, die drei Tage lang [illegible] mit Koranſtellen beſchriebenen Papierſtrei[illegible] gewickelt gelegen, in dreitägigen Zwiſchen[illegible] verſchluckt und dergleichen. Wo dies B[illegible] nicht hilft, da iſt der böſe Geiſt nicht z[illegible] nen, die Krankheit ſomit unheilbar.

Wir zweifeln ſehr, daß die Patienten unſers bosniſchen Heilkünſtlers bei dieſem Syſtem[illegible] fahren — es wäre denn ins beſſere Jenſeits. Wir geben aber auch alle Hoffnung auf, ihn für eine andere Ueberzeugung zu gewinnen und ſeiner Auseinanderſetzung nichts als unſer tiefſtes Stillſchweigen entgegen, es ihm anheimſtellend, ob er es als ein „Qui tacet consentit" oder „Wer ſchweigt ſieht, daß Hopfen und Ma[illegible] loren iſt", betrachten will.

Er ſcheint der erſtern Anſicht zu ſein[illegible] wir haben um ſo weniger etwas dagegen[illegible] die vorausgeſetzte Uebereinſtimmung unſere[illegible] ſichten mit der ſeinigen unſerm Anſehen bei[illegible] Kadi ſowol als der ganzen ehrenwerthen [illegible] ſammlung wenigſtens keinen Abbruch thut.

ſchen iſt es dunkel geworden, die Kaffee-
ıd noch einige male im Kreiſe herum-
und die ehrenwerthen Effendis er-
, um in ihr Dorf zurückzukehren.
Weggehen drückt uns jeder Einzelne
:n beſondern Dank aus und verſichert,
kaffee heute ganz beſonders trefflich ge-
Bir begreifen zwar nicht, wie wir zu
anke kommen, allein wir lehnen ihn
: ab, um nicht vielleicht gegen irgend
esſitte zu verſtoßen.
ehe, wir thaten ganz wohl daran! Denn
)dem die Herren fortgegangen, ſoll uns
ſel auf eine ganz einfache Weiſe klar

: Piaſter und zwanzig Para", gibt uns
ndſchi lakoniſch zu verſtehen.
)aben als Fremde die ganze Zeche zu
So ſei es Artigkeit und von ſelbſt
her Gebrauch.

lang im Leibe herum.
Besprechungen oder be
drei Schwefelfäden,
mit Koranstellen
gewickelt gelege
verschluckt ur
nicht hilft,
nen, die

Wir ...warm'! —
...alt und wie er
bosni ...ggenossen. — Der Pasch
fahr Aufgeschoben ist nicht aufgeh
W

Die Abendluft fängt an empfind
und ob uns nun das Hôtel, we
Schicksal und unser eigener Wille
falle oder nicht, wir sind nun
Brüssel, sondern in einem der en
kel des türkischen Reiches; es bl
deres übrig — wir werden uns
begeben!

Von allen jenen luxuriösen
lieber Leser, die du so verwöhn
den anspruchlosesten europäischen

hier nichts! Der Raum,
ist „einig und untheil-
ihren Verfassungen;
nso wenig etwas
ner absoluten
n Strohes,
oen ringsumher
ausgebreitet siehst, das
ches deiner sowie jedes An-
ier sein Nachtquartier nimmt, ge-
ist.

scheust davor zurück? Du glaubst guten
u haben, dich nicht neben die sehr un-
h in einige bunte Lappen gehüllten Ge-
inzustrecken? Ich kann dir das nicht
. Es gehört jedenfalls ein Grad von
leugnung hierzu, sich in dieser dumpfen,
lten Atmosphäre auch noch Gefahren
n, die jedenfalls höchst unangenehm
önnen.
es aber unumgängliches Bedürfniß ist,
ausrasten, so wollen wir in der schlim-
e das möglichst Beste thun und unsern
nächst des Einganges, abgesondert von

X.

Ein Nachtquartier, das Gott erbarm'! — Was der Achmedschi von den Zuständen hält und wie er sich das Ding vorstellt. — Herberggenossen. — Der Pascha von B... — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Die Abendluft fängt an empfindlich zu werden, und ob uns nun das Hôtel, welchem uns das Schicksal und unser eigener Wille zugeführt, gefalle oder nicht, wir sind nun einmal nicht in Brüssel, sondern in einem der entlegensten Winkel des türkischen Reiches; es bleibt nichts Anderes übrig — wir werden uns in die Mehane begeben!

Von allen jenen luxuriösen Einrichtungen, lieber Leser, die du so verwöhnt bist auch in den anspruchlosesten europäischen Nachtquartieren

zufinden, erwarte hier nichts! Der Raum, den ich dich einführe, iſt „einig und untheil-r", wie alle Staaten in ihren Verfaſſungen; n Kammern und Sitzen ebenſo wenig etwas entdecken, als in irgend einer abſoluten onarchie! Einige Hände voll morſchen Strohes, elches du an den vier Wänden ringsumher f dem nackten Boden ausgebreitet ſiehſt, das das Lager, welches deiner ſowie jedes An-n, der hier ſein Nachtquartier nimmt, ge-ärtig iſt.

Du ſcheuſt davor zurück? Du glaubſt guten rund zu haben, dich nicht neben die ſehr un-länglich in einige bunte Lappen gehüllten Ge-alten hinzuſtrecken? Ich kann dir das nicht erargen. Es gehört jedenfalls ein Grad von elbſtverleugnung hierzu, ſich in dieſer dumpfen, ucherfüllten Atmoſphäre auch noch Gefahren auszuſetzen, die jedenfalls höchſt unangenehm erden können.

Da es aber unumgängliches Bedürfniß iſt, aß wir ausraſten, ſo wollen wir in der ſchlim-en Lage das möglichſt Beſte thun und unſern latz zunächſt des Einganges, abgeſondert von

allen übrigen Obdachgenoſſen wählen, wo wir wenigſtens die Wohlthat eines zeitweiligen Zuges friſcher Luft genießen.

Auch der Mehandſchi und ſein unſauberer Famulus ſcheinen müde zu ſein. Eine zeitlang noch ſtören ſie in den letzten verglimmenden Reſten des Feuers herum, das ſie mitten in dieſem Raume in einer eigens dazu ausgegrabenen Grube unterhalten, um daran Kaffee zu kochen, löſchen dann die Kohlen vorſorglich aus, und verkriechen ſich Beide in der warmen Waſche, um da in wohliger Behaglichkeit der Ruhe zu pflegen. Wir wünſchen ihnen die lieblichſten Träume! —

Eine Mainacht, ſo unliebſam auch die Situation iſt, in welcher ſie zuzubringen man ſich genöthigt iſt, geht ſchnell vorüber, und ſo begrüßen wir denn bald wieder durch den offengebliebenen, gegen Oſten gerichteten Eingang unſerer Mehana den jungen Tag, und machen uns, im engſten Sinne des Wortes, aus dem Staube, um bald möglichſt unſern Weg fortzuſetzen.

Auch der Mehandſchi und ſein Jünger ſind

vach, und beſchäftigen ſich damit, ihr
er, das iſt den geſammten Aſchenvor-
ie er ſich im Verlaufe des geſtrigen Ta-
ver Feuergrube angehäuft, hinaus- und
Brennholz für den beginnenden Tag da-
nzuſchaffen.

wollt ſchon fort?" ſpricht er uns mit
em Morgengruße an.

r haben noch weiten Weg."

hin gedenkt ihr?"

Innere des Landes: etwa gegen Ba-
und Travnik hinab!"

haben zwar nichts weniger als die Ab-
ſern Weg in dieſer Richtung fortzuſetzen.
ir halten es jedenfalls für gerathener,
r den Weg, den wir nehmen wollen,
ſchieden auszuſprechen. Es ſcheint uns
iner Gegend, bis in welche der gerechte
Padiſchah durchaus nicht mehr zu lan-
nt, eine jedenfalls nicht unüberflüſſige
maßregel.

ran thut ihr nicht wohl!"

rum das?"

— Weil's da nicht ganz geheuer iſt!"

„Gibt's denn da so viele Haiduken?"

„Das eben nicht; und gäb' es welche, würden sie nichts anhaben, denn ihr seid Türken. Aber rührig ist's, glimmen thut unter der Asche, daß man bei keinem E sicher ist, auf heiße Kohlen zu treten!"

„Und was glimmt?"

„Die Moslims glimmen, die Rajah g Alles glimmt."

Wir stellen uns, als ob wir nicht stens ebenso gut wüßten als er, welche nicht nur in Bosnien, sondern von einem des Reiches Sr. Majestät des Sultans b andere umherhausen.

„Ist's möglich!"

„Nein; 's ist wirklich! Schon als d nogorzen im letzten Herbst aus ihren herabfielen, um die Bosna mit Krieg z ziehen, rührte sich die Rajah an allen um mit ihnen gemeinsame Sache zu m und ihnen das Land zu überliefern. Wä Omer, der Seraskier, bei Zeiten gek der ihnen alle Waffen abgenommen, wer was nicht geschehen wäre. Da sind die

ſchen Derwiſche in den Klöſtern, die ſie ſo aufwiegeln. Sie wollen Kirchen haben, ſchöner als unſere Moſcheen; Häuſer, ſchöner wie die Paläſte der Paſchas; wollen über uns zu Gericht ſitzen, und wie ich ganz gewiß weiß, entweder einen eigenen giauriſchen Sultan haben oder ſich dem deutſchen Zaren übergeben. Da hatten ſie einen Derwiſch, der Jukitſch heißt, und der leitete und trieb das Alles. Allein man ſagt, Omer der Seraskier habe ihm bereits ſeinen Lohn gegeben und ihn um einen Kopf kürzer gemacht."

Wir hören dieſe politiſche Expoſition an, ohne uns in eine Erörterung derſelben einzulaſſen, und freuen uns im Stillen zu wiſſen, daß der rührige Franziskanermönch Jukitſch, den wir vor zwei Jahren auf öſtreichiſchem Gebiete kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ſeinen feurigen Agitatorkopf unverſehrt aus Omer Paſcha's Lager getragen, um dem Ziele, das er ſich zur Lebensaufgabe geſetzt, der Emancipation der bosniſchen Chriſten, mit ungebrochenem Eifer weiter nachzuſtreben.

„Kaum iſt der Seriasker fortgezogen", fährt der Mehandſchi fort, „ſo regen ſie ſich wie-

der. Habt ihr nichts gehört vom Zaren der Moskows?“

Es ſcheint uns nicht unintereſſant, die letzten Wellenkreiſe zu belauſchen, welche der Steinwurf, den Fürſt Menſchikoff in den Frieden des Bosporus gethan, bis in dieſen entlegenen Winkel des türkiſchen Reiches getragen, und wir verneinen.

„Hm, hm! Lebt ihr denn nicht in der Welt? Der hat ja dem Sultan in Zarigrad (Konſtantinopel) ſagen laſſen, wenn er ihn nicht als Herrn des halben Reiches und der ſämmtlichen Rajahs anerkennt, ſo werde er ihn mit Krieg überziehen und ihm das Land ſo zurichten, daß man nicht erkennen ſoll, wo ehedem eine Stadt geſtanden. Aus allen Moſcheen werde er Pferdeſtälle machen, und wo ein Halbmond auf einem Minarete ſitzt, da werde er einen Türkenkopf hinaufpflanzen. Ein Kaufmann aus Banyaluka, der vor einiger Zeit hier übernachtet, der hat die Nachricht geradenwegs aus Beetſch (Wien) gebracht. Was meint ihr! Wird der Padiſchah darauf eingehen? Ich glaube ſchwerlich; ich glaube gewiß nicht! Und wenn er er-

ährt, wie wir Moslims in Bosnien das auf-
ehmen würden, dann vollends gar nicht! Jetzt
hon rüſten ſich Tauſende, in einer Nacht Alles
as Giaur iſt, hinzuſchlachten, wenn die Nach-
icht käme, daß der Rajah nicht mehr Unter-
han, ſondern Herr ſein ſoll! Ich meine da-
er, ihr thätet gar nicht wohl daran, ohne
oth, euch tiefer ins Land hineinzubegeben!"

Wir werden uns das geſagt ſein laſſen, alt-
ürkiſcher Mehandſchi!

„Daß die Sache ihre Richtigkeit hat", hö-
en wir ihn weiter raiſonniren, „geht ſchon
araus hervor, daß der Paſcha zu ſo unge-
öhnlicher Zeit, wie jetzt, das ganze Paſchalik
ereiſt. Ueberall erhebt er Steuern auf eine
eitlang voraus, überall ordnet er die Aushe-
ung von Nizams an und die Redifs müſſen
uch alle einrücken. Wozu wäre das, wenn es
icht zum Krieg wäre gegen den Zaren von
Moskow? Heute noch ſoll er durch unſer Dorf
ommen, um ſich dann in Bihatſch mit dem
ortigen Paſcha zu beſprechen. Wenn ihr nichts
u verſäumen und Luſt zu warten habt, ſo könnt
hr euch davon überzeugen!"

Wir nehmen auch dieſe Mittheilung zur Kenntniß, und wollen ein paar Stunden gern daranſetzen, um den Mächtigen, der uns ſchon aus der Geſchichte des unglücklichen Stojan Stankitſch theilweiſe bekannt iſt, nunmehr auch von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Bis dahin wollen wir den redſeligen Mehandſchi von ſeinem Tagewerke nicht länger abhalten und einſtweilen eine kleine Muſterung unter den Paſſagieren abhalten, mit denen wir die Ehre hatten, das Obdach zu theilen.

In der einen Ecke dort ſitzt eine braune, ſchwarzbärtige, arabiſche Geſtalt auf ihren Fersen, unausgeſetzt mit dem Haupte wackelnd und von Zeit zu Zeit den Riemen küſſend, den ſie um die Stirn gelegt. Das iſt ein Jude aus Sarajewo, der ſein Morgengebet verrichtet, um dann ſeinen Weg nach dem öſtreichiſchen Gebiete fortzuſetzen, wohin ihn Handelsgeſchäfte führen.

Nicht weit von ihm zählt ein ſtämmiger Mann in rothem Sereſchanermantel an den Fingern herum. Es iſt ein wirklicher Sereſchaner, der eine Heerde Böcke zum Verkaufe nach Trav-

nik gebracht, von welchen Thieren ihm außer einem namhaften Gewinn auch noch der unverkennbare Geruch geblieben. Ihm zu beiden Seiten lagern ein paar zerlumpte Bosniaken, allem Anſcheine nach Bettler oder Viehtreiber.

Zunächſt dem Eingange, uns gegenüber, iſt ein junger Menſch damit beſchäftigt, ein Paar Piſtolen zu unterſuchen. Sein Ausſehen iſt ein trotziges, entſchloſſenes; ſein Anzug beſſer und geordneter als der aller Andern. Dem Anſcheine nach möchten wir ihn für einen Chriſten, etwa für einen ſarajewer Kaufmann halten.

Da er ſich von uns beobachtet glaubt, thut er die Piſtolen in ſeinen Gurt, bedeckt ſie mit der Jacke, holt einen Roſenkranz hervor und ſpielt daran nach Art müßiger Moslims. Es iſt offenbar; unſere Aufmerkſamkeit iſt ihm unbequem.

Mittlerweile iſt der Tag vorgerückt, vor der Mehana draußen auf dem abgetretenen Raſenplatze wird es wieder lebhaft. Kaffeedampf und Tabackqualm ſteigen empor, und auch wir verlaſſen das unlieblichſte Obdach, in welchem wir

je übernachtet, um uns den Effendis, die ſich hier ſchon ſo früh eingefunden, zuzugeſellen. So viel wir entnehmen, befinden ſich unter ihnen die Aelteſten und Vornehmſten des Dorfes, und die Verſammlung hat keinen geringern Zweck, als dem angeſagten Paſcha die ehrfurchtvollſte Aufwartung zu machen.

Daß Politik discutirt wird, iſt natürlich. Rußland, das mit Argusaugen jedes kleinſte Anläßchen fern zu halten weiß, das bei ſeinen glücklichen Unterthanen auch nur eine Ahnung politiſchen Nachdenkens wecken könnte, Rußland hat das Verdienſt, ſelbſt aus den beſchränkten Bewohnern des entlegenſten bosniſchen Dorfes politiſche Grübler gemacht zu haben. Die conſervativſte Macht der Welt wird es erleben, aus ihrem Syſteme noch ganz andere Widerſprüche hervorwachſen zu ſehen. Sie, die auf der unerſchütterlichen Grundlage des unbedingteſten Gehorſams zu fußen wähnt, hat ſchon zu wiederholten malen Unterthanen gelehrt, ſich mit ihr gegen die eigenen Gebieter zu verſchwören, und dieſen offen, oder — was noch ſchlimmer iſt — heimlich den Gehorſam zu brechen. Sie, die

die Revolution als das ſcheußlichſte Ungethüm der Hölle perſonificirt, hat oft genug ſchon — natürlich wo es ihren Vortheil galt — Revolutionen geweckt und genährt. Sie wird ſich nicht wundern dürfen, wenn die Schüler einmal die angelehrten Doctrinen gegen ſie in Anwendung bringen!

Ein junger Bosniake, der ſchweißtriefend herangerannt kommt, verkündet jetzt die jeden Augenblick zu gewärtigende Ankunft des Gebieters von Banyaluka. Von der Höhe des Hügels, auf welchem er als Vorpoſten aufgeſtellt war, konnte er bereits die heranwogenden Staubwolken entdecken.

Allgemeine Bewegung, allgemeine Aufregung, rath- und planloſes Hin- und Herrennen.

Endlich wird die Staubwolke am Fuße des Hügels ſelbſt ſichtbar, und die allgemeine Verwirrung wird noch größer.

Nun ſprengen ſchon in geſtrecktem Galopp die vorreitenden Momken heran; nun kommen noch einige, und endlich der Erwartete ſelbſt mit ſeinem zahlreichen Gefolge, und die allgemeine Verwirrung erreicht ihren Culminations-

punkt. Vergebens iſt alles Bemühen des Kadi einige Ordnung herzuſtellen!

Der Paſcha, ein kleiner, ſchwächlicher, ſehr abgelebter Mann über die Funfzig, mit ſcharf ausgeprägten Zügen und kleinen blitzenden Augen, ſteigt in einiger Entfernung von der Mehana ſofort vom Roſſe und läßt ſich im Schatten eines Baumes auf einen Feldſeſſel nieder, welchen ein Diener in Eile aufgeſtellt und unter welchen ein Teppich gebreitet iſt. Indeß ſein Gefolge in Turban und bunten Farben prangt, trägt er ſelbſt einen einfachen, dunkelblauen Tuchrock, desgleichen Pantalons und einen einfachen Fehs mit langer, dunkelblauſeidener Quaſte.

Kaum, daß er ſich niedergelaſſen, läßt er den Kadi zu ſich beſcheiden.

Dieſer, die Arme über die Bruſt gekreuzt, folgt dem Befehle aufs eifervollſte und gibt, in dieſer Stellung verharrend, über all die Fragen die unterthänigſte Auskunft, welche der Hochmächtige an ihn zu richten ſo gnädig iſt, jedoch Alles ſo leiſe, daß kein ſterbliches Ohr davon ein Sylbchen zu erfaſſen im Stande iſt. In gleicher Weiſe und in allerdemuthvollſter Ergebung em-

pfängt er seiner Excellenz Befehle und berührt dann mit seiner Stirne fast den Fußboden, um sich unterwürfigst zurückzuziehen — als Schlag auf Schlag nacheinander zwei Schüsse die Luft erschüttern.

Entsetzt fährt der Pascha zusammen und greift nach seinem Fehs. Dann springt er empor und wankt einige Schritte vom Baum.

Ein Schrei des Schreckens entfährt allen Anwesenden. Alles drängt sich um ihn, Jedermann will ihn sehen, man hält ihn für todt. In manchen Zügen ist das furchtbarste Entsetzen, in manchen aber auch der schlecht verhohlene Ausdruck eines Jubels zu lesen, der es nur noch nicht wagt, laut zu werden ... Da sprengen die Momken herbei, treiben mit ihren langen Peitschen die zudringliche Menge auseinander und im nächsten Augenblicke ist der Pascha wieder hoch zu Roß zu schauen, mit furchtbar blitzendem Auge, wenn auch noch einmal so blaß und zusammengebrochen. Er wollte zeigen, daß er lebe. Eine der Kugeln hat ihm die seidene Quaste vom Fehs gerissen, die andere ist in den Baum gefahren.

Neuer Lärm hinter der Mehana!

Wieder fällt ein Schuß! ... Ein Einzelner, in einer Hand zwei Piſtolen, in der andern den blanken Handjar, hält einen Haufen Bosniaken von ſich ab, die ihn ergreifen wollen ... Es iſt derſelbe junge Mann, den wir in der Mehana ſeine Piſtolen unterſuchen ſahen.

Da der Paſcha ſeiner anſichtig wird, reißt er wie toll an den Zügeln ſeines Roſſes. Dieſes bäumt ſich, daß er ſich nur mit Mühe darauf erhalten kann, ſetzt dann um, und mit dem Rufe von zitterndem Munde: „Ergreift ihn und an einen Baum mit ihm!“ ſprengt er in geſtrecktem Galopp davon.

Eine Handvoll Momken macht Kehrtum, um den Bosniaken zu Hülfe zu eilen, die nach dem verwegenen Schützen fahnden. Allein dieſer iſt indeß verſchwunden.

„Wohin iſt der Giaur?“

„In den Wald! ... Ins Dorf! ... Hier hinaus, ... da hinaus iſt er entkommen!“ rufen hundert Stimmen durcheinander.

Wir ſelbſt, in der peinlichſten Lage, wollten ſchon, daß wir, ſei es wo hinaus immer

entkommen wären. Da fühlen wir uns an der Hand gefaßt ...

Wer iſt's?

Der jüngere unſerer beiden Führer von geſtern.

„Das war der Paſcha von B...", raunt er uns ins Ohr, „und das war — Berko Stankitſch!"

XI.

Türkiſche Wirthſchaft. — Nizamis als Waſchweiber. — Eine türkiſche Feſtungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojaniſches Pferd. — Türkiſches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkiſche Heerweſen.

Unſere Expedition tiefer nach dem Innern des Landes auszudehnen, lag für diesmal ſchon von vornherein außerhalb unſers Wanderplanes. Die Richtſchnur, der wir uns vorgenommen haben zu folgen, ſind die Save und die Donau, die beiden Ströme, welche chriſtliche und osmaniſche Welt von einander ſcheiden und es bedurfte nicht erſt der warnenden Andeutungen unſers politiſirenden Mehandſchi, noch weniger aber der abenteuerlichen Scene verſuchter Blutrache, deren wir zufällige Zeugen waren, um uns zu beſtimmen,

von unſerm urſprünglichen Plane durch allzu weit ableitende Seitenſtreifzüge uns nicht abbringen zu laſſen.

Brechen wir daher auf und trachten wir vorerſt die Save zu gewinnen. Als Zielpunkt unſerer Wanderung erſehen wir uns Berbir, einen Punkt, der uns einen doppelten Vortheil bietet; einmal eine geſicherte Ausgangsſtelle für eine bequeme Weiterfahrt auf der Save, dann den Einblick in das Innere einer kleinen türkiſchen Feſtung.

Der Tag iſt nicht zu heiß, der Himmel dabei doch tiefblau und wolkenlos; die Gegend, durch die uns der Weg führt, ein abwechſelndes Panorama von Oede, dunkelgrünem Waldgebirge, friſchgrünen Maisfeldern, hoch- und buntwogenden Grasflächen, im Sonnenſcheine blitzenden Wäſſern und zerſtreuten Gehöften. Wir ſchreiten entſchloſſen darauf los, bergauf, bergab, thalaus, thalein, und da die Sonne noch hoch im Nachmittag ſteht, ſehen wir ſchon in nicht weiter Ferne die weißen Dächer einiger Minarete im Sonnenſchein glimmen — und nähern uns Berbir.

Das Aussehen dieser Veste ist, wie das der meisten türkischen Festungen, ein sehr ödes, verfallenes. Von fern nimmt sie sich nicht viel besser als eine Ruine aus.

Es ist das mit eine Folge der Fahrlässigkeit, mit welcher das ganze osmanische Verwaltungswesen von dessen obersten Spitzen bis zu den untersten Gliedern herab betrieben wird, daß man vielleicht von keinem einzigen der festen Punkte des Reiches behaupten kann, er befinde sich in befriedigendem Zustande. Die Werke sind meist ausgedehnt, oft von kolossalem Umfange und mit ungeheuerm Kostenaufwande ausgeführt. Es scheint aber, als ob die türkischen Regierungen von jeher Alles gethan zu haben glaubten, wenn sie eben irgend einen Punkt von französischen oder englischen Ingenieuren mit Wällen und Gräben umgeben ließen und dafür ein paar Millionen Piaster auszahlten. Von der Nothwendigkeit, dergleichen Werke auch zu erhalten und vor Ruin zu bewahren, scheinen sie nie einen Begriff gehabt zu haben, oder es ging damit, wie mit so vielem Andern. An Befehlen, die Festungen in guten Stand zu erhalten, hat es vom Divan her

nicht gefehlt, die Summen dafür wurden in den Kanzleien des Großveziers angewieſen, in jenen des Finanzminiſters ausgezahlt; die Befehle aber, ehe ſie bis zu den vollziehenden Organen herabgelangten, waren vergeſſen und die Gelder auf ihrem Wege bis hinab zu einer ſo unbedeutenden Handvoll Dukaten eingeſchrumpft, daß dieſe eben nur ausreichte, dem letzten Beamten, in deſſen Hände ſie gelangte, Augen und Mund, keineswegs aber die Lücken in den Schanzmauern zu verſchließen. Auf dem Papier ſtand nun allerdings die Feſtung als eine im beſten Stand erhaltene — in Wirklichkeit war ſie eine halbe Ruine.

Unſtreitig iſt der Verfall der osmaniſchen Macht zum großen Theil auch in dieſem, mit ſyſtematiſcher Conſequenz betriebenen Defraudationsweſen begründet. Defraudation erhöht die Ausgaben des Staates, Defraudation verkürzt die Einkünfte. Derſelbe Paſcha, der von 10,000 Dukaten, die ihm zur Erhaltung der Feſtungswerke in ſeinem Paſchalik überwieſen ſind, 5000 in ſeinen Säckel ſchiebt und 5000 ſeinen Beamten überläßt, um ſich darein weiter zu theilen, der-

ſelbe liefert von 50,000 Dukaten Steuern, welche er einzuheben hat und mit welchen der Divan in Konſtantinopel auf ihn rechnet, keinen Para mehr als 5000 ab! Wir haben Beweiſe davon in ganz neueſter Zeit gehabt!

Wenn dann ein dies irae kommt und der nordiſche Zar ein wenig ſeine Mähnen ſchüttelt, dann findet es ſich, daß die ſchönen Friedensjahre in ſüßem Nichtsthun und in ſchmählicher Unterſchleifspraxis dahingegangen, daß die Schanzen überall verfallen, die Kanonen vergrünſpant, die Munitionen von Roſt aufgezehrt ſind; keine Barrière will halten, keine Pforte will ſchließen, man hat keine Laffetten, keine Karren, keine Ladeſtangen, zu den Gewehrkolben fehlen die Röhre, zu den Röhren die Schlöſſer, zu den Schlöſſern die Hämmer; kein Paar Schuhe iſt vorhanden, um den erſten Redif, den man von ſeiner Feldarbeit einberufen, damit zu bekleiden; kein Mantel, um den erſten Vorpoſten darein zu hüllen; und die Namik-Paſchas haben gut nach Paris und London reiſen, um das gelobte Land bei Herrn von Rothſchild zu verpfänden und dafür Geld zu Ziegeln zu holen, um nur in Eile diejenigen

Feſtungen in halbwegs vertheidigbaren Zuſtand zu verſetzen, gegen welche die Pulks des nordiſchen Zaren zunächſt im Anrücken begriffen ſind. Die Dardanellen werden nun geflickt, Varna, Schumla, Siliſtria und Widdin ſind ſo glücklich, ausgebeſſert zu werden; die Veſten aber hier im Weſten dürfen in unbeachteter Vergeſſenheit, in ſich verſunkenen Einſiedlern gleich, weiter verfallen und weiter verwahrloſen, bis ſie vielleicht eines ſchönen Regentages völlig einknicken und Alles verdeckendes Gras über ihnen wuchert.

So arg indeſſen iſt es mit Berbir noch nicht beſtellt. Noch einige Hundert Schritte längs des Ufers zurückgelegt, und wir ſtoßen auf den erſten Beweis, daß es ſich wenigſtens einigermaßen noch als Feſtung und ſeiner einſtigen Bedeutung im Kampfe der großen Khalifen gegen die chriſtliche Welt bewußt iſt — auf eine Handvoll türkiſcher Soldaten.

Das Geſchäft jedoch, welchem wir dieſe kriegeriſchen Kinder des Propheten eben obliegen finden, iſt ein nichts weniger als kriegeriſches und würde ſich unbedingt in den Händen eines Haufens rüſtiger Mägde viel beſſer ausnehmen,

als in den ihrigen. Sie waſchen nämlich ihre Wäſche.

Uns iſt über das Monturdepartement Sr. Majeſtät des Sultans nichts bekannt. So viel aber iſt gewiß, daß wir, wenn wir in Höchſtdeſſen Verwaltungsrathe ein Wort mitzureden hätten, augenblicklich darauf antragen würden, von Stund' an Alles, was bisher für Sr. Majeſtät Krieger aus Linnen verfertigt wurde, aus dem haltbarſten Eiſendraht anzufertigen. Denn bei einem Tractament, wie dieſe Leute ihre „ſchwarze Wäſche" weiß zu dreſchen bemüht ſind, dürfte kaum dieſem Material eine längere Capitulation als ein Jahr zuzumuthen ſein. Daß man ſich zur Reinigung der Wäſche ſtatt der Hände eigener Hölzer bedient, mit denen man ſie ſo lange durchwalkt, bis ſie ſauber geworden, das kommt oft vor. Wäſche aber mit Pflaſterſteinen von der Größe eines Vierundzwanzigpfünders förmlich ſteinigen, das begegnet uns hier zum erſten mal. Daß dieſe Pflaſterſteine manch' derbes Loch in die Staatskaſſe ſchlagen müſſen und daß es nicht Ramik-Paſchas genug geben kann, dieſe Löcher wieder zu verſtopfen, das iſt uns

un nach dieſem kleinen Spiegelbilde der ganzen roßen Wirthſchaft vollkommen klar. Zudem hat ie ganze Manipulation, wie die braunen Ge- alten, die Beine bis über's Knie und die Arme is an die Schultern entblößt, im Waſſer hocken nd wirr durcheinander lärmend darauf losklap- ern, herumplätſchern und herumſpritzen, Einer en Andern ſpaßeshalber kopfüber ins Waſſer egeln, ſo viel Hirnzerſchmetterndes, daß wir urchaus keine Luſt verſpüren, uns mit ſtaats- konomiſchen Betrachtungen länger bei ihr auf- uhalten, als nöthig iſt, um vorüberzukommen.

Bald haben wir den Lärm hinter uns und breiten zwiſchen den wenigen Hütten, die den Ort Berbir, zum Unterſchiede von der Feſtung Berbir, ausmachen, auf die letztere zu.

An der, nebenbei geſagt, in unglaublich ver- wahrloſtem Zuſtande ſich befindenden Brücke reffen wir auf den erſten Wachtpoſten.

Die europäiſchen — und dieſen Unterſchied muß man ein- für allemal aufſtellen, wenn man ich auf islamitiſchem Boden befindet — die euro- päiſchen Wachtpoſten ſind in der Regel auch keine Salons. Ihr Tabacksqualm iſt ſprüchwörtlich

Neuer Lärm hinter der Mehana!

Wieder fällt ein Schuß! ... Ein Einzelner, in einer Hand zwei Piſtolen, in der andern den blanken Handjar, hält einen Haufen Bosniaken von ſich ab, die ihn ergreifen wollen ... Es iſt derſelbe junge Mann, den wir in der Mehana ſeine Piſtolen unterſuchen ſahen.

Da der Paſcha ſeiner anſichtig wird, reißt er wie toll an den Zügeln ſeines Roſſes. Dieſes bäumt ſich, daß er ſich nur mit Mühe darauf erhalten kann, ſetzt dann um, und mit dem Rufe von zitterndem Munde: „Ergreift ihn und an einen Baum mit ihm!“ ſprengt er in geſtrecktem Galopp davon.

Eine Handvoll Momken macht Kehrtum, um den Bosniaken zu Hülfe zu eilen, die nach dem verwegenen Schützen fahnden. Allein dieſer iſt indeß verſchwunden.

„Wohin iſt der Giaur?“

„In den Wald! ... Ins Dorf! ... Hin hinaus, ... da hinaus iſt er entkommen!“ rufen hundert Stimmen durcheinander.

Wir ſelbſt, in der peinlichſten Lage, wollten ſchon, daß wir, ſei es wo hinaus immer

entkommen wären. Da fühlen wir uns an der Hand gefaßt ...

Wer iſt's?

Der jüngere unſerer beiden Führer von geſtern.

„Das war der Paſcha von B...", raunt er uns ins Ohr, „und das war — Berko Stankitſch!"

XI.

Türkiſche Wirthſchaft. — Nizamis als Waſchweiber. — Eine türkiſche Feſtungswache. — Betrachtungen über knappe Jacken. — Auch ein Renegat. — Das Renegatenthum, ein trojaniſches Pferd. — Türkiſches Exercitium. — Das Renegatenthum und das türkiſche Heerweſen.

Unſere Expedition tiefer nach dem Innern des Landes auszudehnen, lag für diesmal ſchon von vornherein außerhalb unſers Wanderplanes. Die Richtſchnur, der wir uns vorgenommen haben zu folgen, ſind die Save und die Donau, die beiden Ströme, welche chriſtliche und osmaniſche Welt von einander ſcheiden und es bedurfte nicht erſt der warnenden Andeutungen unſers politiſirenden Mehandſchi, noch weniger aber der abenteuerlichen Scene verſuchter Blutrache, deren wir zufällige Zeugen waren, um uns zu beſtimmen,

on unſerm urſprünglichen Plane durch allzu eit ableitende Seitenſtreifzüge uns nicht ab- ringen zu laſſen.

Brechen wir daher auf und trachten wir orerſt die Save zu gewinnen. Als Zielpunkt nſerer Wanderung erſehen wir uns Berbir, einen unkt, der uns einen doppelten Vortheil bietet; nmal eine geſicherte Ausgangsſtelle für eine equeme Weiterfahrt auf der Save, dann den inblick in das Innere einer kleinen türkiſchen eſtung.

Der Tag iſt nicht zu heiß, der Himmel dabei och tiefblau und wolkenlos; die Gegend, durch ie uns der Weg führt, ein abwechſelndes Pano- ama von Oede, dunkelgrünem Waldgebirge, tſchgrünen Maisfeldern, hoch- und buntwogen- en Grasflächen, im Sonnenſcheine blitzenden Bäſſern und zerſtreuten Gehöften. Wir ſchreiten ntſchloſſen darauf los, bergauf, bergab, thalaus, halein, und da die Sonne noch hoch im Nach- nittag ſteht, ſehen wir ſchon in nicht weiter Ferne die weißen Dächer einiger Minarete im Sonnenſchein glimmen — und nähern uns Berbir.

Das Aussehen dieser Veste ist, wie
meisten türkischen Festungen, ein sehr öde
fallenes. Von fern nimmt sie sich n
besser als eine Ruine aus.

Es ist das mit eine Folge der Fahrl
mit welcher das ganze osmanische Verwa
wesen von dessen obersten Spitzen bis
untersten Gliedern herab betrieben wird, d
vielleicht von keinem einzigen der festen
des Reiches behaupten kann, er befinde
befriedigendem Zustande. Die Werke sin
ausgedehnt, oft von kolossalem Umfan
mit ungeheuerm Kostenaufwande ausgefüh
scheint aber, als ob die türkischen Regi
von jeher Alles gethan zu haben glaubten
sie eben irgend einen Punkt von französisch
englischen Ingenieuren mit Wällen und
umgeben ließen und dafür ein paar M
Piaster auszahlten. Von der Nothwen
dergleichen Werke auch zu erhalten und vo
zu bewahren, scheinen sie nie einen Begriff
zu haben, oder es ging damit, wie mit so
Andern. An Befehlen, die Festungen in
Stand zu erhalten, hat es vom Divan

nicht gefehlt, die Summen dafür wurden in den Kanzleien des Großveziers angewiesen, in jenen des Finanzministers ausgezahlt; die Befehle aber, ehe sie bis zu den vollziehenden Organen herabgelangten, waren vergessen und die Gelder auf ihrem Wege bis hinab zu einer so unbedeutenden Handvoll Dukaten eingeschrumpft, daß diese eben nur ausreichte, dem letzten Beamten, in dessen Hände sie gelangte, Augen und Mund, keineswegs aber die Lücken in den Schanzmauern zu verschließen. Auf dem Papier stand nun allerdings die Festung als eine im besten Stand erhaltene — in Wirklichkeit war sie eine halbe Ruine.

Unstreitig ist der Verfall der osmanischen Macht zum großen Theil auch in diesem, mit systematischer Consequenz betriebenen Defraudationswesen begründet. Defraudation erhöht die Ausgaben des Staates, Defraudation verkürzt die Einkünfte. Derselbe Pascha, der von 10,000 Dukaten, die ihm zur Erhaltung der Festungswerke in seinem Paschalik überwiesen sind, 5000 in seinen Säckel schiebt und 5000 seinen Beamten überläßt, um sich darein weiter zu theilen, der-

ſelbe liefert von 50,000 Dukaten Steuern, welche er einzuheben hat und mit welchen der Divan in Konſtantinopel auf ihn rechnet, keinen Para mehr als 5000 ab! Wir haben Beweiſe davon in ganz neueſter Zeit gehabt!

Wenn dann ein dies irae kommt und der nordiſche Zar ein wenig ſeine Mähnen ſchüttelt, dann findet es ſich, daß die ſchönen Friedensjahre in ſüßem Nichtsthun und in ſchmählicher Unterſchleifspraxis dahingegangen, daß die Schanzen überall verfallen, die Kanonen vergrünſpant, die Munitionen von Roſt aufgezehrt ſind; keine Barrière will halten, keine Pforte will ſchließen, man hat keine Laffetten, keine Karren, keine Ladeſtangen, zu den Gewehrkolben fehlen die Röhre, zu den Röhren die Schlöſſer, zu den Schlöſſern die Hämmer; kein Paar Schuhe iſt vorhanden, um den erſten Redif, den man von ſeiner Feldarbeit einberufen, damit zu bekleiden; kein Mantel, um den erſten Vorpoſten darein zu hüllen; und die Namik-Paſchas haben gut nach Paris und London reiſen, um das gelobte Land bei Herrn von Rothſchild zu verpfänden und dafür Geld zu Ziegeln zu holen, um nur in Eile diejenigen

Feſtungen in halbwegs vertheidigbaren Zuſtand zu verſetzen, gegen welche die Pulks des nordiſchen Zaren zunächſt im Anrücken begriffen ſind. Die Dardanellen werden nun geflickt, Varna, Schumla, Siliſtria und Widdin ſind ſo glücklich, ausgebeſſert zu werden; die Veſten aber hier im Weſten dürfen in unbeachteter Vergeſſenheit, in ſich verſunkenen Einſiedlern gleich, weiter verfallen und weiter verwahrloſen, bis ſie vielleicht eines ſchönen Regentages völlig einknicken und Alles verdeckendes Gras über ihnen wuchert.

So arg indeſſen iſt es mit Berbir noch nicht beſtellt. Noch einige Hundert Schritte längs des Ufers zurückgelegt, und wir ſtoßen auf den erſten Beweis, daß es ſich wenigſtens einigermaßen noch als Feſtung und ſeiner einſtigen Bedeutung im Kampfe der großen Khalifen gegen die chriſtliche Welt bewußt iſt — auf eine Handvoll türkiſcher Soldaten.

Das Geſchäft jedoch, welchem wir dieſe kriegeriſchen Kinder des Propheten eben obliegen finden, iſt ein nichts weniger als kriegeriſches und würde ſich unbedingt in den Händen eines Haufens rüſtiger Mägde viel beſſer ausnehmen,

als in den ihrigen. Sie waſchen nämlich ihre Wäſche.

Uns iſt über das Monturdepartement Sr. Majeſtät des Sultans nichts bekannt. So viel aber iſt gewiß, daß wir, wenn wir in Höchſtdeſſen Verwaltungsrathe ein Wort mitzureden hätten, augenblicklich darauf antragen würden, von Stund' an Alles, was bisher für Sr. Majeſtät Krieger aus Linnen verfertigt wurde, aus dem haltbarſten Eiſendraht anzufertigen. Denn bei einem Tractament, wie dieſe Leute ihre „ſchwarze Wäſche" weiß zu dreſchen bemüht ſind, dürfte kaum dieſem Material eine längere Capitulation als ein Jahr zuzumuthen ſein. Daß man ſich zur Reinigung der Wäſche ſtatt der Hände eigener Hölzer bedient, mit denen man ſie ſo lange durchwalkt, bis ſie ſauber geworden, das kommt oft vor. Wäſche aber mit Pflaſterſteinen von der Größe eines Vierundzwanzigpfünders förmlich ſteinigen, das begegnet uns hier zum erſten mal. Daß dieſe Pflaſterſteine manch' derbes Loch in die Staatskaſſe ſchlagen müſſen und daß es nicht Namik-Paſchas genug geben kann, dieſe Löcher wieder zu verſtopfen, das iſt uns

un nach dieſem kleinen Spiegelbilde der ganzen roßen Wirthſchaft vollkommen klar. Zudem hat ie ganze Manipulation, wie die braunen Ge- alten, die Beine bis über's Knie und die Arme is an die Schultern entblößt, im Waſſer hocken nd wirr durcheinander lärmend darauf losklap- ern, herumplätſchern und herumſpritzen, Einer en Andern ſpaßeshalber kopfüber ins Waſſer egeln, ſo viel Hirnzerſchmetterndes, daß wir urchaus keine Luſt verſpüren, uns mit ſtaats- konomiſchen Betrachtungen länger bei ihr auf- uhalten, als nöthig iſt, um vorüberzukommen.

Bald haben wir den Lärm hinter uns und breiten zwiſchen den wenigen Hütten, die den rt Berbir, zum Unterſchiede von der Feſtung erbir, ausmachen, auf die letztere zu.

An der, nebenbei geſagt, in unglaublich ver- ahrloſtem Zuſtande ſich befindenden Brücke effen wir auf den erſten Wachtpoſten.

Die europäiſchen — und dieſen Unterſchied uß man ein- für allemal aufſtellen, wenn man ich auf islamitiſchem Boden befindet — die euro- äiſchen Wachtpoſten ſind in der Regel auch keine Salons. Ihr Tabacksqualm iſt ſprüchwörtlich

und niederländiſche Reinlichkeit in ihnen ſtudiren zu wollen, wird uns nirgend einfallen. Gegen die Oertlichkeit aber, an deren Eingang wir jetzt ſtehen, ſind ſie durchwegs und ohne Widerrede wahre Putzſtuben. Alles, was man weiß, roth oder grün nennt; ja, was überhaupt einer Farbe ähnlich ſieht, hat hier ein Ende. Da gibt es nur — und es ſei dies Wort keineswegs ausgeſprochen, um irgend welchen Sympathien Abbruch zu thun, ſondern lediglich um die Sache mit dem einzig möglichen Namen zu nennen, — Schmuz, Verräucherung und anwidernde, ſeit Jahrzehnden eingeniſtete Verwahrloſung.

Der Mann, der eben den Poſten inne hat, ſitzt ruhig und unbekümmert auf einem am Boden liegenden Balken, das gelbbraune, gedankenlos dareinſchauende Angeſicht in beide Hände geſtützt; die, mindeſtens ſeit Monaten nicht gefegte Feuerwaffe ſtatt in den Armen, nachläſſig in den Schoos hingeſtreckt, wie man etwa den Tſchibuk hält, wenn man aufgehört hat zu rauchen. Die Andern lagern rings um das Wachthaus, theils in der Sonne, theils im Schatten; die Einen der Jacke, die Andern des

Halstuches, die Dritten ſogar der ohnehin nicht zum beſten beſtellten Fußbekleidung ledig. Die ſchwarzen Riemenſtücke ſchlottern zum Theil haltlos um die trägen Leiber oder ſind der Bequemlichkeit halber abgelegt und liegen entweder neben ihren Beſitzern im Graſe oder hängen quer über der Wachtſtubenthür.

Mit allen Dieſem ſtimmt, wie das kaum anders ſein kann, das geſammte Aeußere der Leute auch im Einzelnen überein. Die abgenutzten Monturſtücke im alltäglichen Dienſte verbrauchen zu laſſen, iſt eine ziemlich allgemeine militärökonomiſche Regel. In ſo ſchlechtem Aufzug aber, wie wir hier die Wache bezogen zu ſehen, dürfte außerhalb des türkiſchen Gebietes in der Welt der Armeen nicht leicht wieder vorkommen.

Hat die moderne Adjuſtirung der Nizamis ſchon an ſich, wie zweckmäßig ſie auch von Einigen befunden werden mag und vielleicht auch in vereinzelter Beziehung iſt, nicht viel Kleidſames; ſehen die braunen, morgenländiſchen Phyſiognomien der türkiſchen Soldaten und die blaue Jacke, das unförmliche Leinenbeinkleid, das ſchlechte Schuhwerk an den oft nackten Füßen, dazu die

ungeheure Patrontaſche wie Dinge aus, die ſo wenig zuſammengehören, wie ein Gallafrack und ein übrigens nackter Negerleib, ſo läßt die nachläſſige Haltung, die Zerfahrenheit in den einzelnen Geſtalten und der völlige Mangel an Nettigkeit im Einzelnen wie im Ganzen das Nichtzuſammenpaſſende nur noch augenſcheinlicher hervortreten. So ein türkiſcher Soldat mag ſich wenden wie er will, man ſieht ihm an, daß er in dieſer bis hinauf zugeknöpften Jacke, in dieſen engen Aermeln, in dieſer Cravate nicht zu Hauſe iſt. Von Kindheit auf an weite, faltige Gewänder gewöhnt, iſt ihm Alles das zu enge; er mag gehen oder ſtehen, es hemmt und zwängt ihn an allen Seiten und macht ihn unbeholfen. Von der Behendigkeit und elaſtiſchen Gelenkigkeit des Janitſcharen, von der Schnelligkeit der Spahis iſt da keine Spur zu entdecken. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Leute, wenn es einmal zum Handgemenge kommt — und das iſt eigentlich das Element des türkiſchen Kriegers — ſich es erſt bequem machen müſſen, ehe ſie recht daran gehen und hauen können. Dieſes Bedürfniß aber mag es auch ſein, was ſie, ein Gleiches zu

thun, ſchon bei der alltäglichen Dienſtleiſtung drängt.

Nicht viel beſſer als draußen finden wir es in der Wachtſtube ſelbſt ausſehen, einem dunkeln, ungedielten Raume, in welchem ſich's einige Geſtalten, an ihrem etwas beſſern Aeußern leicht als Offiziere zu erkennen, auf dem Boden bequem gemacht haben. Sie tragen, vier bis fünf an der Zahl, ſämmtlich Vollbärte, dunkelblaue, einreihige Waffenröcke mit auffallend kurzen Taillen, bei denen wir nur nicht abzuſehen vermögen, wozu ſie unter dieſem Himmelsſtriche mit ſo übermäßig viel Watte ausgeſtopft ſind, krumme Säbel von ungleichen Formen und an den verſchiedenſten Kuppeln, der eine an einer rothen, der andere an einer ſchwarzen, der dritte an einer goldgeſtickten, der vierte an einer um den Leib geſchlungenen Meſſingkette.

Wahrſcheinlich iſt nur Einer unter ihnen der Dienſthabende und die Uebrigen leiſten ihm (wie dies auch anderwärts Sitte iſt) Geſellſchaft und helfen ihm die Zeit tödten. Dies zu bewerkſtelligen dient denn der unausweichliche ſchwarze Kaffee, der Tſchibuk und der Würfel. Man liegt

Von dem Umſtande, daß unter den türkiſchen Beamten und Offizieren kaum der Hundertſte ſich auf irgend eine andere als ſeine Mutterſprache verſteht, geſchweige denn eine andere leſen kann, iſt ſo vielfacher Anlaß zu Betrug und Misbrauch genommen worden, daß den guten Leuten einiges Mistrauen nicht zu verargen iſt. Alle möglichen Papiere ſind als Päſſe und Certificate vorgezeigt und von den harmloſen Türken für gut befunden worden. Alles mögliche Vagabundenvolk hat es ſich herausgenommen, ihnen eine Naſe zu drehen und ſich unter dem Schein beſter Ordnung bei ihnen eingeſchlichen. Quittungen, Ablieferungsſcheine, verjährte Pfandzettel, ja ſogar Speiſezettel ſind als Päſſe producirt und ohne den mindeſten Anſtand reſpectirt worden. Seit ſie dahinter gekommen, ſind ſie um ſo ſchwieriger. Ob ihnen aber ihre Vorſicht etwas nütze, muß bei dem Umſtande, daß es mit dem Leſen und Verſtehen fremder Sprachen doch noch beim Alten geblieben, dahingeſtellt bleiben.

Unſere Papiere indeß werden, nachdem ſie die Runde durch Aller Hände gemacht, in beſter Ordnung befunden und mit der trocke-

nen Weiſung „Slobodno!“ uns wieder zurückgeſtellt.

Die Offiziere ziehen ſich darauf in ihre ſchmuzige Wachtſtube zurück, um Kaffee, Tſchibuk und Würfel wieder aufzunehmen und wir betreten die Feſtung.

Poſten, wie der bereits beſchriebene, treten uns an mehren Punkten entgegen, wenn eben auch nicht alle in ſitzender Stellung. Uebrigens herrſcht hier allenthalben eine Stille und Leere, als wäre Alles ausgeſtorben. Nur einzelne Geſtalten, die eine mit Waffen, die andere mit Säcken beladen, wandeln in gemächlicher Ruhe über den Meidan.

Gebäude von Bedeutung, die allenfalls einer nähern Beſichtigung werth wären, finden wir hier außer dem Wohnhauſe des Commandanten, einigen dürftigen Moſcheen und dem Hospitale nicht. Wohin das Auge fällt, begegnet es nichts, als altem, verfallenem, invalidem Mauerwerk, daran der verweſende Charakter des Ganzen in dicken Lagern Mooſes und verſchlungenen Ranken Kriechkrautes haftet, und unſere Runde durch das

eine abgeſchloſſene Bereich iſt ſomit ziemlich
alb durchgemacht.

Schon ſchicken wir uns an, um die ſo wenig
tereſſante Feſtung wieder zu verlaſſen und be-
ufs unſers weitern Fortkommens an das Ufer
er Save hinabzuſchauen — da tritt uns ein
izami entgegen und überreicht uns grüßend ein
tück Papier, darauf wir mit Bleiſtift Folgendes
ſchrieben finden:

„Wenn Sie ſich meiner noch entſinnen
können, ſo bitte ich Sie Berbir nicht zu
verlaſſen, ohne mich beſucht zu haben!

Dr. Eduard S...“

Eduard S...! Der Name eines Studien-
eundes, der uns in jenen ſchönen Tagen, da
ir noch in harmloſer Weltunbekümmertheit durch
ie Hörſäle Wiens wandelten, ſo nahe geſtan-
en — und hier in dieſem verfallenen tür-
iſchen Bollwerke, das die Menſchen zwei
Tagereiſen von hier vielleicht nicht einmal
dem Namen nach kennen — und wir ſollten,
ſo groß auch unſere Ueberraſchung iſt, den
Nizami nicht bitten, uns augenblicklich zu Dem

zu führen, der ihm dieſen Zettel an uns übergeben?

Raſch ſchreitet der Nizami voran; wir folgen ihm mit freudiger Aufregung. Einige ſchlechte Treppen hinan —, eine Thür geht auf und unſere Hände liegen in denen eines lieben, alten, längſt verloren geglaubten Freundes.

„Du hier in Berbir? Was Kukuk führt dich hierher?“

„Und du hier? Was Kukuk hält dich denn hier?“

„Sieh mich an und du haſt die Antwort! Ich ſtehe in türkiſchen Dienſten, heiße Chosrew-Bey ...“

„Renegat ...?“

„Nenn' es, wie du willſt! ... und bin Hekim-Baſchi in Sr. Majeſtät des Sultans ruhmwürdiger Armee!“

„Wir hielten dich für todt ...“

„Zeitungsente! Du ſiehſt ich lebe. Und nun laſſ' dich bei mir nieder, nimm ein Glas Wein, eine Cigarre und erzähle, — erzähle, alter Freund, wie es draußen in der Welt hergeht! Was macht Der und Jener? Leben die Leute noch?

ſt die Welt ausgeſtorben? Steht der Stephans-
urm noch auf ſeinem alten Platze? Iſt
aum's Kaffeehaus nicht eine Räuberhöhle
eworden? Hauſen im Prater nicht Wölfe und
ären?"

Wir geben unſerm Freunde die Verſicherung,
aß der Stephansthurm noch nicht eingeſtürzt,
nſer tägliches Rendezvous noch nicht zur Räuber-
öhle, der Prater noch nicht zur Wildniß gewor-
en ſei und laſſen nun ihn erzählen.

Die Schickſale unſeres Freundes ſind weniger
igenthümlich in ihrer Art, als das Spiegelbild
er Geſchicke von Hunderten, die von den Ereig-
iſſen mit ihm auf die gleiche Bahn gedrängt
orden und wir wollen deshalb gern einen
ugenblick bei ihnen verweilen.

Eduard iſt ein geborener fideler Wiener, hat
on Kindesbeinen an „alleweil luſtig" gelebt
nd während ſeiner akademiſchen Jahre, wir kön-
en darüber nicht hinweggehen, unbedingt mehr
eit der „gemüthlichen Geſellſchaft" und dem
edlen Spiel der fünf Bälle" zugewandt als den
ollegiis. Seine Tagesſtunden hatte er ſtets mit
nehmender Gewiſſenhaftigkeit zwiſchen Daum's

und niederländiſche Reinlichkeit in ihnen ſtudiren zu wollen, wird uns nirgend einfallen. Gegen die Oertlichkeit aber, an deren Eingang wir jetzt ſtehen, ſind ſie durchwegs und ohne Widerrede wahre Putzſtuben. Alles, was man weiß, roth oder grün nennt; ja, was überhaupt einer Farbe ähnlich ſieht, hat hier ein Ende. Da gibt es nur — und es ſei dies Wort keineswegs ausgeſprochen, um irgend welchen Sympathien Abbruch zu thun, ſondern lediglich um die Sache mit dem einzig möglichen Namen zu nennen, — Schmuz, Verräucherung und anwidernde, ſeit Jahrzehnden eingeniſtete Verwahrloſung.

Der Mann, der eben den Poſten inne hat, ſitzt ruhig und unbekümmert auf einem am Boden liegenden Balken, das gelbbraune, gedankenlos dareinſchauende Angeſicht in beide Hände geſtützt; die, mindeſtens ſeit Monaten nicht gefegte Feuerwaffe ſtatt in den Armen, nachläſſig in den Schoos hingeſtreckt, wie man etwa den Tſchibuk hält, wenn man aufgehört hat zu rauchen. Die Andern lagern rings um das Wachthaus, theils in der Sonne, theils im Schatten; die Einen der Jacke, die Andern der

Halstuches, die Dritten ſogar der ohnehin nicht zum beſten beſtellten Fußbekleidung ledig. Die ſchwarzen Riemenſtücke ſchlottern zum Theil haltlos um die trägen Leiber oder ſind der Bequemlichkeit halber abgelegt und liegen entweder neben ihren Beſitzern im Graſe oder hängen quer über der Wachtſtubenthür.

Mit allen Dieſem ſtimmt, wie das kaum anders ſein kann, das geſammte Aeußere der Leute auch im Einzelnen überein. Die abgenutzten Monturſtücke im alltäglichen Dienſte verbrauchen zu laſſen, iſt eine ziemlich allgemeine militärökonomiſche Regel. In ſo ſchlechtem Aufzug aber, wie wir hier die Wache bezogen zu ſehen, dürfte außerhalb des türkiſchen Gebietes in der Welt der Armeen nicht leicht wieder vorkommen.

Hat die moderne Adjuſtirung der Nizamis ſchon an ſich, wie zweckmäßig ſie auch von Einigen befunden werden mag und vielleicht auch in vereinzelter Beziehung iſt, nicht viel Kleidſames; ſehen die braunen, morgenländiſchen Phyſiognomien der türkiſchen Soldaten und die blaue Jacke, das unförmliche Leinenbeinkleid, das ſchlechte Schuhwerk an den oft nackten Füßen, dazu die

ungeheure Patrontaſche wie Dinge aus, die ſo wenig zuſammengehören, wie ein Gallafrack und ein übrigens nackter Negerleib, ſo läßt die nachläſſige Haltung, die Zerfahrenheit in den einzelnen Geſtalten und der völlige Mangel an Nettigkeit im Einzelnen wie im Ganzen das Nichtzuſammenpaſſende nur noch augenſcheinlicher hervortreten. So ein türkiſcher Soldat mag ſich wenden wie er will, man ſieht ihm an, daß er in dieſer bis hinauf zugeknöpften Jacke, in dieſen engen Aermeln, in dieſer Cravate nicht zu Hauſe iſt. Von Kindheit auf an weite, faltige Gewänder gewöhnt, iſt ihm Alles das zu enge; er mag gehen oder ſtehen, es hemmt und zwängt ihn an allen Seiten und macht ihn unbeholfen. Von der Behendigkeit und elaſtiſchen Gelenkigkeit des Janitſcharen, von der Schnelligkeit der Spahis iſt da keine Spur zu entdecken. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Leute, wenn es einmal zum Handgemenge kommt — und das iſt eigentlich das Element des türkiſchen Kriegers — ſich es erſt bequem machen müſſen, ehe ſie recht daran gehen und hauen können. Dieſes Bedürfniß aber mag es auch ſein, was ſie, ein Gleiches zu

thun, ſchon bei der alltäglichen Dienſtleiſtung drängt.

Nicht viel beſſer als draußen finden wir es in der Wachtſtube ſelbſt ausſehen, einem dunkeln, ungedielten Raume, in welchem ſich's einige Geſtalten, an ihrem etwas beſſern Aeußern leicht als Offiziere zu erkennen, auf dem Boden bequem gemacht haben. Sie tragen, vier bis fünf an der Zahl, ſämmtlich Vollbärte, dunkelblaue, einreihige Waffenröcke mit auffallend kurzen Taillen, bei denen wir nur nicht abzuſehen vermögen, wozu ſie unter dieſem Himmelsſtriche mit ſo übermäßig viel Watte ausgeſtopft ſind, krumme Säbel von ungleichen Formen und an den verſchiedenſten Kuppeln, der eine an einer rothen, der andere an einer ſchwarzen, der dritte an einer goldgeſtickten, der vierte an einer um den Leib geſchlungenen Meſſingkette.

Wahrſcheinlich iſt nur Einer unter ihnen der Dienſthabende und die Uebrigen leiſten ihm (wie dies auch anderwärts Sitte iſt) Geſellſchaft und helfen ihm die Zeit tödten. Dies zu bewerkſtelligen dient denn der unausweichliche ſchwarze Kaffee, der Tſchibuk und der Würfel. Man liegt

oder ſitzt auf der nackten Erde, trinkt von der nackten Erde, würfelt auf der nackten Erde und ſcharrt auf der nackten Erde die verlorenen oder gewonnenen Paras her und hin.

Die Erſcheinung unſerer fremden Perſönlichkeiten bringt in das militäriſche Stillleben, das auf die beſchriebene Weiſe vielleicht ſchon ſtundenlang gewährt haben mag, einige Bewegung.

Der Mann auf dem Poſten erhebt ſich und nimmt ſein Gewehr auf die Schulter, die Offiziere treten hervor und Einer von ihnen, eine dicke, aufgedunſene Geſtalt, verlangt nach unſerm „Teſtir".

Wir produciren unſere Papiere.

Der Offizier, der ſich nun als Wachtcommandant darſtellt, beſichtigt die Documente mit ſo ernſter Miene, als verſuchte er wirklich darin zu leſen. Als glaubte er jedoch ſich auf ſeine Augen allein nicht verlaſſen zu dürfen, winkt er ſeine Rangesgenoſſen herbei, ſpricht mit ihnen Einiges leiſe und übergibt ihnen die Papiere zur weitern Durchforſchung.

Dieſe Scrupuloſität muß uns nicht befremden.

Von dem Umſtande, daß unter den türkiſchen Beamten und Offizieren kaum der Hundertſte ſich auf irgend eine andere als ſeine Mutterſprache verſteht, geſchweige denn eine andere leſen kann, iſt ſo vielfacher Anlaß zu Betrug und Misbrauch genommen worden, daß den guten Leuten einiges Mistrauen nicht zu verargen iſt. Alle möglichen Papiere ſind als Päſſe und Certificate vorgezeigt und von den harmloſen Türken für gut befunden worden. Alles mögliche Vagabundenvolk hat es ſich herausgenommen, ihnen eine Naſe zu drehen und ſich unter dem Schein beſter Ordnung bei ihnen eingeſchlichen. Quittungen, Ablieferungsſcheine, verjährte Pfandzettel, ja ſogar Speiſezettel ſind als Päſſe producirt und ohne den mindeſten Anſtand reſpectirt worden. Seit ſie dahinter gekommen, ſind ſie um ſo ſchwieriger. Ob ihnen aber ihre Vorſicht etwas nütze, muß bei dem Umſtande, daß es mit dem Leſen und Verſtehen fremder Sprachen doch noch beim Alten geblieben, dahingeſtellt bleiben.

Unſere Papiere indeß werden, nachdem ſie die Runde durch Aller Hände gemacht, in beſter Ordnung befunden und mit der trocke-

nen Weiſung „Slobodno!“ uns wieder zurückgeſtellt.

Die Offiziere ziehen ſich darauf in ihre ſchmuzige Wachtſtube zurück, um Kaffee, Tſchibuk und Würfel wieder aufzunehmen und wir betreten die Feſtung.

Poſten, wie der bereits beſchriebene, treten uns an mehren Punkten entgegen, wenn eben auch nicht alle in ſitzender Stellung. Uebrigens herrſcht hier allenthalben eine Stille und Leere, als wäre Alles ausgeſtorben. Nur einzelne Geſtalten, die eine mit Waffen, die andere mit Säcken beladen, wandeln in gemächlicher Ruhe über den Meidan.

Gebäude von Bedeutung, die allenfalls einer nähern Beſichtigung werth wären, finden wir hier außer dem Wohnhauſe des Commandanten, einigen dürftigen Moſcheen und dem Hospitale nicht. Wohin das Auge fällt, begegnet es nichts, als altem, verfallenem, invalidem Mauerwerk, daran der verweſende Charakter des Ganzen in dicken Lagern Mooſes und verſchlungenen Ranken Kriechkrautes haftet, und unſere Runde durch das

eine abgeſchloſſene Bereich iſt ſomit ziemlich
ald durchgemacht.

Schon ſchicken wir uns an, um die ſo wenig
tereſſante Feſtung wieder zu verlaſſen und be-
ufs unſers weitern Fortkommens an das Ufer
er Save hinabzuſchauen — da tritt uns ein
izami entgegen und überreicht uns grüßend ein
tück Papier, darauf wir mit Bleiſtift Folgendes
eſchrieben finden:

„Wenn Sie ſich meiner noch entſinnen
können, ſo bitte ich Sie Berbir nicht zu
verlaſſen, ohne mich beſucht zu haben!

Dr. Eduard S...“

Eduard S...! Der Name eines Studien-
reundes, der uns in jenen ſchönen Tagen, da
ir noch in harmloſer Weltunbekümmertheit durch
ie Hörſäle Wiens wandelten, ſo nahe geſtan-
n — und hier in dieſem verfallenen tür-
ſchen Bollwerke, das die Menſchen zwei
agereiſen von hier vielleicht nicht einmal
m Namen nach kennen — und wir ſollten,
groß auch unſere Ueberraſchung iſt, den
izami nicht bitten, uns augenblicklich zu Dem

folgen ihm mit freudiger Aufregung
schlechte Treppen hinan —, eine Thü
und unsere Hände liegen in denen ei
alten, längst verloren geglaubten Frei

„Du hier in Berbir? Was Kukuk
hierher?"

„Und du hier? Was Kukuk hält
hier?"

„Sieh mich an und du hast die
Ich stehe in türkischen Diensten, heiße
Bey ..."

„Renegat ...?"

„Nenn' es, wie du willst! ..
Hekim-Baschi in Sr. Majestät de
ruhmwürdiger Armee!"

„Wir hielten dich für todt ..."

„Zeitungsente! Du siehst ich lebe.

ist die Welt ausgestorben? Steht der Stephans-
thurm noch auf seinem alten Platze? Ist
Daum's Kaffeehaus nicht eine Räuberhöhle
geworden? Hausen im Prater nicht Wölfe und
Bären?"

Wir geben unserm Freunde die Versicherung,
daß der Stephansthurm noch nicht eingestürzt,
unser tägliches Rendezvous noch nicht zur Räuber-
höhle, der Prater noch nicht zur Wildniß gewor-
den sei und lassen nun ihn erzählen.

Die Schicksale unseres Freundes sind weniger
eigenthümlich in ihrer Art, als das Spiegelbild
der Geschicke von Hunderten, die von den Ereig-
nissen mit ihm auf die gleiche Bahn gedrängt
worden und wir wollen deshalb gern einen
Augenblick bei ihnen verweilen.

Eduard ist ein geborener fideler Wiener, hat
von Kindesbeinen an „alleweil lustig" gelebt
und während seiner akademischen Jahre, wir kön-
nen darüber nicht hinweggehen, unbedingt mehr
Zeit der „gemüthlichen Gesellschaft" und dem
edlen Spiel der fünf Bälle" zugewandt als den
Kollegiis. Seine Tagesstunden hatte er stets mit
zunehmender Gewissenhaftigkeit zwischen Daum's

Kaffeehaus, den Prater, die Reitbahn, Schönbrunn und die Hohe Warte getheilt. Daß er an irgend einem Abend, die Theaterferien ausgenommen, im Parquet des Burgtheaters oder der Oper vermißt worden, kann Niemand behaupten. Alles das hinderte ihn aber nicht, zur Anknüpfung eines zarten Verhältnisses mit einer jungen ungarischen Magnatin Zeit zu finden, ein Verhältniß, das um so erfreulicher gedieh, als der Gemahl dieser jungen Dame, von den Debatten der presburger Magnatentafel zu sehr in Anspruch genommen, über den Interessen seines Vaterlandes jene seines häuslichen Glückes fast ganz aus den Augen verlor. Zungen, die immer einigen pikanten Redestoff brauchen, behaupten sogar, der edle Magnat hätte sich einmal genöthigt gesehen, zum bösen Spiel heitere Miene zu machen und von der Magnatentafel aus Anlaß einer gänzlich unverhofften Vermehrung seines Familienstandes einen mehrwöchentlichen Urlaub beansprucht. Was uns anbelangt, so können wir dem zwar nicht widersprechen, wollen es aber auch nicht unbedingt unterschreiben. So viel jedoch wissen wir, daß, als zu jener Zeit, wo

ie Angelegenheiten in Ungarn plötzlich eine kri-
iſche Wendung nahmen, der edle Magnat, nach
Bresburg längſt wieder zurückgekehrt, ſeine junge
Gemahlin nach Ungarn berief, unſer Freund ihr
ald auf dem Fuße dahin nachfolgte, und daß
ir ihn ſeit jener Stunde nicht wiedergeſehen.
Die junge Magnatin galt allgemein für eine
glühende Anhängerin der Sache ihres Vater-
landes. Daß unſer Freund jemals eine ausge-
ſprochene politiſche Geſinnung manifeſtirt hätte,
wiſſen wir uns nicht zu erinnern. Die Liebe zu
einem Weibe aber iſt allmächtig, und ſo fand
denn auch unſer Freund alsbald, daß die un-
gariſche Sache und die der europäiſchen Erlöſung
ine und dieſelbe ſei, und ergriff, entflammt durch
ie Geliebte, ein Huſarenſchwert, um ſich in den
Kampf zu ſtürzen. Wie er uns verſichert, hat
r nicht unrühmlich gefochten. Wenn ein Avance-
ment bis zum Rittmeiſter, binnen wenigen Mo-
naten zurückgelegt, dafür ein Beweis iſt, ſo müſſen
ir es ihm glauben. Als die ungariſche Sache
uf dem Punkte ſtand, verloren zu ſein, befand
r ſich in der Umgebung Koſſuth's und betrat
mit ihm den türkiſchen Boden. Kiutahia ſchildert

unſer Freund als einen ſehr unangenehmen Aufenthalt. Im Grunde ſeines Herzens mehr Liebhaber einer ſchönen Ungarin als der ungariſchen Sache, trug er die Internirung ſowol als das tragikomiſche Hofſpiel des großen Exilirten mit gleichem Widerwillen, und fühlte ſich glücklich, als die Stunde der Erlöſung ſchlug und der amerikaniſche Dampfer ihn nach London bringen durfte. Den Gouverneur nach Amerika zu begleiten, fühlte er keinen Beruf in ſich. Er ſchrieb nach Ungarn und hoffte durch den Einfluß der Geliebten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oeſtreich zu erlangen. Er iſt feſt überzeugt, daß dieß keinem Anſtand unterlegen wäre, wenn der edle Magnat, vergangener Tage eingedenk, nicht Mittel gefunden hätte, es zu hintertreiben. Was blieb ihm nun übrig? Er faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehen, ſich ein Doctordiplom zu verſchaffen und ſich nach der Türkei zurückzubegeben. Mit einem Diplom der pariſer Univerſität ausgeſtattet, ward es ihm hier nicht ſchwer, als Hekim-Baſchi in die Armee einzutreten. In einem Augenblicke, wo es hieß, Oeſtreich werde auf die neuerliche Internirung aller Flüchtlinge dringen, nahm

r den Koran und zugleich den Namen Chosrem
n, welche edle Handlung ihm Se. Majeſtät der
Sultan durch die Beilegung des erhabenen Titels
ines Bey entgalt. Als ſolcher beherrſcht er nun
as leibliche Wohl eines Theil der in Bosnien
legenden Armee Sr. Majeſtät und wir finden
hn, auf einer Inſpectionsreiſe begriffen, in der
heiligen Veſte des Propheten, Berbir.

Im Ganzen ſcheint das Renegatenthum un-
ſerm Freunde nicht übel anzuſchlagen. Was das
türkiſche Leben an Annehmlichkeiten zu bieten ver-
mag, das ſteht ihm zu Gebote: Dukaten, Pferde,
Diener, ſchöne Teppiche, der beſte Taback, An-
ehen und Einfluß. Die Anfoderungen, die der
oderne Islam an ſeine Neophyten ſtellt, ſind
icht ſo ſtreng, daß er ſich nicht auch ſo viel von
en gewohnten europäiſchen Genüſſen beilegen
ürfte, als ihm beliebt und als er ſich eben zu
verſchaffen vermag. Omer Paſcha vor Allen
kommt das Verdienſt zu, den Uebertritt zum Is-
lam zu etwas Leichtem, das Renegatenthum zu
einer bequemen Art zu leben, umgeſtaltet zu
haben. Er ſelbſt hat ſich die geſelligen Freuden
des europäiſchen Luxus nie verſagt und allen

[illegible] Gesandten [illegible] die Ruhe gebrochen. [illegible] einem Zimmer [illegible] am Thor. [illegible] [illegible] Wache, in einem [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] erzählt. Selbst Schiiten sollen dort gesehen worden sein.

Wenn [illegible] [illegible] [illegible] ganz [illegible] [illegible], so [illegible] man der Versicherung unseres Freundes, die [illegible] Sorge der [illegible] [illegible] nicht immer sehr [illegible] [illegible] sein. [illegible] [illegible], daß es wenig [illegible], die sich nicht von jeher mit Lust von den [illegible] [illegible] [illegible] wollen — denn heimlich und wohl, [illegible] er. Kommt es [illegible] unter diesen [illegible] [illegible] werden, und gerade im [illegible], wenn man sich durch die Bande des Vertrauens für all [illegible] [illegible] in die [illegible] mit der [illegible] zu den Seinen gegeben hat — so ist man sich dem Volks-Moslim [illegible] als Jemand gegenüber, dem er nicht recht trauen zu dürfen glaubt. Nur wer den Koran streng hält, genießt seine Achtung, sein volles Vertrauen; wer dies nicht thut, in dem sieht er stets einen mehr oder minder [illegible]fälligen. Selbst die sogenannten Jungtürken [illegible]

r mit ſchelem Auge an und ſieht in ihnen ntergräber der Lehre des Propheten. In den ligiös-indifferenten Renegaten vollends ſieht er eiſt nichts als heimtückiſche Eindringlinge, die e Maske des Uebertritts nur darum angenom- en, um den Islam und das Regiment des halifen deſto ungehinderter unterminiren zu nnen und behandelt ſie auch als ſolche. Dies ſt auch der Standpunkt, auf welchem Omer aſcha's zahlreiche Feinde ſtehen.

Sollen wir aufrichtig ſein, ſo können wir en guten Moslims in ihren Beſorgniſſen nicht o ganz unrecht geben. Wie der Islam iſt, abbaliſtiſch und nicht weiter entwickelbar ſeiner atur nach, findet er ſeinen Beſtand nur in der engſten Excluſion geſichert. Nichts iſt ihm ge- ährlicher als fremde Elemente. Das Judenthum ertrügt dieſe vollkommen. Es hat unter dem influſſe des Perſerthums ſowol als des Griechen- hums geblüht; es hat am Fuße des päpſtlichen uhles feſte Wurzel gefaßt; es hat unter italie- ſcher und ſpaniſcher Bildung nichts gelitten; es ich dem deutſchen Weſen angeſchloſſen; es eht ſogar unter ruſſiſcher Zuchtruthe fort. Die

nen Weiſung „Slobodno!“ uns wieder zurückgeſtellt.

Die Offiziere ziehen ſich darauf in ihre ſchmuzige Wachtſtube zurück, um Kaffee, Tſchibuk und Würfel wieder aufzunehmen und wir betreten die Feſtung.

Poſten, wie der bereits beſchriebene, treten uns an mehren Punkten entgegen, wenn eben auch nicht alle in ſitzender Stellung. Uebrigens herrſcht hier allenthalben eine Stille und Leere, als wäre Alles ausgeſtorben. Nur einzelne Geſtalten, die eine mit Waffen, die andere mit Säcken beladen, wandeln in gemächlicher Ruhe über den Meidan.

Gebäude von Bedeutung, die allenfalls einer nähern Beſichtigung werth wären, finden wir hier außer dem Wohnhauſe des Commandanten, einigen dürftigen Moſcheen und dem Hospitale nicht. Wohin das Auge fällt, begegnet es nichts, als altem, verfallenem, invalidem Mauerwerk, daran der verweſende Charakter des Ganzen in dicken Lagern Mooſes und verſchlungenen Ranken Kriechkrautes haftet, und unſere Runde durch das

kleine abgeſchloſſene Bereich iſt ſomit ziemlich bald durchgemacht.

Schon ſchicken wir uns an, um die ſo wenig intereſſante Feſtung wieder zu verlaſſen und behufs unſers weitern Fortkommens an das Ufer der Save hinabzuſchauen — da tritt uns ein Nizami entgegen und überreicht uns grüßend ein Stück Papier, darauf wir mit Bleiſtift Folgendes geſchrieben finden:

„Wenn Sie ſich meiner noch entſinnen können, ſo bitte ich Sie Berbir nicht zu verlaſſen, ohne mich beſucht zu haben!

Dr. Eduard S...“

Eduard S...! Der Name eines Studienfreundes, der uns in jenen ſchönen Tagen, da wir noch in harmloſer Weltunbekümmertheit durch die Hörſäle Wiens wandelten, ſo nahe geſtanden — und hier in dieſem verfallenen türkiſchen Bollwerke, das die Menſchen zwei Tagereiſen von hier vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen — und wir ſollten, ſo groß auch unſere Ueberraſchung iſt, den Nizami nicht bitten, uns augenblicklich zu Dem

zu führen, der ihm dieſen Zettel an uns i geben?

Raſch ſchreitet der Nizami voran; folgen ihm mit freudiger Aufregung. Ein ſchlechte Treppen hinan —, eine Thür geht a und unſere Hände liegen in denen eines liebe alten, längſt verloren geglaubten Freundes.

„Du hier in Berbir? Was Kukuk führt dich hierher?“

„Und du hier? Was Kukuk hält dich denn hier?“

„Sieh mich an und du haſt die Antwort! Ich ſtehe in türkiſchen Dienſten, heiße Chosrew-Bey ...“

„Renegat ...?“

„Nenn' es, wie du willſt! ... und bin Hekim-Baſchi in Sr. Majeſtät des Sultans ruhmwürdiger Armee!“

„Wir hielten dich für todt ...“

„Zeitungsente! Du ſiehſt ich lebe. Und nun laſſ' dich bei mir nieder, nimm ein Glas Wein, eine Cigarre und erzähle, — erzähle, alter Freund, wie es draußen in der Welt hergeht! Was macht Der und Jener? Leben die Leute noch?

ist die Welt ausgestorben? Steht der Stephans-
thurm noch auf seinem alten Platze? Ist
Daum's Kaffeehaus nicht eine Räuberhöhle
geworden? Hausen im Prater nicht Wölfe und
Bären?"

Wir geben unserm Freunde die Versicherung,
daß der Stephansthurm noch nicht eingestürzt,
unser tägliches Rendezvous noch nicht zur Räuber-
höhle, der Prater noch nicht zur Wildniß gewor-
den sei und lassen nun ihn erzählen.

Die Schicksale unseres Freundes sind weniger
eigenthümlich in ihrer Art, als das Spiegelbild
der Geschicke von Hunderten, die von den Ereig-
nissen mit ihm auf die gleiche Bahn gedrängt
worden und wir wollen deshalb gern einen
Augenblick bei ihnen verweilen.

Eduard ist ein geborener fideler Wiener, hat
von Kindesbeinen an „alleweil lustig" gelebt
und während seiner akademischen Jahre, wir kön-
nen darüber nicht hinweggehen, unbedingt mehr
Zeit der „gemüthlichen Gesellschaft" und dem
edlen Spiel der fünf Bälle" zugewandt als den
Collegiis. Seine Tagesstunden hatte er stets mit
zunehmender Gewissenhaftigkeit zwischen Daum's

Kaffeehaus, den Prater, die Reitbahn, Schönbrunn und die Hohe Warte getheilt. Daß er an irgend einem Abend, die Theaterferien ausgenommen, im Parquet des Burgtheaters oder der Oper vermißt worden, kann Niemand behaupten. Alles das hinderte ihn aber nicht, zur Anknüpfung eines zarten Verhältnisses mit einer jungen ungarischen Magnatin Zeit zu finden, ein Verhältniß, das um so erfreulicher gedieh, als der Gemahl dieser jungen Dame, von den Debatten der presburger Magnatentafel zu sehr in Anspruch genommen, über den Interessen seines Vaterlandes jene seines häuslichen Glückes fast ganz aus den Augen verlor. Zungen, die immer einigen pikanten Redestoff brauchen, behaupten sogar, der edle Magnat hätte sich einmal genöthigt gesehen, zum bösen Spiel heitere Miene zu machen und von der Magnatentafel aus Anlaß einer gänzlich unverhofften Vermehrung seines Familienstandes einen mehrwöchentlichen Urlaub beansprucht. Was uns anbelangt, so können wir dem zwar nicht widersprechen, wollen es aber auch nicht unbedingt unterschreiben. So viel jedoch wissen wir, daß, als zu jener Zeit, wo

le Angelegenheiten in Ungarn plötzlich eine kri-
ſche Wendung nahmen, der edle Magnat, nach
resburg längſt wieder zurückgekehrt, ſeine junge
emahlin nach Ungarn berief, unſer Freund ihr
ald auf dem Fuße dahin nachfolgte, und daß
ir ihn ſeit jener Stunde nicht wiedergeſehen.
Die junge Magnatin galt allgemein für eine
lühende Anhängerin der Sache ihres Vater-
landes. Daß unſer Freund jemals eine ausge-
ſprochene politiſche Geſinnung manifeſtirt hätte,
wiſſen wir uns nicht zu erinnern. Die Liebe zu
inem Weibe aber iſt allmächtig, und ſo fand
enn auch unſer Freund alsbald, daß die un-
rriſche Sache und die der europäiſchen Erlöſung
ne und dieſelbe ſei, und ergriff, entflammt durch
e Geliebte, ein Huſarenſchwert, um ſich in den
ampf zu ſtürzen. Wie er uns verſichert, hat
nicht unrühmlich gefochten. Wenn ein Avance-
ent bis zum Rittmeiſter, binnen wenigen Mo-
ten zurückgelegt, dafür ein Beweis iſt, ſo müſſen
ir es ihm glauben. Als die ungariſche Sache
f dem Punkte ſtand, verloren zu ſein, befand
ſich in der Umgebung Koſſuth's und betrat
it ihm den türkiſchen Boden. Kiutahia ſchildert

unſer Freund als einen ſehr unangenehmen Aufenthalt. Im Grunde ſeines Herzens mehr Liebhaber einer ſchönen Ungarin als der ungariſchen Sache, trug er die Internirung ſowol als das tragikomiſche Hofſpiel des großen Exilirten mit gleichem Widerwillen, und fühlte ſich glücklich, als die Stunde der Erlöſung ſchlug und der amerikaniſche Dampfer ihn nach London bringen durfte. Den Gouverneur nach Amerika zu begleiten, fühlte er keinen Beruf in ſich. Er ſchrieb nach Ungarn und hoffte durch den Einfluß der Geliebten die Erlaubniß zur Rückkehr nach Oeſtreich zu erlangen. Er iſt feſt überzeugt, daß dies keinem Anſtand unterlegen wäre, wenn der edle Magnat, vergangener Tage eingedenk, nicht Mittel gefunden hätte, es zu hintertreiben. Was blieb ihm nun übrig? Er faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehen, ſich ein Doctordiplom zu verſchaffen und ſich nach der Türkei zurückzubegeben. Mit einem Diplom der pariſer Univerſität ausgeſtattet, ward es ihm hier nicht ſchwer, als Hekim-Baſchi in die Armee einzutreten. In einem Augenblicke, wo es hieß, Oeſtreich werde auf die neuerliche Internirung aller Flüchtlinge dringen, nahm

den Koran und zugleich den Namen Chosrem , welche edle Handlung ihm Se. Majestät der ltan durch die Beilegung des erhabenen Titels es Bey entgalt. Als solcher beherrscht er nun s leibliche Wohl eines Theil der in Bosnien genden Armee Sr. Majestät und wir finden , auf einer Inspectionsreise begriffen, in der ligen Veste des Propheten, Berbir.

Im Ganzen scheint das Renegatenthum unm Freunde nicht übel anzuschlagen. Was das rkische Leben an Annehmlichkeiten zu bieten verg, das steht ihm zu Gebote: Dukaten, Pferde, ener, schöne Teppiche, der beste Taback, An- n und Einfluß. Die Anfoderungen, die der derne Islam an seine Neophyten stellt, sind t so streng, daß er sich nicht auch so viel von gewohnten europäischen Genüssen beilegen fte, als ihm beliebt und als er sich eben zu schaffen vermag. Omer Pascha vor Allen mt das Verdienst zu, den Uebertritt zum Is- zu etwas Leichtem, das Renegatenthum zu er bequemen Art zu leben, umgestaltet zu en. Er selbst hat sich die geselligen Freuden europäischen Luxus nie versagt und allen

Wein und Cigarren gefehlt. Selb
ſollen dort geſehen worden ſein.

Wenn ſonach materiell nicht ſo
genehm, ſo ſcheint doch nach der
unſers Freundes die moraliſche Lage
nen Renegaten eine nicht immer ſeh
werthe zu ſein. Abgeſehen davon, da
gibt, die ſich nicht von Zeit zu Ze
unwiderſtehlichſten Heimweh bewältig
denn heimiſch und wohl, behauptet e
Einem unter dieſen Turbanträgern n
den, und gerade am allerwenigſten,
ſich durch die Bande des Uebertritts
Lebtag an ſie geknüpft und der Rück
Seinen begeben hat — ſieht man ſi
blut-Moslim ſtets als Jemand geg
er nicht recht trauen zu dürfen glaub

: mit ſchelem Auge an und ſieht in ihnen
ntergräber der Lehre des Propheten. In den
ligiös-indifferenten Renegaten vollends ſieht er
eiſt nichts als heimtückiſche Eindringlinge, die
e Maske des Uebertritts nur darum angenom-
en, um den Islam und das Regiment des
halifen deſto ungehinderter unterminiren zu
önnen und behandelt ſie auch als ſolche. Dies
ſt auch der Standpunkt, auf welchem Omer
Paſcha's zahlreiche Feinde ſtehen.

Sollen wir aufrichtig ſein, ſo können wir
en guten Moslims in ihren Beſorgniſſen nicht
ganz unrecht geben. Wie der Islam iſt,
bſtiliſtiſch und nicht weiter entwickelbar ſeiner
atur nach, findet er ſeinen Beſtand nur in der
engſten Excluſion geſichert. Nichts iſt ihm ge-
hrlicher als fremde Elemente. Das Judenthum
rträgt dieſe vollkommen. Es hat unter dem
nfluſſe des Perſerthums ſowol als des Griechen-
ums geblüht; es hat am Fuße des päpſtlichen
uhles feſte Wurzel gefaßt; es hat unter italie-
iſcher und ſpaniſcher Bildung nichts gelitten; es
at ſich dem deutſchen Weſen angeſchloſſen; es
eſteht ſogar unter ruſſiſcher Zuchtruthe fort. Die

chriſtliche Idee iſt einer Entwickelung fähig, deren Grenzen ſich nicht abſehen laſſen. Ihr Entfaltungsproceß iſt die Weltgeſchichte ſeit zweitauſend Jahren, und von der Blüte, deren Keime ſie in ſich trägt, iſt ihre jetzige Phaſe kaum noch das Knospen. Der Islam, das krankhaft phantaſtiſche Zwitterkind beider, hat gar keine Zukunft. Er hat nur eine Gegenwart von einigen Hundert Jahren; denn wie er heute iſt, ſo war er von Anbeginn und ſo muß er bleiben, wenn er nicht völlig aufhören ſoll. Der Islam im Vereine mit der fortſchreitenden Wiſſenſchaft und der fortſchreitenden Entwickelung der ſocialen Verhältniſſe iſt nicht denkbar; eine andere politiſche Gliederung vollends, als die in ihm ſelbſt begründet iſt, bringt ihm den Tod. Was anderes aber trägt das Renegatenthum in ihn hinein, als die Reſultate der modernen Wiſſenſchaft, moderne Weltanſchauung, modernen Socialismus und moderne Politik? Eine Widerſtandsfähigkeit gegen alles Dieſes beſitzt er nicht; die fremden Elemente in ſich aufzulöſen vermag er nicht; es bleibt alſo nichts anderes übrig, als daß er durch ſie ſelbſt angegriffen und allmälig in ſeinen innerſten

grundfeſten erſchüttert werde. Wenn daher der Scheich-ül-Islam, da er gegen den Einfluß, deſſen ſich allmälig das Renegatenthum und die chriſtliche Chriſtenwelt in ſeinem Sprengel bemächtigt, nichts mehr vermag, ſeine Hände in Unſchuld wäſcht, ſo erblickt er mehr in der nächſten Zukunft, als er zu verhüten im Stande iſt. —

Nach einer Stunde Raſt und wechſelſeitigen Erörterungen, deren Inhalt wir in dem Ebengeſagten mitgetheilt, begeben wir uns mit unſerm Freunde nach dem Waffenplatze von Berbir, um, ehe wir dieſen Ort verlaſſen, die Truppen daſelbſt exerciren zu ſehen.

Infanterie, Cavalerie und Artillerie waren da beiſammen, großentheils neuangeworbene junge Leute, zum Theil auch bereits gediente, friſch einberufene.

Das Urtheil, daß wir uns über die Adjuſtirung der türkiſchen Soldaten längſt gebildet und das wir bereits heute einmal auszuſprechen Gelegenheit nahmen, finden wir bei dem Anblick dieſer Truppen nur beſtätigt. Wir können es uns nicht anders denken, als daß ſich dieſe ſüdlichen Geſtalten, unter denen wir, nebenbei ge-

ſagt, eine nicht unbedeutende Anzahl Säbelbeiniger — unſtreitig von der landesüblichen Art zu ſitzen — wahrnehmen, viel freier und gelenkiger in weiten Hoſen und bequemen türkiſchen Jacken, als in dieſer knappen Adjuſtirung befinden würden.

Indeſſen finden wir die Haltung der Truppen in Maſſen ungleich beſſer, als man es, nach dem Einzelnen zu urtheilen, hätte erwarten ſollen. Es iſt ordentlich, als ob dieſe Leute den rechten Halt, der ihnen, ſo lange ſie vereinzelt ſtehen, abgeht, erſt gewännen, wie ſie nur einmal Mann an Mann daſtehen; ordentlich als ob Einer den Andern ſtützte, aufrecht- und zuſammenhielte, wie etwa eine lockere Planke, die, ſo lange ſie einzeln ſteht, im Winde hin- und herſchaukelt, wenn ſie aber mit andern in eine Wand zuſammengefügt wird, mauerfeſt hält. Es ſcheint uns faſt unglaublich, daß das Leute von gleichem Schlage mit jenen ſind, die wir draußen an der Brücke im Staube herumkugeln ſahen, ſo kerzengerade Richt't-Euch und Habt-Acht ſtehen ſie da! Die ſchlappen Offiziere ihnen gegenüber nehmen ſich faſt aus, als gehörten ſie gar nicht zu ihnen.

Nur einer unter dieſen macht eine auffallende Ausnahme, ein junger Mann voll Feuer und Glut, der wie der Blitz von einem Ende der Fronte zum andern hin- und herſchießt und deſſen Geiſt es zu ſein ſcheint, der die ganze Truppe ſo prompt militäriſch zuſammenhält und gleichſam durchdringt. Auch er iſt — Renegat!

Weniger Günſtiges können wir von den wenigen Abtheilungen Cavalerie ſagen, die wir während ihrer Uebungen beobachten. Pferde, Mannſchaft und Haltung erſcheinen uns ſämmtlich gleich ſchlecht; jene unanſehnlich, dickbeinig, langmähnig, dieſe nicht ſtraff, flugbereit, wie es zum Martialiſchen gehört, ſondern laß und rückenhängeriſch, wie man ſich und Roß eben gehen läßt. Unbedingt würden ſich dieſe Burſche in Turban, weiten Gewändern und türkiſchem Sattel mit großem Steigbügel fulminanter ausnehmen, als mit den fremdartigen Uhlanenfähnlein und engliſchem Reitzeug auf — dieſen Pferden! Wenn in keiner Truppengattung, ſo hat jede Nation ihre Eigenthümlichkeiten, durch welche ſie excellirt, in der Reiterei. Wir erwähnen nur des ungariſchen Huſaren, des polniſchen Uhlanen, der deut-

ſchen Küraſſiere, der walloniſchen Dragoner, der ruſſiſchen Koſacken. Die Kraft der türkiſchen Cavalerie beſtand von jeher in ihren Spahis.

Das Häuflein Artillerie, das wir hier beiſammen finden, iſt zu gering, als daß wir auf deſſen Manöver ein Urtheil gründen könnten. Nach Dem jedoch, was wir zu beobachten Gelegenheit haben, möchten wir glauben, daß die türkiſche Feldartillerie leicht die beſte Waffe der ganzen türkiſchen Armee ſein möchte. Alle Bewegungen, ſowol der einzelnen Geſchütze als der geſammten Batterie, geſchehen ebenſo prompt als raſch, Handhabung und Bedienung der Stücke mit anerkennenswerther Präciſion und Schnelligkeit. Wenn ſich dieſe braunen Burſche dem Feinde gegenüber ſo halten, wie der Zielſcheibe, ſo kann man auf ſie rechnen!

Wir können hier, da wir ſchon einmal von dem Einfluſſe ſprechen, welchen das Renegatenthum auf die türkiſchen Zuſtände ausübt, nicht umhin, auf jenen Einfluß insbeſondere zurückzukommen, welchen die Streitkraft des osmaniſchen Reiches durch daſſelbe erfahren und fortwährend erfährt.

Mußten wir die Rückwirkung des Renegatenthums auf den Islam als solchen, als Glaubenslehre und die auf diese Glaubenslehre begründete Staatsform eine entschieden untergrabende nennen, so müssen wir auch andererseits anerkennen, daß sich der Einfluß derselben Potenz auf das türkische Heerwesen im Allgemeinen als ein ebenso entschieden belebender und festigender erwiesen hat.

Wir wollen nicht auf die türkisch-russischen und türkisch-östreichischen Kriege vergangener Jahrhunderte zurückgehen. Die Macht der Sultane bestand damals in der fanatischen Unüberwindlichkeit jedes Einzelnen in der großen regellosen Masse. Sie hatten damals eine Schar von Kriegern um sich, nicht von Soldaten. Die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Janitscharen erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und jeder Einzelne setzte seine Lebensaufgabe darein, dem alten Ruhm nichts zu vergeben. Allerdings vermochte dies keineswegs vor Niederlagen zu schützen; aber man sage was man wolle, die innere Kraft, das innere Mark der osmanischen Waffenmacht war durch

ſchen Küraſſiere, der walloniſchen Dragoner, [illegible]
ruſſiſchen Koſacken. Die Kraft der türk[illegible]
Cavalerie beſtand von jeher in ihren Spahis.

Das Häuflein Artillerie, das wir hier [illegible]
ſammen finden, iſt zu gering, als daß wir [illegible]
deſſen Manöver ein Urtheil gründen kön[illegible]
Nach Dem jedoch, was wir zu beobachten Ge[illegible]
heit haben, möchten wir glauben, daß die [illegible]
kiſche Feldartillerie leicht die beſte Waffe der g[illegible]
türkiſchen Armee ſein möchte. Alle Bewegun[illegible]
ſowol der einzelnen Geſchütze als der geſam[illegible]
Batterie, geſchehen ebenſo prompt als raſch, H[illegible]
habung und Bedienung der Stücke mit [illegible]
kennenswerther Präciſion und Schnelligkeit. W[illegible]
ſich dieſe braunen Burſche dem Feinde gegen[illegible]
ſo halten, wie der Zielſcheibe, ſo kann man [illegible]
ſie rechnen!

Wir können hier, da wir ſchon einmal [illegible]
dem Einfluſſe ſprechen, welchen das Renegat[illegible]
thum auf die türkiſchen Zuſtände ausübt, n[illegible]
umhin, auf jenen Einfluß insbeſondere zu[illegible]
zukommen, welchen die Streitkraft des osmani[illegible]
Reiches durch daſſelbe erfahren und fortwäh[illegible]
erfährt.

ſchen Küraſſiere, der walloniſchen Dragoner, der ruſſiſchen Koſacken. Die Kraft der türkiſchen Cavalerie beſtand von jeher in ihren Spahis.

Das Häuflein Artillerie, das wir hier beiſammen finden, iſt zu gering, als daß wir auf deſſen Manöver ein Urtheil gründen könnten. Nach Dem jedoch, was wir zu beobachten Gelegenheit haben, möchten wir glauben, daß die türkiſche Feldartillerie leicht die beſte Waffe der ganzen türkiſchen Armee ſein möchte. Alle Bewegungen, ſowol der einzelnen Geſchütze als der geſammten Batterie, geſchehen ebenſo prompt als raſch, Handhabung und Bedienung der Stücke mit anerkennenswerther Präciſion und Schnelligkeit. Wenn ſich dieſe braunen Burſche dem Feinde gegenüber ſo halten, wie der Zielſcheibe, ſo kann man auf ſie rechnen!

Wir können hier, da wir ſchon einmal von dem Einfluſſe ſprechen, welchen das Renegatenthum auf die türkiſchen Zuſtände ausübt, nicht umhin, auf jenen Einfluß insbeſondere zurückzukommen, welchen die Streitkraft des osmaniſchen Reiches durch daſſelbe erfahren und fortwährend erfährt.

Mußten wir die Rückwirkung des Renegatenthums auf den Islam als solchen, als Glaubenslehre und die auf diese Glaubenslehre begründete Staatsform eine entschieden untergrabende nennen, so müssen wir auch andererseits anerkennen, daß sich der Einfluß derselben Potenz auf das türkische Heerwesen im Allgemeinen als ein ebenso entschieden belebender und festigender erwiesen hat.

Wir wollen nicht auf die türkisch-russischen und türkisch-östreichischen Kriege vergangener Jahrhunderte zurückgehen. Die Macht der Sultane bestand damals in der fanatischen Unüberwindlichkeit jedes Einzelnen in der großen regellosen Masse. Sie hatten damals eine Schar von Kriegern um sich, nicht von Soldaten. Die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Janitscharen erbten sich von Geschlecht zu Geschlecht fort und jeder Einzelne setzte seine Lebensaufgabe darein, dem alten Ruhm nichts zu vergeben. Allerdings vermochte dies keineswegs vor Niederlagen zu schützen; aber man sage was man wolle, die innere Kraft, das innere Mark der osmanischen Waffenmacht war durch

dieſe noch immer nicht gebrochen. Daß eine volksthümliche, aus dem eigenſten Weſen einer Nation hervorgegangene Waffenmacht einer disciplinirten Armee gegenüber nichts Beſonderes vermöge, iſt eine zwar beliebte, aber doch nicht ganz wahre Annahme. Man blicke nur auf die Tſcherkeſſen hin! Was aber die innere Kraft des osmaniſchen Heeres eigentlich und vollſtändig brach, war die Auflöſung der Janitſcharen. Niemand hat die osmaniſche Macht nachhaltiger gebrochen als Selim III.

Werfen wir einen Blick auf den ruſſiſch-türkiſchen Krieg von 1828 und 1829! Was vermochte die Pforte dem ruſſiſchen Heere damals entgegenzuſtellen? Ein in Corps, Regimenter und Bataillons getheiltes Heer allerdings. Aber wer waren die tüchtigen Führer? Wo war die Tapferkeit? Sahen wir nicht den Balkan, bei gehörigen Dispoſitionen eine der unbezwingbarſten Linien der Welt, rathlos und thatlos geräumt? Sahen wir nicht eine Kriegführung vor uns, ſo plan- und zuſammenhanglos im Einzelnen wie im Ganzen, wie die neue Geſchichte vielleicht kein zweites Beiſpiel aufzuweiſen hat?

s war die moderne, auf europäiſchen Fuß
gte Armee der Nizamis — ohne den beleben-
europäiſchen Kriegsgeiſt.

Dieſen, ſoweit dies unter den obwaltenden
ländern und in ſo kurzer Friſt überhaupt
lich iſt, dem todten Körper einzuhauchen,
dem Renegatenthume vorbehalten. Zwei
länder insbeſondere traten hier zu Gunſten
Pfortenmacht vermittelnd auf. Einmal die
häufung einer ſolchen Maſſe von Intelligenzen
weſtlichen Europa, daß dieſes allein unmög-
ihnen Allen einen genügenden Wirkungskreis
en konnte; dann die Revolution. Wie einſt
Rußland, ſo wanderten in den letzten Jahr-
iden Tauſende von Franzoſen, Engländern,
lienern und Deutſchen nach Konſtantinopel,
hier den Turban anzunehmen und ſich da-
h eine lohnende Laufbahn zu eröffnen. Die
olution insbeſondere veranlaßte einen Zuzug
ſt rühriger uud kriegswiſſenſchaftlich durch-
ter Perſönlichkeiten dahin, die, nachdem ſie
al dem europäiſchen Weſten ſowol, als dem
ſchen Oſten feindlich gegenüber ſtanden und
der chriſtlichen Welt gebrochen hatten, in

unfehlbarer Voraussicht der Dinge, die da kommen mußten, alle ihre Kräfte aufwandten, um die türkische Streitmacht zu einer solchen umzuwandeln, an deren Spitze sie den Ereignissen entschiedener entgegentreten konnten, als es in den Jahren 1828 und 1829 geschehen.

Daß sie nicht ohne Erfolg thätig gewesen, davon liefern die Kämpfe, in deren Mitte wir eben stehen, selbstsprechende Beweise. Daß jedoch selbst diese Umwandlung der osmanischen Heeresmacht zum Bessern nur dazu beitragen kann, den Islam selbst seinem Untergange näher zu bringen, daran können wir ebenso wenig zweifeln!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christen und Türken.

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

r Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Inhalt des zweiten Theils.

XII. Seite

chiffahrt auf der Save. — Scenerie mit Re-
on. — Ein Jungbosnier. — Wien und das
slaventhum. — Die Rajah und die Ereignisse. —
Christenemancipation. — Das europäische Di-
na. 1

XIII.

gnomie der Kajüte eines Savedampfers. — So
Köpfe, so viel Meinungen; auch Theilungs-
ecte. — Allah ist groß, sein Wille geschehe! 35

XIV.

n. — Alte Freunde. . . . 50

XV.

oß" N . . . — Eine schöne Slavonierin, nebst
rachtungen über Tracht und Mode. — Empfang,
) Paprika und Kukurutz. — Ein Glücklicher
e Hände und Füße. — Die zweite Frau, der
atten der ersten. — Panta der Kopfabschnei-
— Die heiligen drei Könige aus dem Syr-

Seite

mierlande. — Der „Hausherr“ und ſein Regiment. — Wein und Waſſer, ein edler Zweikampf. 68

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapſode. — Ein Rundlied und andere..... 113

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poeſie der Südſlaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen..... 149

XVIII.

Eine Geſtalt, die das ganze Volk iſt. — Poetiſches und Schauderhaftes. — Die Poeſie und die Bedeutung der Familie..... 191

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlaſſung. — Das Haidukenthum. — Das Tſchetenthum. — Daniel von Montenegro..... 220

XX.

Orſowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abſchluß..... 244

XII.

ie Schiffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — in Jungbosnier. — Wien und das Südſlaventhum. — Die Rajah und die Ereigniſſe. — Die Chriſtenemancipation. — Das europäiſche Dilemma.

Von unſerm Freunde, in deſſen Behauſung wir e Nacht zugebracht, und der uns am folgenn Morgen aus der Feſtung und an das Ufer r Save begleitet, nehmen wir den herzlichſten bſchied, indem wir ihm alles erdenkliche Glück ter der Fahne wünſchen, der er nunmehr zuſchworen.

Ein Kahn, der am Ufer bereit ſteht, geführt n vier kräftigen Bosniakenarmen, ſchafft uns s gegenſeitige Ufer, und ſo befinden wir

Christen und Türken.

Christen und Türken.

Ein Skizzenbuch

von der Save bis zum Eisernen Thor.

Von

Siegfried Kapper.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Inhalt des zweiten Theils.

XII. Seite

ffahrt auf der Save. — Scenerie mit Re= — Ein Jungbosnier. — Wien und das wenthum. — Die Rajah und die Ereigniſſe. — hriſtenemancipation. — Das europäiſche Di= 1

XIII.

omie der Kajüte eines Savedampfers. — So öpfe, ſo viel Meinungen; auch Theilungs= e. — Allah iſt groß, ſein Wille geſchehe! 35

XIV.

— Alte Freunde..... 50

XV.

" M... — Eine ſchöne Slavonierin, nebſt htungen über Tracht und Mode. — Empfang, Paprika und Kukuruz. — Ein Glücklicher Hände und Füße. — Die zweite Frau, der ten der erſten. — Panta der Kopfabſchnei= — Die heiligen drei Könige aus dem Syr=

Seite

mierlande. — Der „Hausherr“ und ſein Regiment. — Wein und Waſſer, ein edler Zweikampf. 68

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapſode. — Ein Rundlied und andere..... 113

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poeſie der Südſlaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Unterganges. — Parallelen..... 149

XVIII.

Eine Geſtalt, die das ganze Volk iſt. — Poetiſches und Schauderhaftes. — Die Poeſie und die Bedeutung der Familie..... 191

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlaſſung. — Das Haidukenthum. — Das Tſchetenthum. — Daniel von Montenegro..... 220

XX.

Orſowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abſchluß..... 244

XII.

ſſahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — ıgbosnier. — Wien und das Südſlaventhum. — ajah und die Ereigniſſe. — Die Chriſtenemancipation. — Das europäiſche Dilemma.

---

unſerm Freunde, in deſſen Behauſung wir cht zugebracht, und der uns am folgenorgen aus der Feſtung und an das Ufer ve begleitet, nehmen wir den herzlichſten ɔ, indem wir ihm alles erdenkliche Glück er Fahne wünſchen, der er nunmehr zuren.

Kahn, der am Ufer bereit ſteht, geführt er kräftigen Bosniakenarmen, ſchafft uns egenſeitige Ufer, und ſo befinden wir

uns denn wieder auf öſtreichiſchem, oder wie die Türken drüben ſagen, auf deutſchem Boden.

Es iſt in der Nähe der öſtreichiſchen Grenzfeſtung Gradiska, wo wir landen, an derſelben Stelle, an welcher das von Siſſek herabkommende Savedampfboot anzulegen und im Vorüberfahren Frachten und Reiſende aufzunehmen pflegt.

Wir kamen eben zur rechten Zeit. Das Signal, welches die Ankunft des Dampfers anzeigt, iſt bereits aufgehißt, über den Baumgipfeln ſtromaufwärts werden die dem Schlot entſteigenden Rauchwolken ſichtbar.

Noch eine kleine Viertelſtunde, und das Boot hat ſich geſchwenkt, hat Frachten und Leute abgeſetzt und wieder eingenommen — ein Glockenzeichen, und weiter rauſcht es ſtromabwärts.

Die Savedampfſchiffahrt, ein Seitenzweig der großen Unternehmung der Donaudampfſchiffahrt, bietet ſchon jetzt dem ganzen Ländergebiete zu beiden Seiten dieſes Fluſſes, von Siſſek angefangen bis Belgrad, wo er in die Donau mündet, außerordentliche Vortheile, und iſt für

die Zukunft dieſer Länder von unberechenbarer Bedeutung. Bei dem völligen Abgang eines zweckmäßigen Straßenſyſtems auf türkiſcher und bei dem unvollkommenen Straßenweſen auf öſtreichiſcher Seite iſt ſie fürs erſte in dieſem Augenblicke das einzige bequeme, ſichere, billige und ſchnelle Verkehrsmittel zwiſchen Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze einerſeits, Bosnien und Serbien andererſeits, ſowie auch zwiſchen allen dieſen Ländern untereinander. Es gibt weder für Waaren noch für Menſchen im ganzen Umfange dieſes ziemlich ausgedehnten Ländergebiets eine praktiſchere Communication, als eben dieſe. Noch weit wichtiger aber wird die Bedeutung dieſer Schiffahrtslinie durch die Ausdehnung ihres Verkehrs nach Weſten ſowol als nach Oſten. In erſterer Richtung wird dieſer Verkehr durch die Kulpa vermittelt, auf welcher die Frachten bis Karlſtadt gebracht werden, um von da aus auf der trefflichen Luiſenſtraße über den Karſt nach Fiume ans Meer zu gelangen. Im Oſten ſchließt ſich die Saveſchiffahrt an jene der Donau an, und vermag ihre Ladungen auf dieſem Wege durch die geſammten Donau-

länder bis nach Konstantinopel zu verfrachten. Ist nun einmal ein Eisenbahnzug zwischen Karlstadt und der nach Triest führenden Südbahn hergestellt, so sind Kroatien, Slavonien, Bosnien und Serbien mit dem Osten sowol als dem Westen in lebhaften Verkehr getreten und liegen nicht mehr irgendwo abseits in Europa, sondern an einer Weltstraße. Daß sich Rußland an dieser Weltstraße gern festsetzen, daß es seine Schlagbäume gern soweit möglich stromaufwärts rücken möchte, und wäre es auch nur bis ans Eiserne Thor, glauben wir ihm gern. Alle Freundschaft, die es für Oestreich hegt, würde dann nicht hindern, daß es der Ausdehnung der Industrie- und Handelsinteressen dieses Reiches nach Osten den empfindlichsten Streich versetze. Der Industrie Oestreichs den Weg nach den Donauländern und nach dem Oriente abzuschneiden, um diesen die Experimente seines eigenen kostspieligen Fabrikwesens aufzubürden — wer wollte es dann daran hindern?

Doch hoffen wir, daß es soweit nicht erst komme, und vergönnen wir uns, so lange das Häuflein weißer Wolken, das sich drüben über

en Gipfeln der bosniſchen Waldgebirge anzuummeln beginnt, nicht drohender angewachſen nd herangerückt, eine nähere Betrachtung des anoramas, durch welches mittendurch uns der anſchende Flug des Bootes dahinträgt!

Ein Panorama! Doch nur ein Panorama it dem vorherrſchenden Eindruck von Einſamkeit, ja ſelbſt von Oede! Das linke Ufer von ſiſſek bis gegen Mitrowitz hinab nichts als eine ndloſe Fläche, die, nur an einzelnen Stellen twas mehr abſchüſſig, nur an wenigen ſteil, en Strom meiſt dünenartig begrenzt. Kein aum, kein Strauch, kein Gebüſch, noch weniger ein Wald. Nichts als grünes Sumpfland, nterbrochen von wenig Saatfeldern und etwas chilf. Zuweilen nur lugen hier und da in nger Linie die armſeligen Dächer eines Militrgrenzdorfes, oder hinter einem grasbewachſeen Erdwalle die wenigen Gebäude einer gegen le Türken gerüſteten Grenzveſte hervor, um den Blick, nachdem ſie ihm einen Moment zum Ruhepunkt gedient, wieder ſtundenlang über die leere Oede hinſchweifen zu laſſen, ehe er am geradlinigen Horizont wieder ein paar dunkle

Punkte entdeckt, die ihn eine menſchliche Wohnung ahnen laſſen. Fiele der Blick nicht von Strecke zu Strecke auf ein Wachthaus, das oft nur auf vier Holzpfählen ſich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von deſſen Galerie das Bajonnet des Grenzers im Sonnenſchein herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüſte hinzufahren.

Wie ganz anders finden wir es drüben am rechten Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran, und tauchen, indeß ſich ihr dichtbelaubtes Geäſt in der Waſſertiefe abſpiegelt, die phantaſtiſchen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur an einzelnen Strecken, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten ſich dieſe Wälder zu wildverwachſenen Einſamkeiten, aus denen hier und da ein von Art und Flamme verſchont gebliebener Baumſtamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch ſeltener eine Rauchſäule von menſchlicher Behauſung; höchſtens hier und da die Schilfhütte eines Hirten

oder Schiffers, ein an einen Baumzweig ſicher gebundener Kahn. Und hinter dem Allen in näherer oder weiterer Ferne die blauenden Hochgebirge, der liederreiche Sitz der Haiduken.

Dieſer Charakter der Uferlandſchaft iſt kein vorübergehender. Von hier angefangen bis weit im Oſten an jener Stelle, wo ſich die Donau bei ihrer Einmündung in den Pontus in ein vielfach verſchlungenes Netz von Armen zertheilt, bleibt er ein und derſelbe. Mit Ausnahme der Strecke von Mitrowitz bis zur Einmündung der Save in die Donau, auf welcher die ſyrmiſchen Gebirge mit ihren fruchtbaren Abhängen den Strom begrenzen, und jener des ſüdöſtlichen Banates, wo ſich die Donau zwiſchen den maleriſchen Partien der ſüdlichen Karpathen hindurchbewegt, bieten die linken Ufer überall den Anblick der hügelloſen ſumpfigen Fläche, die rechten das Bild berg- und waldreicher Landſchaft.

Und ſeltſam! Wenn auch urſprünglich Söhne eines und deſſelben ſlaviſchen Stammes, die noch immer eine und dieſelbe Sprache ſprechen, der höchſtens eine kleine Verſchiedenheit des Dialekts,

Seite

mierlande. — Der „Hausherr" und ſein Regiment. — Wein und Waſſer, ein edler Zweikampf. 68

XVI.

Im Garten von N... — Panta als Rhapſode. — Ein Rundlied und andere..... 113

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poeſie der Südſlaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen..... 149

XVIII.

Eine Geſtalt, die das ganze Volk iſt. — Poetiſches und Schauderhaftes. — Die Poeſie und die Bedeutung der Familie..... 191

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlaſſung. — Das Haidukenthum. — Das Tſchetenthum. — Daniel von Montenegro..... 220

XX.

Orſowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abſchluß..... 244

XII.

Schiffahrt auf der Save. — Scenerie mit Reflexion. — Jungbosnier. — Wien und das Südſlaventhum. — ie Rajah und die Ereigniſſe. — Die Chriſtenemancipation. — Das europäiſche Dilemma.

---

on unſerm Freunde, in deſſen Behauſung wir Nacht zugebracht, und der uns am folgen- ı Morgen aus der Feſtung und an das Ufer Save begleitet, nehmen wir den herzlichſten ſchied, indem wir ihm alles erdenkliche Glück ter der Fahne wünſchen, der er nunmehr zu- ſchworen.

Ein Kahn, der am Ufer bereit ſteht, geführt ı vier kräftigen Bosniakenarmen, ſchafft uns 3 gegenſeitige Ufer, und ſo befinden wir

uns denn wieder auf östreichischem, oder wie die Türken drüben sagen, auf deutschem Boden.

Es ist in der Nähe der östreichischen Grenzfestung Gradiska, wo wir landen, an derselben Stelle, an welcher das von Sissek herabkommende Savedampfboot anzulegen und im Vorüberfahren Frachten und Reisende aufzunehmen pflegt.

Wir kamen eben zur rechten Zeit. Das Signal, welches die Ankunft des Dampfers anzeigt, ist bereits aufgehißt, über den Baumgipfeln stromaufwärts werden die dem Schlot entsteigenden Rauchwolken sichtbar.

Noch eine kleine Viertelstunde, und das Boot hat sich geschwenkt, hat Frachten und Leute abgesetzt und wieder eingenommen — ein Glockenzeichen, und weiter rauscht es stromabwärts.

Die Savedampfschiffahrt, ein Seitenzweig der großen Unternehmung der Donaudampfschiffahrt, bietet schon jetzt dem ganzen Ländergebiete zu beiden Seiten dieses Flusses, von Sissek angefangen bis Belgrad, wo er in die Donau mündet, außerordentliche Vortheile, und ist für

e Zukunft dieſer Länder von unberechenbarer
edeutung. Bei dem völligen Abgang eines
eckmäßigen Straßenſyſtems auf türkiſcher und
ei dem unvollkommenen Straßenweſen auf öſt-
ichiſcher Seite iſt ſie fürs erſte in dieſem
ugenblicke das einzige bequeme, ſichere, billige
nd ſchnelle Verkehrsmittel zwiſchen Kroatien,
lavonien und der Militärgrenze einerſeits, Bos-
ien und Serbien andererſeits, ſowie auch zwi-
hen allen dieſen Ländern untereinander. Es
ibt weder für Waaren noch für Menſchen im
anzen Umfange dieſes ziemlich ausgedehnten
ändergebiets eine praktiſchere Communication,
ls eben dieſe. Noch weit wichtiger aber wird
ie Bedeutung dieſer Schiffahrtslinie durch die
usdehnung ihres Verkehrs nach Weſten ſowol
ls nach Oſten. In erſterer Richtung wird dieſer
erkehr durch die Kulpa vermittelt, auf welcher
ie Frachten bis Karlſtadt gebracht werden, um
on da aus auf der trefflichen Luiſenſtraße über
en Karſt nach Fiume ans Meer zu gelangen.
Im Oſten ſchließt ſich die Saveſchiffahrt an
ene der Donau an, und vermag ihre Ladungen
uf dieſem Wege durch die geſammten Donau-

länder bis nach Konstantinopel zu verfrachten. Ist nun einmal ein Eisenbahnzug zwischen Karlstadt und der nach Triest führenden Südbahn hergestellt, so sind Kroatien, Slavonien, Bosnien und Serbien mit dem Osten sowol als dem Westen in lebhaften Verkehr getreten und liegen nicht mehr irgendwo abseits in Europa, sondern an einer Weltstraße. Daß sich Rußland an dieser Weltstraße gern festsetzen, daß es seine Schlagbäume gern soweit möglich stromaufwärts rücken möchte, und wäre es auch nur bis ans Eiserne Thor, glauben wir ihm gern. Alle Freundschaft, die es für Oestreich hegt, würde dann nicht hindern, daß es der Ausdehnung der Industrie- und Handelsinteressen dieses Reiches nach Osten den empfindlichsten Streich versetze. Der Industrie Oestreichs den Weg nach den Donauländern und nach dem Oriente abzuschneiden, um diesen die Experimente seines eigenen kostspieligen Fabrikwesens aufzubürden — wer wollte es dann daran hindern?

Doch hoffen wir, daß es soweit nicht erst komme, und vergönnen wir uns, so lange das Häuflein weißer Wolken, das sich drüben über

en Gipfeln der bosniſchen Waldgebirge zum-
mmeln beginnt, nicht drohender angewachſen
nd herangerückt, eine nähere Betrachtung des
anoramas, durch welches mittendurch uns der
auſchende Flug des Bootes dahinträgt!

Ein Panorama! Doch nur ein Panorama
it dem vorherrſchenden Eindruck von Einſam-
it, ja ſelbſt von Oede! Das linke Ufer von
iſſek bis gegen Mitrowitz hinab nichts als eine
ndloſe Fläche, die, nur an einzelnen Stellen
twas mehr abſchüſſig, nur an wenigen ſteil,
en Strom meiſt dünenartig begrenzt. Kein
aum, kein Strauch, kein Gebüſch, noch weni-
er ein Wald. Nichts als grünes Sumpfland,
nterbrochen von wenig Saatfeldern und etwas
Schilf. Zuweilen nur lugen hier und da in
anger Linie die armſeligen Dächer eines Mili-
ärgrenzdorfes, oder hinter einem grasbewachſe-
nen Erdwalle die wenigen Gebäude einer gegen
ie Türken gerüſteten Grenzveſte hervor, um den
Blick, nachdem ſie ihm einen Moment zum
Ruhepunkt gedient, wieder ſtundenlang über die
leere Oede hinſchweifen zu laſſen, ehe er am
geradlinigen Horizont wieder ein paar dunkle

Punkte entdeckt, die ihn eine menſchliche Wohnung ahnen laſſen. Fiele der Blick nicht von Strecke zu Strecke auf ein Wachthaus, das oft nur auf vier Holzpfählen ſich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von deſſen Galerie das Bajonnet des Grenzers im Sonnenſchein herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüſte hinzufahren.

Wie ganz anders finden wir es drüben am rechten Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran, und tauchen, indeß ſich ihr dichtbelaubtes Geäſt in der Waſſertiefe abſpiegelt, die phantaſtiſchen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur an einzelnen Strecken, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten ſich dieſe Wälder zu wildverwachſenen Einſamkeiten, aus denen hier und da ein von Axt und Flamme verſchont gebliebener Baumſtamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch ſeltener eine Rauchſäule von menſchlicher Behauſung; höchſtens hier und da die Schilfhütte eines Hirten

oder Schiffers, ein an einen Baumzweig ſicher gebundener Kahn. Und hinter dem Allen in näherer oder weiterer Ferne die blauenden Hochgebirge, der liederreiche Sitz der Haiduken.

Dieſer Charakter der Uferlandſchaft iſt kein vorübergehender. Von hier angefangen bis weit im Oſten an jener Stelle, wo ſich die Donau bei ihrer Einmündung in den Pontus in ein vielfach verſchlungenes Netz von Armen zertheilt, bleibt er ein und derſelbe. Mit Ausnahme der Strecke von Mitrowitz bis zur Einmündung der Save in die Donau, auf welcher die ſyrmiſchen Gebirge mit ihren fruchtbaren Abhängen den Strom begrenzen, und jener des ſüdöſtlichen Banates, wo ſich die Donau zwiſchen den maleriſchen Partien der ſüdlichen Karpathen hindurchbewegt, bieten die linken Ufer überall den Anblick der hügelloſen ſumpfigen Fläche, die rechten das Bild berg- und waldreicher Landſchaft.

Und ſeltſam! Wenn auch urſprünglich Söhne eines und deſſelben ſlaviſchen Stammes, die noch immer eine und dieſelbe Sprache ſprechen, der höchſtens eine kleine Verſchiedenheit des Dialekts,

hier und da einen etwas andern Ausdruck aufprägt, ſind doch die Anwohner beider Ufer, wie durch den Strom in ihren Wohnſitzen, ſo durch Geſchichte und Geſchick in ihren Sitten und in ihrem ganzen Weſen verſchieden.

Die Väter beider haben gegen die rothe Fahne der Eroberer des Oſtens zu Felde geſtanden; die beſten Helden beider haben bis auf den letzten Mann das Kreuz und mit dieſem das Intereſſe der geſammten europäiſchen Cultur und Chriſtenheit gegen die Sultane der Osmanen vertheidigt; nur daß die hinter den Wäldern des rechten Ufers drüben das Joch des Siegers als beſiegte Rajah bereits im fünften Jahrhunderte tragen, die auf den Ebenen des linken Ufers es nach blutigen Kämpfen wieder abſchüttelten; jene um ſich bald darauf in bedrückende Renegaten und zwiefach bedrückte Glaubenstreue zu zerklüften, dieſe, um die Waffe nicht wieder aus den Händen zu legen, ſondern als eine ununterbrochene Kette kriegeriſch gerüſteter Grenzwächter der Peſt und dem Islam den Uebertritt zu verwehren.

Unwillkürlich drängt es uns, indem wir die

n Scheideſtrom hinabgleiten, der merkwürdigen eſchicke des ausgedehnten Stammes der Süd- aven zu gedenken; denn nicht leicht dürfte die eſchichte ein zweites Beiſpiel ſo tiefgreifender erklüftung aufzuweiſen haben. Zuerſt durch die irche; das Chriſtenthum des Oſtens ſagt ſich om Chriſtenthum des Weſtens, Byzanz von om los. Der Stamm der Südſlaven, gerade wiſchen innen gelegen, kann weder dahin noch orthin ganz halten; er zerfällt, rein der geo- raphiſchen Lage nach, folglich dem Princip der pportunität folgend, in zwei große Gruppen, on denen die eine im Oſten orthodox bleibt, die ndere im Weſten katholiſch wird; die eine den atriarchen von Konſtantinopel als das recht- äßige Haupt der Chriſtenheit, die andere den apſt in Rom als den rechtmäßigen Nachfolger nd Erben Petri anerkannt; der erſte und un- reitig nachhaltigſte Bruch iſt geſchehen.

Nun kommt das Schwert der Osmanen. Nur nit Mühe gelingt es, die ſiegenden Horden von en Pforten Deutſchlands über die Donau und Save zurückzudrängen, und ihrer Herrſchaft dieſe Ströme als Grenzen zu ſetzen. Die diesſeits Woh-

nenden bleiben, wenn auch bereits untereinander in Katholiken und Orthodoxe zerfallen, dem Kreuze und ihren historischen Erinnerungen treu, während die jenseits, dem Brennusschwert ihrer Ueberwinder gegenüber, nur die Wahl behalten zwischen dem traurigen Loose christlichen Sklaventhums und dem durch das Opfer der Glaubensabschwörung zu erkaufenden islamitischen Herrenthums. Nicht alle vermögen den Verlockungen dieses letztern zu widerstehen. Eine neue Zerklüftung findet statt. Ein Theil zieht es vor, allen Rechten und allen Ansprüchen zu entsagen, um das Joch der Rajah auf sich zu nehmen, ein anderer verleugnet das Kreuz sowol als seine historische Vergangenheit und wird mohammedanisch.

So sehen wir denn die Ufer der Save und Donau heutzutage von den buntesten Bruchtheilen eines ursprünglich einheitlichen Völkerstammes bewohnt, und einzelne derselben einander sogar mehr minder feindlich gegenüberstehen.

Da haben wir am linken Ufer der Save Katholiken gemischt mit Orthodoxen, theils unter östreichisch bürgerlicher Staatsverwaltung,

theils in der Ausnahmsſtellung des Militärgrenzſyſtems. In den Gegenden an der obern Save herrſcht der Katholicismus, an der untern Save die orthodoxe Lehre vor. Am rechten Ufer der Save finden wir die Bevölkerung Bosniens in Katholiken und Mohammedaner getheilt, die erſtern ſich dem katholiſchen Dalmatien anſchließend, die letztern, ihres chriſtlichen Urſprungs längſt vergeſſend, zu den treueſten Anhängern der Pforte zählend.

Nur ein kleiner Theil der alten ſüdſlaviſchen Bevölkerung, unzugänglich in ſeinen Gebirgen dem Schwerte der Eroberer ſowol als politiſchen Einflüſſen, hat ſich bis auf den heutigen Tag orthodox erhalten — die Montenegriner.

Weiter abwärts am rechten Saveufer, in Serbien, finden wir wieder die orthodoxe Lehre, und eingekeilt zwiſchen zwei ſtreng türkiſch regierte Provinzen, einen heranblühenden unabhängigen Staat, der ſich für berufen hält in Rivaliſirung mit Griechenland der Kryſtalliſationspunkt eines orthodoxen Südreiches zu werden.

Verfolgen wir den Verlauf der Donau, ſo haben wir am rechten Ufer wieder die orthodoxe,

Lehre unter der Herrſchaft des Islams — das fleißige aber arme Volk der Bulgaren; am linken die vom Islam geräumte Walachei und Moldau, bewohnt von romaniſirten Slaven, die jedesmaligen Sündenböcke der ruſſiſchen Politik, chriſtliches Paſchathum neben Bojarenwirthſchaft, barbariſchen Luxus neben barbariſcher Verthierung, kurz — vielleicht die unglücklichſten und beklagenswertheſten Landſtriche von ganz Europa.

Welche Zukunft dieſer ſo merkwürdig zerklüftete Stamm entgegengehe — wer mag das im Vornherein berechnen wollen? Die Sympathien der verſchiedenen Theile divergiren zu mannichfaltig, nach Oſten, nach Weſten, nach Norden und ſelbſt nach Süden hin; nach Oſten mit dem Islam, nach Weſten mit Rom, nach Norden mit Rußland, nach Süden mit Griechenland! —

Die Geſtalt eines ſchlanken, kräftig gebauten jungen Mannes, der nicht weit von uns ſeit längerer Zeit am Schiffsgeländer lehnt, und deſſen Auge ebenfalls mit mehr als gedankenloſer Betrachtung die Gegend zu durchirren ſcheint, zieht endlich unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

Der junge Mann, wiewol ein Ernſt in ſeinem Weſen liegt, der uns veranlaſſen möchte, ihn für älter zu halten, kann doch nicht viel über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus ſein. Sein ganzes Ausſehen ſowie ſein Anzug hält eine gewiſſe Mitte zwiſchen Europäiſchem und Orientaliſchem. Ein Fehs mit einer reichen blauen Quaſte ſitzt ihm über einer Fülle ſchwarzen Lockenhaars, wenig des Neides des untadelhafteſten Helden der pariſer Salons. Sein Unteranzug beſteht aus Weſte und Beinkleidern nach europäiſchem Schnitte. Der Ueberrock und die Fußbekleidung, dann eine Art Leibchen, ſind türkiſch. Ein feiner, wohlgepflegter Schnurrbart im Verein mit einem Paar blitzender Kohlenaugen, geben den intelligenten leichtgebräunten Zügen einen Intereſſe erweckenden Ausdruck. An den Fingern funkeln koſtbare Ringe. Von ebenfalls koſtbarer Art ſcheint uns der Tſchibuk, den der junge Mann raucht.

Täuſcht uns unſere Kenntniß der Leute und des Landes nicht, ſo glauben wir in ihm einen Repräſentanten jener jungbosniſchen Propaganda vermuthen zu dürfen, über die uns der politiſirende Mehandſchi in ſeiner Weiſe einige unzu-

Punkte entdeckt, die ihn eine menſchliche Wohnung ahnen laſſen. Fiele der Blick nicht von Strecke zu Strecke auf ein Wachthaus, das oft nur auf vier Holzpfählen ſich mitten aus dem Sumpfe erhebt, und von deſſen Galerie das Bajonnet des Grenzers im Sonnenſchein herüberfunkelt, man könnte manchmal meinen, am Rande der Wüſte hinzufahren.

Wie ganz anders finden wir es drüben am rechten Ufer! Hier reichen die Eichenwälder Bosniens bis hart an den Strom heran, und tauchen, indeß ſich ihr dichtbelaubtes Geäſt in der Waſſertiefe abſpiegelt, die phantaſtiſchen Geflechte ihrer uralten Wurzeln in die Flut hinab. Nur an einzelnen Strecken, wo die alten Stämme für den Schiffbau ausgehauen oder zu Kohlen niedergebrannt wurden, lichten ſich dieſe Wälder zu wildverwachſenen Einſamkeiten, aus denen hier und da ein von Art und Flamme verſchont gebliebener Baumſtamm einzeln emporragt. Selten zeugt ein ausgedehntes Stück Schilfland von zu Grunde liegendem Sumpfe, noch ſeltener eine Rauchſäule von menſchlicher Behauſung; höchſtens hier und da die Schilfhütte eines Hirten

der Schiffers, ein an einen Baumzweig ſicher ebundener Kahn. Und hinter dem Allen in nä-erer oder weiterer Ferne die blauenden Hoch-ebirge, der liederreiche Sitz der Haiduken.

Dieſer Charakter der Uferlandſchaft iſt kein orübergehender. Von hier angefangen bis weit m Oſten an jener Stelle, wo ſich die Donau ei ihrer Einmündung in den Pontus in ein viel-ach verſchlungenes Netz von Armen zertheilt, leibt er ein und derſelbe. Mit Ausnahme der Strecke von Mitrowitz bis zur Einmündung der Save in die Donau, auf welcher die ſyrmi-chen Gebirge mit ihren fruchtbaren Abhängen en Strom begrenzen, und jener des ſüdöſtlichen Banates, wo ſich die Donau zwiſchen den ma-eriſchen Partien der ſüdlichen Karpathen hin-urchbewegt, bieten die linken Ufer überall den Anblick der hügelloſen ſumpfigen Fläche, die echten das Bild berg- und waldreicher Land-chaft.

Und ſeltſam! Wenn auch urſprünglich Söhne ines und deſſelben ſlaviſchen Stammes, die noch mmer eine und dieſelbe Sprache ſprechen, der öchſtens eine kleine Verſchiedenheit des Dialekts,

hier und da einen etwas andern Ausdruck aufprägt, sind doch die Anwohner beider Ufer, wie durch den Strom in ihren Wohnsitzen, so durch Geschichte und Geschick in ihren Sitten und in ihrem ganzen Wesen verschieden.

Die Väter beider haben gegen die rothe Fahne der Eroberer des Ostens zu Felde gestanden; die besten Helden beider haben bis auf den letzten Mann das Kreuz und mit diesem das Interesse der gesammten europäischen Cultur und Christenheit gegen die Sultane der Osmanen vertheidigt; nur daß die hinter den Wäldern des rechten Ufers drüben das Joch des Siegers als besiegte Rajah bereits im fünften Jahrhunderte tragen, die auf den Ebenen des linken Ufers es nach blutigen Kämpfen wieder abschüttelten; jene um sich bald darauf in bedrückende Renegaten und zwiefach bedrückte Glaubenstreue zu zerklüften, diese, um die Waffe nicht wieder aus den Händen zu legen, sondern als eine ununterbrochene Kette kriegerisch gerüsteter Grenzwächter der Pest und dem Islam den Uebertritt zu verwehren.

Unwillkürlich drängt es uns, indem wir die-

jen Scheidewänden hinabgesunken, der [illegible] Geschicke des ausgezeichneten Stammes der Süd-slaven zu gedenken: denn [illegible] [illegible] [illegible] die Geschichte ein [illegible] Beispiel [illegible] [illegible] Zerklüftung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Kirche; das Christenthum des Ostens riß sich vom Christenthume des Westens, [illegible] [illegible] Rom los. Der Stamm der Südslaven gerieth zwischen beiden getheilt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dorthin ganz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der geo-graphischen Lage nach [illegible] der [illegible] der Opportunität folgend, in zwei große Gruppen, von denen die eine im Osten orthodox [illegible] die andere im Westen katholisch ward: die eine den Patriarchen von Konstantinopel als das recht-mäßige Haupt der Christenheit, die andere den Papst in Rom als den rechtmäßigen Nachfolger und Erben Petri anerkannt: der erste und un-streitig nachhaltigste Bruch ist geschehen.

Nun kommt das Schwert der Osmanen. Nur mit Mühe gelingt es, die siegenden Horden von den Pforten Deutschlands über die Donau und Save zurückzudrängen, und ihrer Herrschaft diese Ströme als Grenzen zu setzen. Die diesseits Woh-

nenden bleiben, wenn auch bereits untereinander in Katholiken und Orthodoxe zerfallen, dem Kreuze und ihren historischen Erinnerungen treu, während die jenseits, dem Brennusschwert ihrer Ueberwinder gegenüber, nur die Wahl behalten zwischen dem traurigen Loose christlichen Sklaventhums und dem durch das Opfer der Glaubensabschwörung zu erkaufenden islamitischen Herrenthums. Nicht alle vermögen den Verlockungen dieses letztern zu widerstehen. Eine neue Zerklüftung findet statt. Ein Theil zieht es vor, allen Rechten und allen Ansprüchen zu entsagen, um das Joch der Rajah auf sich zu nehmen, ein anderer verleugnet das Kreuz sowol als seine historische Vergangenheit und wird mohammedanisch.

So sehen wir denn die Ufer der Save und Donau heutzutage von den bunteſten Bruchtheilen eines ursprünglich einheitlichen Völkerstammes bewohnt, und einzelne derselben einander sogar mehr minder feindlich gegenüberstehen.

Da haben wir am linken Ufer der Save Katholiken gemischt mit Orthodoxen, theils unter östreichisch bürgerlicher Staatsverwaltung,

theils in der Ausnahmsſtellung des Militärgrenzſyſtems. In den Gegenden an der obern Save herrſcht der Katholicismus, an der untern Save die orthodoxe Lehre vor. Am rechten Ufer der Save finden wir die Bevölkerung Bosniens in Katholiken und Mohammedaner getheilt, die erſtern ſich dem katholiſchen Dalmatien anſchließend, die letztern, ihres chriſtlichen Urſprungs längſt vergeſſend, zu den treueſten Anhängern der Pforte zählend.

Nur ein kleiner Theil der alten ſüdſlaviſchen Bevölkerung, unzugänglich in ſeinen Gebirgen dem Schwerte der Eroberer ſowol als politiſchen Einflüſſen, hat ſich bis auf den heutigen Tag orthodox erhalten — die Montenegriner.

Weiter abwärts am rechten Saveufer, in Serbien, finden wir wieder die orthodoxe Lehre, und eingekeilt zwiſchen zwei ſtreng türkiſch regierte Provinzen, einen heranblühenden unabhängigen Staat, der ſich für berufen hält in Rivaliſirung mit Griechenland der Kryſtalliſationspunkt eines orthodoxen Südreiches zu werden.

Verfolgen wir den Verlauf der Donau, ſo haben wir am rechten Ufer wieder die orthodoxe,

Lehre unter der Herrſchaft des Islams — das fleißige aber arme Volk der Bulgaren; am linken die vom Islam geräumte Walachei und Moldau, bewohnt von romaniſirten Slaven, die jedesmaligen Sündenböcke der ruſſiſchen Politik, chriſtliches Paſchathum neben Bojarenwirthſchaft, barbariſchen Luxus neben barbariſcher Verthierung, kurz — vielleicht die unglücklichſten und beklagenswertheſten Landſtriche von ganz Europa.

Welche Zukunft dieſer ſo merkwürdig zerklüftete Stamm entgegengehe — wer mag das im Vornherein berechnen wollen? Die Sympathien der verſchiedenen Theile divergiren zu mannichfaltig, nach Oſten, nach Weſten, nach Norden und ſelbſt nach Süden hin; nach Oſten mit dem Islam, nach Weſten mit Rom, nach Norden mit Rußland, nach Süden mit Griechenland! —

Die Geſtalt eines ſchlanken, kräftig gebauten jungen Mannes, der nicht weit von uns ſeit längerer Zeit am Schiffsgeländer lehnt, und deſſen Auge ebenfalls mit mehr als gedankenloſer Betrachtung die Gegend zu durchirren ſcheint, zieht endlich unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

Der junge Mann, wiewol ein Ernſt in ſeinem Weſen liegt, der uns veranlaſſen möchte, ihn für älter zu halten, kann doch nicht viel über die Mitte der zwanziger Jahre hinaus ſein. Sein ganzes Ausſehen ſowie ſein Anzug hält eine gewiſſe Mitte zwiſchen Europäiſchem und Orientaliſchem. Ein Fez mit einer reichen blauen Quaſte ſitzt ihm über einer Fülle ſchwarzen Lockenhaars, werth des Neides des untadelhafteſten Helden der pariſer Salons. Sein Unteranzug beſteht aus Weſte und Beinkleidern nach europäiſchem Schnitte. Der Ueberrock und die Fußbekleidung, dann eine Art Leibchen, ſind türkiſch. Ein feiner, wohlgepflegter Schnurrbart im Verein mit einem Paar blitzender Kohlenaugen, geben den intelligenten leichtgebräunten Zügen einen Intereſſe erweckenden Ausdruck. In den Fingern funkeln koſtbare Ringe. Von denſelben koſtbarer Art ſcheint uns der Tſchibuk, den der junge Mann raucht.

Täuſcht uns unſere Kenntniß der Leute und des Landes nicht, ſo glauben wir in ihm einen Repräſentanten jener jungbosniſchen Propaganda vermuthen zu dürfen, über die uns der politiſirende Mehandſchi in ſeiner Weiſe einige unzu-

ſammenhängende Mittheilungen machte, und deren Beſtand der Pforte durchaus nichts weniger als gleichgültig ſein darf.

Eine Unterhaltung, die wir verſuchen wollen mit ihm anzuknüpfen, wird uns bald belehren, ob wir uns in unſerer Vorausſetzung geirrt oder nicht!

Wir holen vom Wetter oder auch von der Landſchaft aus. Das iſt ſo auf Reiſen das beſte Mittel Jemandem näher zu rücken.

„Es iſt die Gegend von Brod", erwidert der junge Mann auf unſere Frage, in welcher Gegend wir uns beiläufig befänden. „Dort drüben hinter jenem Eichenſtand das Blaue, iſt das Wutſchiak-Gebirge, das andere die Zarewa-Gora! Hinter beiden liegt meine Heimat, die nesretna Bosna!"

Es iſt ein bezeichnender Sprachgebrauch, daß die bosniſchen Chriſten ihre Heimat eben nicht anders als nesretna, das unglückliche Bosnien, nennen.

„Ein geſegnetes, fruchtbares Land; wenn auch etwas öde an den Ufern, doch im Innern, wie man es ſchildert, voll der herrlichſten Höhen und Thäler . . ."

„Nicht für uns, Herr, nicht für die Rajah, das

ürft Ihr nie vergeſſen, wenn Ihr von Bosnien der ſonſt einem Lande da drüben ſprecht! Wir Rajah haben von all der Herrlichkeit eben nichts mehr, als daß wir ſie mit anſchauen dürfen. Und das müſſen wir theuer genug bezahlen. Unſer von dem Allen iſt keine Spanne groß Landes. Wir ſind das ärmſte Volk auf Erden!"

Den Bosnier alſo hätten wir richtig erkannt. Daß wir uns aber auch in dem Kerne des jungen Mannes nicht irrten, das glauben wir ebenfalls bereits für gewiß annehmen zu können. Indeß können wir uns nicht enthalten, ſeine letzte Aeußerung mit einem Blicke nach den funkelnden Ringen zu erwidern, die ſeine feingeformte Hand zieren.

Dies ſcheint ihm nicht zu entgehen.

„Nach mir dürft Ihr die Rajah nicht beurtheilen", fährt er in gewählter bosniſcher Ausdrucksweiſe fort. „Ich bin Kaufmann und habe mich ſeit meiner Kindheit viel in der Welt herumgetrieben. Der Kaufmann erwirbt, verliert, erwirbt wieder, und lernt es am Ende ertragen, daß er eben nichts Anderes ſein nennt, als ſeine Waare und ſein Geld. Aber die An-

dern!... Und eine Handvoll Waare und eine Handvoll Gold und ein funkelnder Fingerring, meint Ihr, das könne Einen vergessen machen, daß man mit alledem doch nicht viel besser ist als ein Hund? Gäbe es nicht für Unsereins den einen Trost wenigstens, daß man von Zeit zu Zeit aus diesem Lande der Knechtschaft hinauskommt in das freie Oestreich, nach Agram, nach Pest, nach Wien, und da wieder einmal Menschen sieht, an die kein Seraskier und kein Pascha ein Anrecht hat, Brüder Bulgaren, Serben, Herzegowiner und Montenegriner, mit denen man sich im fremden Lande über das Leiden der Heimat und über die Hoffnung, daß nun Dem bald ein Ende werden muß, besprechen kann, wahrhaftig, es lohnte sich nicht der Mühe, länger zu athmen!"

Wir können bei diesem Anlasse nicht umhin, die Bedeutung der Nachbarschaft Oestreichs, insbesondere aber Wiens, für die Einigung und Verständigung der Südslaven untereinander sowol als mit den verwandten nordslavischen Stämmen hervorzuheben.

Wien ist der große Markt, von welchem die

Kaufleute faſt aller ſüdſlaviſchen Gebiete ihren Waarenbedarf einholen. Bedeutende Handlungshäuſer ſüdſlaviſchen Urſprungs haben ſich da bleibend niedergelaſſen und bilden einen einflußreichen Mittelpunkt dieſes Handels ſowol, als auch mancher andern nationalen Intereſſen. Kaufleute aus allen Theilen Bosniens, Serbiens und Bulgariens kommen hier zuſammen und finden da zahlreiche Stamm- und Glaubensverwandte aus Kroatien, Slavonien und der Wojwodina. Bei dieſen ſowol als bei ihren anſäſſigen Landsleuten finden ſie die freundlichſte Aufnahme, und kommen bald nicht nur mit ihnen, ſondern auch mit Slaven anderer Gegenden in vertrauensvolle Beziehung. So erweitern ſich ihre Anſchauungen von Welt und Leben, von Geſchichte und Politik, und ihr Zuſammenhang mit der Welt und ihren Intereſſen gelangt ihnen zu Bewußtſein. Hat man ſeine Geſchäfte abgethan, ſo erzählt man dies und jenes aus der Heimat, beſpricht die Verhältniſſe derſelben und tauſcht auf dieſe Weiſe mancherlei Gedanken und Anſichten über Gegenwart und Zukunft ein, für deren Verbreitung man, einmal heim-

gekehrt, ebenſo dankbaren als fruchtbaren Boden findet. Aber auch für die ſüdſlaviſche Literatur iſt Wien ſeit langen Jahrzehnden, und zwar eben infolge dieſes Zuſammenſtrömens von zahlreichen Repräſentanten aller Stämme, ein ſehr thätiger Ausgangspunkt. Südſlaviſche Gelehrte und Schriftſteller haben ſich entweder bleibend hier niedergelaſſen oder doch ihre Schriften hierher zur Veröffentlichung gebracht. So bildet ſich aus dem Mittelpunkte commercieller bald ein Mittelpunkt geiſtiger Intereſſen heraus, an denen ſich zu betheiligen die aus allen Enden der ſüdſlaviſchen Welt Herbeiſtrömenden für eine heilige Sache des Patriotismus hielten. Man unterſtützte, man pränumerirte reichlich. Die Herausgabe manchen ſehr wichtigen und einflußreichen Werks iſt durch ſolches gemeinſame Wirken ermöglicht, und das Werk ſelbſt dadurch ſo zu ſagen allen ſüdſlaviſchen Stämmen gleich werth geworden, und half, wenn es der heimkehrende Trgowatz ſeinen Landsleuten als das neueſte gedruckte Werk mitgebracht, das angeknüpfte Band der Einigung und Verſtändigung ſtets enger und enger knüpfen. Dieſer Einfluß

tens auf die Entwickelung des ſüdſlaviſchen
wußtſeins führte in ſeinem weitern Verfolge
zahlreiches Zuſammenſtrömen bildungsbegie-
er junger Leute aus allen Theilen des öſtrei-
ſchen ſowol als des türkiſchen Südſlaventhums
bei. Man widmete ſich hier mit einem Fleiß
d Eifer, wie er wirklich nur aus dem Beſtre-
n hervorzugehen pflegt, dereinſt ſeinem Vater-
de nützlich zu werden, den verſchiedenſten Ge-
ten der Wiſſenſchaften, ja ſelbſt der Künſte.
an vergaß aber darüber auch nicht der natio-
len Intereſſen; man knüpfte Freundſchaften
d Verbindungen an, man war in der Ferne
die Heimat thätig, blieb, einmal dahin zu-
gekehrt, mit ſeinen Freunden in fortwähren-
Verbindung, und brachte ſo die ſüdſlaviſchen
ſtrebungen auf jenen Standpunkt faſt allge-
mer Einigung und Verſtändigung, auf wel-
n wir ihnen heutzutage begegnen. —

Die wenig zurückhaltende Weiſe, in wel-
r der junge Bosnier keinen Anſtand nimmt
) auszuſprechen, bringt es von ſelbſt mit
), daß wir in ganz ungezwungener Weiſe bald
ch auf die große Frage des Tages — die

Angelegenheiten des Orients — zu sprechen kommen.

Wir staunen nicht, den jungen Kaufmann über Alles, was seit dem Auftreten des Fürsten Menschikoff in Konstantinopel bis auf den heutigen Tag in der Sache vorgefallen, bis in die kleinsten Details bestunterrichtet zu finden. Von Interesse aber erscheint es uns, wenn er uns versichert, daß nicht nur er, sondern daß fast die ganze Rajah im Umfange Bosniens, wenigstens den Hauptsachen nach, über den Gang der Angelegenheit wohlunterrichtet sei. Zeitungen gebe es da gar keine oder doch nur sehr wenige. Nichtsdestoweniger erfahre Alles, was in den Interessen und Wünschen der südslavischen Stämme in irgend einer Beziehung stehe, in kürzester Zeit die allgemeinste Verbreitung.

Diese Empfänglichkeit, diese Theilnahme für politisches Leben und politische Bewegung, von der bis vor wenigen Jahren unter dem geknechteten Volke noch keine Spur zu entdecken war, verdient durchaus alle Beachtung. So schwer das türkische Joch auf dem Nacken der Rajah lastete, so zahlreich und blutig auch die Er-

ngen gegen die unerträglichſte aller Gewalt-
rrſchaften von jeher waren: ſo lange die
ajah nicht dachte, ſo lange ſie ſich nicht im
ſammenhange mit dem übrigen Europa fühlte,
r ſie nicht zu fürchten. Nun ſie zuerſt durch
: Ereigniſſe in Griechenland, durch jene in
rbien und Montenegro, und endlich durch die
rgänge der jüngſten Gegenwart geweckt iſt;
n ſie ſieht, daß aller Welt an ihrem Geſchicke
as liegt, gleichviel ob aus ſelbſtiſchen oder
s humaniſtiſchen Gründen: nun dürfte ſie
m mehr in den Zuſtand früherer Lethargie
rückzubringen ſein. Knirſchte ſie auch damals
weilen und erhob die Fauſt, ſo that ſie es
ie der Sklave hinter dem Rücken ſeines Herrn;
ute thut ſie es, wie einſt Spartacus mit den
einen in Capua, offen und frei.

Was nun die Angelegenheit ſelbſt betrifft, um
ren Willen die Parteien eines Welttheils, wenn
cht geradezu alle in offener Feldſchlacht, ſo
ch mit bewaffnetem Worte einander im Kampfe
genüberſtehen, ſo iſt der Standpunkt, von
elchem aus wir ſie von unſerm bosniſchen
eiſegefährten beurtheilt ſehen, allerdings ein

rein localer, rein auf das Interesse des nächsten Ichs beschränkter; insofern er uns aber die Wünsche und Bestrebungen einer sehr namhaften Masse der zunächst Betheiligten überblicken läßt, jedenfalls ein beachtenswerther.

Wie es mit der Rajah jetzt stehe, meint er, so könne es unmöglich länger bleiben. Geholfen müsse ihr werden. Von welcher Seite ihr Hülfe komme, das gelte ganz gleich, wenn nur überhaupt geholfen wird. Daß sich ihre Hoffnungen zunächst Rußland zuwandten, habe weniger in Glaubens- und Stammesverwandtschaft seinen Grund, als einfach darin, daß sich noch Niemand Anderer ihrer angenommen habe. Man wisse recht wohl, was man von Rußland zu erwarten habe; und namentlich in Bosnien und bei der katholischen Rajah sei es vor allen Andern Oestreich, wohin man von jeher sein Augenmerk gewandt. Allein Oestreich habe zwar mit den Türken viel Krieg geführt, am Ende aber stets wieder die eroberten Länder mitsammt der Rajah an das Regiment des Erbfeindes zurückgeliefert, aus dessen Joch es sie hatte befreien wollen oder doch sollen. Nicht so sei es

mit Rußland. Wo immer noch Rußland die Hand im Spiele hatte, ſei es für die Türken nie wieder auf den alten Stand zurückgekommen. So bei den Walachen, den Moldauern, den Serben, den Griechen. Freilich wären alle dieſe dafür aus Einer Kette in zwei gerathen, oder eigentlich in drei. Da wären nun Türke, Ruſſe und noch ein Extrafürſt Herr im Lande. So ſchlimm das aber nun ſei, ſo ſei doch wenigſtens nicht der Türke allein Herr, und wie immer, etwas Recht und Ordnung gebe es doch im Lande.

„Was bleibt uns alſo übrig", fährt er fort, „als, wenn auch nicht unſer Heil, doch irgend eine Aenderung in unſern Zuſtänden von Rußland her zu erwarten? Es iſt die einzige Macht, die, wenn wir uns auch nach nichts weniger ſehnen, als unter ihrem Scepter zur chriſtlichen Rajah zu werden, doch gegen unſern Feind zu Felde zieht, und daher unſer Verbündeter iſt. Wir müſſen für den Augenblick zu Rußland halten, denn uns kann nur eine Revolution helfen, und Rußland macht jetzt Revolution für uns. Daß wir, wenn einmal die Pforte liegt, nicht

ruſſiſch werden, dafür wird Europa ſorgen; daß wir, wenn wir es dennoch werden ſollten, es nicht bleiben, das iſt unſere Sorge."

Das Programm der Rajah ginge alſo nach dem mit einfachen Worten darauf hinaus: die Türkei muß jedenfalls aufhören ein von den Türken beherrſchtes Reich zu ſein. Was an ihre Stelle tritt, das gilt vor der Hand gleich; ſeien es nun ruſſiſche Provinzen oder abhängige Schattenfürſtenthümer. Die Hauptſache iſt, daß wir ein für alle mal aufhören türkiſch zu ſein. Einmal das erreicht, wird ſich alles Andere dann von ſelbſt geben, und die weitere Entwickelung der Zuſtände kann nicht verfehlen, unſere einzige natürliche und von uns wirklich angeſtrebte Zukunft zu verwirklichen: die ſtaatliche Selbſtändigkeit des ſüdlichen Slaventhums.

Von der Verheißung der Pforte, die Chriſten fortan mit den Mohammedanern in allen Rechten und Pflichten gleichhalten zu wollen, will unſer Reiſegefährte nichts wiſſen, und wir müſſen geſtehen, daß wir ihm in dieſem Punkte vollkommen und unbedingt zur Seite treten. Eine Verſöhnung zwiſchen dem türkiſchen und

christlichen Elemente ist von der einen wie von der andern Seite gleich unmöglich. Stillstand und Bewegung, Hemmniß und Streben, Wasser und Feuer, Verwesung und Leben können nie einen Bund eingehen. Und weil das die Türken ebenso gut einsehen als die Christen, so vermögen alle Garantien der Welt die letztern vor den erstern nicht sicher zu stellen, so lange diese die Herrscher sind. An Zusagen, so lange sie sich in Noth befinden, wird es nicht fehlen. Sind sie einmal außer Gefahr, dann kehrt Alles bald wieder ins alte Geleise zurück, oder doch möglichst nahe daran, und da man nicht wieder jedes einzelnen Falles wegen gleich einen Krieg anfangen kann, so wird es dann vor der Hand wieder eine Weile so bleiben. Und das ist es, was wieder die Rajah recht gut weiß. Was immer man daher von Deputationen und Ergebenheitsadressen der Rajah spricht, um ihre Sympathien für die Pfortenregierung darzuthun, es ist entweder völlig unwahr oder durch die Umstände erzwungen, und deshalb ebenso unwahr als alle Turkophilie, welche von gewissen Zeitungen und Persönlichkeiten zur Schau getra-

gen wird. Gab es noch irgend ernſtliche Türkenfreunde, die vielfachen Einblicke in die türkiſche Miſère, die vervielfältigte Berührung mit dieſem moderduftigen Stamme, welche eben die Gegenwart mit ſich bringt, muß ſie beim beſten Willen zu andern Anſichten führen.

Was die Mächte Frankreichs und Englands dazu bewege, unter ſolchen Verhältniſſen auf die Seite der Pforte zu treten, das iſt unſerm bosniſchen Reiſegefährten ein Räthſel. Weil ſie nicht augenblicklich Hand ans Werk legen, und dem „todten Manne" den Garaus machen helfen, ſieht er nicht, daß ſie im Grunde daſſelbe Ziel vor Augen haben, als er ſelbſt, kein anderes vor Augen haben können; meint er, ſie glauben wirklich an die Lebensfähigkeit des osmaniſchen Reiches, und es ſei ihr Ernſt, es zu erhalten. — Sollen wir verſuchen, ihn zu überzeugen, daß dies nichts weniger als der Fall ſei, daß der Widerſpruch, in welchem das Vorgehen der europäiſchen Mächte zu dem Ziele ſteht, welches ſie vor Augen haben, nur ein ſcheinbarer ſei; daß ſie in dem Dilemma, in welchem ſich Europa befindet, nicht anders vor-

gehen können als ſie vorgehen, wenn ſie den Welttheil ſelbſt nicht preisgeben wollen?

Europa hat nämlich nicht einen, ſondern zwei große Feinde, die ihm in ſeiner Fortentwickelung hinderlich im Wege ſtehen, und die ihm, der Eine wie ein Keil im Fleiſche, der Andere wie ein Alp auf der Bruſt drücken: die Türkei und Rußland.

Europa, und namentlich das weſtliche, überfüllt wie es iſt von geiſtiger und induſtrieller Entwickelung, von ſocialen und politiſchen Gährungsſtoffen, bedarf vor allem Andern des Raumes, um dieſen in ihm aufgehäuften Elementen eine Ausdehnung zu ermöglichen und ſich der überſchüſſigen und Gefahr drohenden Spannkraft derſelben zu entledigen. Es muß Länder haben, wohin ſich ſeine unbenutzten geiſtigen Kräfte wenden, um einen Wirkungskreis zu erwerben; es muß ſich neue Märkte für den Abſatz ſeiner Fabrikate ſchaffen; es muß endlich ſeine immerwährenden ſocialen und politiſchen Schwingungen ins Gleichgewicht zu bringen trachten. Eine Ausdehnungsmöglichkeit nach dem Weſten iſt ihm von Natur aus nicht ertheilt. Es ſteht ſich

daher einzig und allein nach Osten gewiesen. Es ist als wäre der Moment eingetreten, wo die Woge der Entwickelung des Menschengeschlechtes umschlagen und sich zurückwenden muß. Seit Jahrtausenden hat die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen, und zwar unter der merkwürdigen Erscheinung, daß sie, während sie vorwärts schreitend immer neue Strecken eroberte, in den rückwärts gelassenen Gebieten allmälig wieder abblühte. Im äußersten Westen Europas angelangt, muß sie sich, um sich fortzuentwickeln, wieder zurück nach dem Osten wenden, und ihren Eroberungszug dahin antreten, woher sie in ihren Anfängen ausgegangen. Diesem naturgesetzlichen Bestreben aber steht vor allem Andern die Türkei mit ihrem widernatürlichen Verhältnisse, daß eine bildungsunfähige, altersschwache Minorität, eine bildungsfähige und kräftige Majorität, gestützt auf die Fiction, daß dies eine europäische Nothwendigkeit sei, wie ein unüberwindliches Bollwerk entgegen; und es erwächst daher daraus die Nothwendigkeit, sie von Allem zu räumen, was diesem naturgesetzlichen Bestreben hinderlich ist, ih-

ren Boden, ihre Bevölkerung nicht länger der Cultur, dem freien Verkehre, der Industrie, den Wissenschaften, den gesellschaftlichen und politischen Institutionen Europas vorzuenthalten.

Steht nun das Osmanenthum in Europa dem Bedürfnisse dieses Welttheils, seine Thätigkeit gegen Osten hin auszudehnen, blos hinderlich im Wege, und zwar nicht aus absolutem Widerstreben gegen europäische Cultur, sondern aus innerer Unmöglichkeit, sie in sich aufzunehmen, so sucht ihm Rußland dagegen, und zwar grundsätzlich, diesen Weg völlig abzuschneiden.

In seinem innersten Wesen der geistigen Entwickelung feind, die socialen und politischen Ideen des westlichen Europa verabscheuend und sich davor hermetisch abschließend, auf dem Gebiete der Industrie unfähig damit zu concurriren, sieht es kein anderes Mittel, sich vor diesen mächtigen Agentien zu wahren, als indem es Europa vom Osten möglichst abschließt, ihm jede Ausdehnung dahin unmöglich macht, und es nöthigt, mit der Ueberfülle der in ihm angehäuften Elemente einer Katastrophe entgegenzugehen, aus der nur es allein Vortheil zu ziehen

vermöchte. Rußlands letztes Ziel iſt, Europa zu erdrücken, und deshalb iſt es ſein Feind.

Nun findet ſich Europa dieſen ſeinen beiden Feinden gegenüber in der eigenthümlichen Lage, ſie miteinander im Kampfe zu ſehen. Könnte es hoffen, daß Einer den Andern aufreiben werde, es könnte ruhig zuſehen und ſie Beide gewähren laſſen. Dies iſt aber keineswegs zu erwarten. Vielmehr konnte man mit unfehlbarer Gewißheit vorausſehen, Rußland würde die Türkei, wenn man es ungehindert über ſie herfallen ließe, mit leichter Mühe überwältigen und vernichten. Dieſe Macht, die keine iſt, die altersſchwach und morſch in ihrem ganzen Weſen, unfähig iſt, ſich innerhalb ihrer eigenen Grenzen Anerkennung zu verſchaffen und nach außen hin jeden Augenblick neue Demüthigungen erfährt, — die nur dadurch noch beſteht, weil ſie von den andern Mächten um der Fiction des Gleichgewichts halber zuſammengehalten wird, — die es nicht hindern kann, daß alle zehn Jahre ein anderes Stück des Reiches ihr den Gehorſam kündigt: dieſe Macht würde auch unfähig geweſen ſein, einem Feinde zu wider-

hen, der ſie mit ſeinen Maſſen geradezu terdrückt hätte. Und hierin iſt gerade der Umund zu ſuchen, der Europa in dem Streite ſein Platz anwies.

Die Türkei iſt widerſtandsunfähig. Rußland eiß dies recht wohl, und weil es weiß, daß dem Ausdehnungsbeſtreben Europas über kurz er lang von ſelbſt würde anheimfallen müſſen, cht es ſie zu vertilgen und ſich, das widerſtandshigere, an ihre Stelle zu ſetzen. Gerade daran der es zu hindern, liegt in Europas eigenſtem nteresſe, iſt ihm durch das unabweisliche Geſetz er Selbſterhaltung geboten. Es hat zwiſchen wei Uebeln das kleinſte zu wählen, und wer kann ch dann verwundern, daß es auf ſeinem Zuge ach dem Oſten lieber die Türkei als Rußland ch im Wege liegen ſieht? Die Türkei iſt in der luflöſung begriffen, und nicht lange mehr kann es auern, und der Islam hat der europäiſchen Cultur Platz gemacht, den Weg gebahnt. Rußland würde Europa die Erfüllung ſeiner Miſſion noch uf Jahrhunderte hinaus verunmöglichen! Wer ies bedenkt, der kann darin keinen Widerſpruch nden, in dieſem kritiſchen Moment die chriſt-

lichen und allerchriſtlichſten Mächte auf der Seite des „Erbfeindes der Chriſtenheit“ einer chriſtlichen Macht gegenüberſtehen zu ſehen. Es handelt ſich jetzt nicht um einen Triumph des Kreuzes, ſondern um eine freie Straße der Cultur! Es handelt ſich nicht darum, die Türkei zu ſtützen, ſondern Rußland zurückzudrängen; nicht um ein Auftreten für die Türkei, ſondern gegen Rußland; um einen Augenblick Waffenſtillſtand mit unſerm ſchwächern Gegner, um gemeinſam mit ihm erſt des Stärkern Meiſter zu werden.

Was nun das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht anbelangt, ſo können wir nicht umhin, darauf zurückzukommen, daß es lediglich eine Fiction ſei. In Wirklichkeit beſteht es nicht. Ein Körper, in welchem ſich die Kräfte in ungleicher Spannung befinden, iſt nicht im Gleichgewicht; und in Europa iſt dies der Fall. In Wirklichkeit wird das europäiſche Gleichgewicht erſt dann hergeſtellt ſein, wenn das osmaniſche Reich in die Intereſſen Europas nicht als todte Maſſe, als ſtrittige Hinterlaſſenſchaft eines fremden Elements, ſondern als aſſimilirt durch Cultur, Induſtrie, Verkehr, ſociale und politiſche

Institutionen hineingezogen und Rußland nicht im Stande sein wird, dem Welttheil die offene Straße nach dem Osten zu vertreten. Bis dahin schreibe man Noten so viel man wolle, erfinde die Diplomatie die geistreichsten Auskunftsmittel: es ist Alles nur lauter Provisorium, lauter Palliativum!

Wir haben das Unserige gethan, und so gut wir es in der Muttersprache unsers Mitreisenden vermochten, ihm die Nothwendigkeit der Haltung begreiflich zu machen versucht, welche Europa in der östlichen Frage einnimmt.

Großen Erfolges haben wir uns gleich in vornherein nicht versehen. Kämen die Diplomaten von ganz Europa zusammen, sie würden sich vergeblich abmühen, die Rajah, die eben nur fühlt, wo sie ihr Schuh drückt, für andere Ueberzeugungen zu gewinnen, als daß man, ehe irgend etwas Anderes geschieht, dreinhauen und die Türken mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Immer und immer wird sie auf dies „Ego vero censeo Carthaginem esse delendam" zurückkommen. Daß dies in diesem Augenblicke nur in Gemeinschaft mit Rußland geschehen

ruſſiſch werden, dafür wird Europa ſorgen; daß wir, wenn wir es dennoch werden ſollten, es nicht bleiben, das iſt unſere Sorge."

Das Programm der Rajah ginge alſo nach dem mit einfachen Worten darauf hinaus: die Türkei muß jedenfalls aufhören ein von den Türken beherrſchtes Reich zu ſein. Was an ihre Stelle tritt, das gilt vor der Hand gleich; ſeien es nun ruſſiſche Provinzen oder abhängige Schattenfürſtenthümer. Die Hauptſache iſt, daß wir ein für alle mal aufhören türkiſch zu ſein. Einmal das erreicht, wird ſich alles Andere dann von ſelbſt geben, und die weitere Entwickelung der Zuſtände kann nicht verfehlen, unſere einzige natürliche und von uns wirklich angeſtrebte Zukunft zu verwirklichen: die ſtaatliche Selbſtändigkeit des ſüdlichen Slaventhums.

Von der Verheißung der Pforte, die Chriſten fortan mit den Mohammedanern in allen Rechten und Pflichten gleichhalten zu wollen, will unſer Reiſegefährte nichts wiſſen, und wir müſſen geſtehen, daß wir ihm in dieſem Punkt vollkommen und unbedingt zur Seite treten. Eine Verſöhnung zwiſchen dem türkiſchen und

lichen Elemente iſt von der einen wie von andern Seite gleich unmöglich. Stillſtand Bewegung, Hemmniß und Streben, Waſſer Feuer, Verweſung und Leben können nie ei- Bund eingehen. Und weil das die Türken ſo gut einſehen als die Chriſten, ſo vermögen Garantien der Welt die letztern vor den erſtern ſicher zu ſtellen, ſo lange dieſe die Herr- ſind. An Zuſagen, ſo lange ſie ſich in befinden, wird es nicht fehlen. Sind ſie al außer Gefahr, dann kehrt Alles bald er ins alte Geleiſe zurück, oder doch mög- nahe daran, und da man nicht wieder je- einzelnen Falles wegen gleich einen Krieg ngen kann, ſo wird es dann vor der Hand er eine Weile ſo bleiben. Und das iſt es, wieder die Rajah recht gut weiß. Was er man daher von Deputationen und Erge- eitsadreſſen der Rajah ſpricht, um ihre pathien für die Pfortenregierung darzuthun, iſt entweder völlig unwahr oder durch die ände erzwungen, und deshalb ebenſo un- r als alle Turkophilie, welche von gewiſſen ungen und Perſönlichkeiten zur Schau getra-

gen wird. Gab es noch irgend ernſtliche Türkenfreunde, die vielfachen Einblicke in die türkiſche Miſère, die vervielfältigte Berührung mit dieſem moderduftigen Stamme, welche eben die Gegenwart mit ſich bringt, muß ſie beim beſten Willen zu andern Anſichten führen.

Was die Mächte Frankreichs und Englands dazu bewege, unter ſolchen Verhältniſſen auf die Seite der Pforte zu treten, das iſt unſerm bosniſchen Reiſegefährten ein Räthſel. Weil ſie nicht augenblicklich Hand ans Werk legen, und dem „todten Manne" den Garaus machen helfen, ſieht er nicht, daß ſie im Grunde daſſelbe Ziel vor Augen haben, als er ſelbſt, kein anderes vor Augen haben können; meint er, ſie glauben wirklich an die Lebensfähigkeit des osmaniſchen Reiches, und es ſei ihr Ernſt, es zu erhalten. — Sollen wir verſuchen, ihn zu überzeugen, daß dies nichts weniger als der Fall ſei, daß der Widerſpruch, in welchem das Vorgehen der europäiſchen Mächte zu dem Ziele ſteht, welches ſie vor Augen haben, nur ein ſcheinbarer ſei; daß ſie in dem Dilemma, in welchem ſich Europa befindet, nicht anders vor-

gehen können als ſie vorgehen, wenn ſie den Welttheil ſelbſt nicht preisgeben wollen?

Europa hat nämlich nicht einen, ſondern zwei große Feinde, die ihm in ſeiner Fortentwickelung hinderlich im Wege ſtehen, und die ihm, der Eine wie ein Keil im Fleiſche, der Andere wie ein Alp auf der Bruſt drücken: die Türkei und Rußland.

Europa, und namentlich das weſtliche, überfüllt wie es iſt von geiſtiger und induſtrieller Entwickelung, von ſocialen und politiſchen Gährungsſtoffen, bedarf vor allem Andern des Raumes, um dieſen in ihm aufgehäuften Elementen eine Ausdehnung zu ermöglichen und ſich der überſchüſſigen und Gefahr drohenden Spannkraft derſelben zu entledigen. Es muß Länder haben, wohin ſich ſeine unbenutzten geiſtigen Kräfte wenden, um einen Wirkungskreis zu erwerben; es muß ſich neue Märkte für den Abſatz ſeiner Fabrikate ſchaffen; es muß endlich ſeine immerwährenden ſocialen und politiſchen Schwingungen ins Gleichgewicht zu bringen trachten. Eine Ausdehnungsmöglichkeit nach dem Weſten iſt ihm von Natur aus nicht ertheilt. Es ſteht ſich

daher einzig und allein nach Osten gewiesen. Es ist als wäre der Moment eingetreten, wo die Woge der Entwickelung des Menschengeschlechtes umschlagen und sich zurückwenden muß. Seit Jahrtausenden hat die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen, und zwar unter der merkwürdigen Erscheinung, daß sie, während sie vorwärts schreitend immer neue Strecken eroberte, in den rückwärts gelassenen Gebieten allmälig wieder abblühte. Im äußersten Westen Europas angelangt, muß sie sich, um sich fortzuentwickeln, wieder zurück nach dem Osten wenden, und ihren Eroberungszug dahin antreten, woher sie in ihren Anfängen ausgegangen. Diesem naturgesetzlichen Bestreben aber steht vor allem Andern die Türkei mit ihrem widernatürlichen Verhältnisse, daß eine bildungsunfähige, altersschwache Minorität, eine bildungsfähige und kräftige Majorität, gestützt auf die Fiction, daß dies eine europäische Nothwendigkeit sei, wie ein unüberwindliches Bollwerk entgegen; und es erwächst daher daraus die Nothwendigkeit, sie von Allem zu räumen, was diesem naturgesetzlichen Bestreben hinderlich ist, ih-

ren Boden, ihre Bevölkerung nicht länger der Cultur, dem freien Verkehre, der Industrie, den Wissenschaften, den gesellschaftlichen und politischen Institutionen Europas vorzuenthalten.

Steht nun das Osmanenthum in Europa dem Bedürfnisse dieses Welttheils, seine Thätigkeit gegen Osten hin auszudehnen, blos hinderlich im Wege, und zwar nicht aus absolutem Widerstreben gegen europäische Cultur, sondern aus innerer Unmöglichkeit, sie in sich aufzunehmen, so sucht ihm Rußland dagegen, und zwar grundsätzlich, diesen Weg völlig abzuschneiden.

In seinem innersten Wesen der geistigen Entwickelung feind, die socialen und politischen Ideen des westlichen Europa verabscheuend und sich davor hermetisch abschließend, auf dem Gebiete der Industrie unfähig damit zu concurriren, sieht es kein anderes Mittel, sich vor diesen mächtigen Agentien zu wahren, als indem es Europa vom Osten möglichst abschließt, ihm jede Ausdehnung dahin unmöglich macht, und es nöthigt, mit der Ueberfülle der in ihm angehäuften Elemente einer Katastrophe entgegenzugehen, aus der nur es allein Vortheil zu ziehen

vermöchte. Rußlands letztes Ziel iſt, Europa zu erdrücken, und deshalb iſt es ſein Feind.

Nun findet ſich Europa dieſen ſeinen beiden Feinden gegenüber in der eigenthümlichen Lage, ſie miteinander im Kampfe zu ſehen. Könnte es hoffen, daß Einer den Andern aufreiben werde, es könnte ruhig zuſehen und ſie Beide gewähren laſſen. Dies iſt aber keineswegs zu erwarten. Vielmehr konnte man mit unfehlbarer Gewißheit vorausſehen, Rußland würde die Türkei, wenn man es ungehindert über ſie herfallen ließe, mit leichter Mühe überwältigen und vernichten. Dieſe Macht, die keine iſt, die altersſchwach und morſch in ihrem ganzen Weſen, unfähig iſt, ſich innerhalb ihrer eigenen Grenzen Anerkennung zu verſchaffen und nach außen hin jeden Augenblick neue Demüthigungen erfährt, — die nur dadurch noch beſteht, weil ſie von den andern Mächten um der Fiction des Gleichgewichts halber zuſammengehalten wird, — die es nicht hindern kann, daß alle zehn Jahre ein anderes Stück des Reiches ihr den Gehorſam kündigt: dieſe Macht würde auch unfähig geweſen ſein, einem Feinde zu wider-

hen, der ſie mit ſeinen Maſſen geradezu terdrückt hätte. Und hierin iſt gerade der Umnd zu ſuchen, der Europa in dem Streite ſein Platz anwies.

Die Türkei iſt widerſtandsunfähig. Rußland eiß dies recht wohl, und weil es weiß, daß : dem Ausdehnungsbeſtreben Europas über kurz der lang von ſelbſt würde anheimfallen müſſen, icht es ſie zu vertilgen und ſich, das widerſtandsihigere, an ihre Stelle zu ſetzen. Gerade daran der es zu hindern, liegt in Europas eigenſtem ntereſſe, iſt ihm durch das unabweisliche Geſetz er Selbſterhaltung geboten. Es hat zwiſchen vei Uebeln das kleinſte zu wählen, und wer kann ch dann verwundern, daß es auf ſeinem Zuge ach dem Oſten lieber die Türkei als Rußland ich im Wege liegen ſieht? Die Türkei iſt in der Auflöſung begriffen, und nicht lange mehr kann es dauern, und der Islam hat der europäiſchen Cultur Platz gemacht, den Weg gebahnt. Rußland würde Europa die Erfüllung ſeiner Miſſion noch f Jahrhunderte hinaus verunmöglichen! Wer s Bedenkt, der kann darin keinen Widerſpruch en, in dieſem kritiſchen Moment die chriſt-

lichen und allerchriſtlichſten Mächte auf der Seite des „Erbfeindes der Chriſtenheit“ einer chriſtlichen Macht gegenüberſtehen zu ſehen. Es handelt ſich jetzt nicht um einen Triumph des Kreuzes, ſondern um eine freie Straße der Cultur! Es handelt ſich nicht darum, die Türkei zu ſtützen, ſondern Rußland zurückzudrängen; nicht um ein Auftreten für die Türkei, ſondern gegen Rußland; um einen Augenblick Waffenſtillſtand mit unſerm ſchwächern Gegner, um gemeinſam mit ihm erſt des Stärkern Meiſter zu werden.

Was nun das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht anbelangt, ſo können wir nicht umhin, darauf zurückzukommen, daß es lediglich eine Fiction ſei. In Wirklichkeit beſteht es nicht. Ein Körper, in welchem ſich die Kräfte in ungleicher Spannung befinden, iſt nicht im Gleichgewicht; und in Europa iſt dies der Fall. In Wirklichkeit wird das europäiſche Gleichgewicht erſt dann hergeſtellt ſein, wenn das osmaniſche Reich in die Intereſſen Europas nicht als todte Maſſe, als ſtrittige Hinterlaſſenſchaft eines fremden Elements, ſondern als aſſimilirt durch Cultur, Induſtrie, Verkehr, ſociale und politiſch

Institutionen hineingezogen und Rußland nicht im Stande sein wird, dem Welttheil die offene Straße nach dem Osten zu vertreten. Bis dahin schreibe man Noten so viel man wolle, erfinde die Diplomatie die geistreichsten Auskunftsmittel: es ist Alles nur lauter Provisorium, lauter Palliativum!

Wir haben das Unserige gethan, und so gut wir es in der Muttersprache unsers Mitreisenden vermochten, ihm die Nothwendigkeit der Haltung begreiflich zu machen versucht, welche Europa in der östlichen Frage einnimmt.

Großen Erfolges haben wir uns gleich in vornherein nicht versehen. Kämen die Diplomaten von ganz Europa zusammen, sie würden sich vergeblich abmühen, die Rajah, die eben nur fühlt, wo sie ihr Schuh drückt, für andere Ueberzeugungen zu gewinnen, als daß man, ehe irgend etwas Anderes geschieht, dreinhauen und die Türken mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Immer und immer wird sie auf dies „Ego vero censeo Carthaginem esse delendam" zurückkommen. Daß dies in diesem Augenblicke nur in Gemeinschaft mit Rußland geschehen

könnte, und für die Gefahren, die hieraus dem übrigen Europa erwüchsen, hat sie keinen Sinn.

So auch unser bosnischer Reisegefährte.

Mit großer Aufmerksamkeit hat er uns zugehört. Am Ende aber erfaßt er unsere Hand, drückte sie dankbar, und spricht kopfschüttelnd: „Ihr mögt Recht haben ... aber Ihr seid eben nicht Rajah!“ — und geht.

XIII.

iognomie der Kajüte eines Savedampfers. — So viel e, ſo viel Meinungen; auch Theilungsprojecte. — Allah iſt groß, ſein Wille geſchehe!

---

e Wolken, die wir fern über den bosniſchen birgen emporſteigen ſahen, ſind indeſſen näher ückt. Der Himmel hat ſich umzogen und ein urfer Regen beginnt über das Verdeck hinzu- lchen.

Wir ſehen uns daher genöthigt, unſere land- iftlichen Betrachtungen und was ſich ſonſt an knüpfte, bis auf weiteres aufzugeben und i Beiſpiele aller jener unſerer Mitreiſenden jend, die Schutz in einem geſchloſſenen Raume)en, uns in die Kajüte hinabzubegeben.

Wie lebhaft es in dieſem kleinen, für die Gegend übrigens, in der wir, und für den größten Theil des Publicums, mit welchem wir reiſen, mit faſt luculliſchem Luxus ausgeſtatteten Raume zugeht! Alle Tiſche ſind umlagert, alle Bänke ſind beſetzt, und ſelbſt die für die Nachtruhe beſtimmten Polſter und Matten ſehen wir auf dem Boden ausgebreitet und in Anſpruch genommen.

In der einen Ecke dort, um den größten der Tiſche, finden wir eine fröhliche Tafelrunde banater Kaufleute gelagert, die eben aus Trieſt und aus Fiume kommen und deren wohlgenährten, lachenden Geſichtern man es anſieht, daß ſie ausgezeichnete Geſchäfte gemacht haben müſſen. Ihr Weizen gilt Gold ... warum ſollen nicht die Champagnerpfropfen ſpringen, warum nicht im edlen Halbzwölfſpiel die Karten und die Banknoten lumpigen Fidibuſſen gleich umherfliegen? Einige Grenzoffiziere, die ſich zu dem Obſervationscorps begeben, welches Oeſtreich an ſeiner Südoſtgrenze, um „die Intereſſen ſeiner Völker zu wahren", aufzuſtellen für gut befindet, cerniren dieſe Tafelrunde von allen Seiten und nehmen an dem Spiele den lebhafteſten Antheil des Zu-

ſchauens, da ihnen zu einem anderartigen das Geld gebricht.

Einen zweiten Tiſch hält ein öſtreichiſcher Beamter mit ſeiner ſehr zahlreichen Familie, in welcher ſich ſämmtliche Altersclaſſen, vom Säugling bis zur herangewachſenen Tochter und von der verblühenden Tante bis zur völlig eingegangenen Großmutter repräſentirt finden, in Beſchlag genommen. Der bedauernswerthe Mann! Sein Glück — in der Ehe ſowol, als in der Carrière — muß ihn, wenn es ſo fortgeht, unfehlbar zu Grunde richten! Seit vier Jahren iſt er vier mal entweder avancirt oder transferirt worden, und hat vier mal, um an ſeinen neuen Poſten zu gelangen, mit ſeiner Familie eine förmliche Völkerwanderung antreten müſſen. Zuerſt von Tirol nach Galizien, dann von Galizien nach Steiermark, dann von Steiermark nach Böhmen und nun vom nordweſtlichſten Ende Böhmens nach dem ſüdöſtlichſten Ende Siebenbürgens!

Um die übrigen Tiſche ſind Krämer, Schweinhändler, Landwirthe, Männer und Weiber aus allen Gegenden und allen Nationen gelagert; Serben, die von Siſſek herabkommen; Kroaten,

die nach Semlin wollen; Bulgaren, die in Sarajewo waren; Türken, die nach Widdin gedenken und die ohnehin dicke Luft mit einem Olymp von Tabackswolken erfüllen, als wollten ſie ſich dadurch von der unheiligen Rajah um ſich her vollkommen abſchließen; endlich Deutſche, die man überall findet. Und alles Dies lärmt und lacht, weint und ſingt, poltert und ſtößt durcheinander, daß Einem in dem erſten Augenblicke in der That Hören und Sehen vergeht.

So lärmend aber und ſo toll wie an einem Tiſche zunächſt des Einganges, über welchen hinaus wir uns bei der Ueberfüllung des Raumes nicht vorwärts zu bringen vermögen, geht es denn doch weiter nirgends zu. Peroriren, Opponiren, Demonſtriren, mit den Händen durch die Luft fechten, mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagen, Schimpfen und Fluchen, Zanken und Lachen tobt hier ſo wirr durcheinander, daß wir keinen Augenblick darüber in Zweifel ſein können, was hier getrieben werde, — ſei Politik.

Was verhandelt wird, iſt natürlich wieder nichts Anderes, als das Unausweichliche, die öſtliche Frage, und wir brauchen eben nicht lange

Zeugen der ſtürmiſchen Debatte zu ſein, um es heraus zu haben, daß es dem Schickſal gefallen hat, hier, auf den ſchwanken Dielen eines Bootes und in dem engen Raume einer Kajüte, ebenſo viele diverſe Meinungen und Sympathien als Köpfe aneinander gerathen zu laſſen.

Da iſt ein kleiner dicker Mann mit einem ungeheuern Fettwanſt, den wir an ſeiner blauen Kutte, an dem wirren langen Barte und an dem ſchmuzigen Käppchen alsbald als einen Popen, einen Prieſter der orientaliſchen Kirche, erkennen. Dieſer Mann iſt von Natur mit einer Stimme begabt, um die ihn mancher Dragonerwachtmeiſter beneiden würde. Und dieſe Stimme benutzt er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer dazu, Niemanden, der nicht einerlei Meinung mit ihm iſt, zu Worte kommen zu laſſen und Alles und Jedes mit dem Lobpreiſe ſeines „hohen Gönners", des „allergottesfürchtigſten Zaren von Moskwa", des „Erlöſers", „Befreiers", „Erretters", „Geſandten Gottes" niederzuſchmettern. Lange genug habe Gott die Seinigen unter dem Joche der Heiden ſchmachten laſſen; zu lange habe die bodenloſe Langmuth des rechtgläubigſten aller

Fürſten „die Seinen" unter dieſem Joche leiden geſehen. Nun aber ſei dieſe Langmuth erſchöpft und der Zeitpunkt gekommen, die Feinde des Kreuzes dafür zu züchtigen, ſie zu vernichten, die unglückliche Najah ihrem durch Glauben und Stammesgleichheit einzig und allein rechtmäßig angeborenen Herrn und Gebieter zuzuführen, auf daß er ſie unter ſeine ſchützenden und beglückenden Fittige nehme. Nicht um weltlicher Ehre und Macht willen habe er das Schwert gezückt, ſondern um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen, die Feinde des Kreuzes zu Schanden zu machen und ſein rechtmäßiges, ihm lange genug vorenthaltenes Erbe Konſtantin des Großen endlich einmal anzutreten.

Auf die „ketzeriſchen" Mächte des Weſtens, die ihn daran hindern wollen, iſt er — der Redner nämlich — wie ſich aus alledem von ſelbſt verſteht, nicht gut zu ſprechen. Er iſt vielmehr der feſten Ueberzeugung, daß ſie ihr gottloſes Unternehmen mit ihrem völligen Untergange büßen werden, und er ſieht den Tag ſchon im Geiſte voraus, wo ſie, wie einſt jener deutſche Kaiſer nach Rom, auf ihren Knien zu dem groß-

mächtigsten Abgesandten Gottes manövriren werden, um Reue und Buße zu üben.

Da ist ein Anderer, ein ehemaliger Beamter in serbischen Diensten wie es scheint, der wieder von Rußland gar nichts wissen will. Rußland dürfe man nie für etwas zu Dank schuldig werden. Es lasse sich keine guten Dienste theurer bezahlen, wie jener Advocat, der einem Bauern den Proceß um einen Hof gewann, dann aber ein solches Honorar in Anspruch nahm, daß sich der Bauer genöthigt sah, nicht nur den gewonnenen, sondern auch noch einen zweiten Hof zu verkaufen, um ihn zu befriedigen. Er wisse davon ein Lied zu singen!

Ein Dritter, ein Advocat aus der Wojwodina, meint, er verarge es Seiner Hochwürden, dem Popen, gar nicht, daß er für den allergottesfürchtigsten Zaren mit Leib und Seele zu Felde ziehe. Es sei bekannt genug, wie lange und mit wie viel Millionen von Rubeln Rußland daran gearbeitet, sich die Klöster und Kirchen zu Danke zu verpflichten und durch Geschenke aller Art, durch Heiligenbilder, Kirchengewänder und Altargefäße sich allenthalben erst die religiösen Sym-

pathien der Rajah zu erwerben, um ſie dann politiſch zu bearbeiten. Die Rajah aber ſei kein Narr, habe die Geſchenke hingenommen und wünſche mit ihrem geſunden Menſchenverſtande zwar die Befreiung von den Türken, aber nichts weniger als die Herrſchaft der Ruſſen; denn daß es ſich bei Rußland um ganz andere Dinge handele, als um die „Befreiung" der armen Glaubensgenoſſen, das zähle ſich heutzutage bereits jedes Kind von den Fingern ab. Die Religion habe mit der ganzen Sache gar nichts zu ſchaffen; ſich ihrer aber als Deckmantel für Dinge ganz anderer Art zu bedienen, das komme diesmal juſt nicht zum erſten mal vor!

Auch an Theilungsprojecten fehlt es nicht!

Der Pope für ſein Theil will zwar von einer Theilung nichts wiſſen; wenn aber ſchon getheilt ſein müſſe, ſo könne nur von einer Theilung zwiſchen dem Zaren und dem König von Griechenland die Rede ſein.

Der ſerbiſche Beamte und der Advocat hingegen wollen wieder Rußland ganz ausgeſchloſſen und die Türkei in eine Anzahl unabhängiger, untereinander aber in Form eines Staatenbundes

zuſammenhängender Fürſtenthümer getheilt wiſſen; etwa wie Deutſchland; nur mit dem Unterſchiede, daß der ſerbiſche Beamte Konſtantinopel gar Niemandem zuſprechen, ſondern als eine große freie Handelsſtadt, etwa wie Hamburg, unter die Garantie ganz Europas allen Nationen der Welt zum freien Verkehre mit dem Orient vorbehalten und geöffnet ſehen will; eine Maßregel, gegen welche der Pope einen entrüſteten, donnernden Proteſt erhebt, da er darin nur die Herabwürdigung des heiligen Erbes der griechiſchen Metropoliten zu einem trödelnden Wochenmarkt, die Entweihung der Sophienkirche zu einem Wollmagazin, kurz den Sieg des craſſeſten Materialismus über die geweihten Intereſſen der Religion und des Himmels erblickt.

Wir ſind nicht im Stande, der lärmenden Debatte, an der ſich mehr als ein Dutzend zwar ſehr ausgiebiger, keineswegs aber an parlementariſche Formen gewöhnter Stimmen betheiligen, zu folgen, und ziehen uns auf die Nachricht, daß der Regen nachgelaſſen habe, aus der Kajüte wieder in den Vorraum zurück.

Indem wir die Treppe hinanklimmen, fühlen wir eine Hand unſere Schulter berühren.

Wir blicken auf und erkennen in dem Urheber dieſer Zutraulichkeit einen athletiſch gebauten Muſelmann, den wir ſchon früher auf dem Verdeck oben, wo er in einiger Entfernung von uns auf einem Gewinde von Schiffstauen geſeſſen, und dann auch in der Kajüte bemerkten, wo er es ſich auf einem Teppiche, den er mit ſich trug, bequem gemacht hatte.

„Du haſt Chriſten gehört", ſpricht er uns an, „es iſt recht und billig, daß du nun auch einen Türken höreſt. Komm, ſetzen wir uns dort auf die Taue nieder!"

Wir folgen.

Indeß er uns voranſchreitet und zwiſchen den Umherlagernden den Weg bahnt, gewinnen wir Zeit, ihn näher zu betrachten.

„Ich weiß recht wohl", nimmt er, nachdem wir uns neben ihm niedergelaſſen, das Wort wieder auf, „was dir jener bosniſche Trgowatz auf dem Verdeck hier oben erzählt hat, und von dem, was die Lärmmacher in der Kajüte unten an Weisheit zum Beſten gegeben, iſt mir eben-

lls kein Wort entgangen. Sprich aufrichtig! u biſt nicht von der Rajah; du brauchſt deine einung vor mir ebenſo wenig zu verhehlen, s Die unten. Glaubſt du an das Alles?"

Eine ſchwere Aufgabe, auf eine ſolche Frage antworten. Wie wir ſind, lieben wir die rken ebenſo wenig als die Ruſſen, und ge- ören nichts weniger als zu Jenen, die, weil ſie as Unrecht auf Seite der Letztern ſehen, ſich ir die Erſtern ſogleich begeiſtern zu müſſen glau- ben. Wir bekennen uns daher, um die uns be- wieſene Zutraulichkeit nicht durch eine verletzende ntwort zu erwidern, für zu wenig unter- richtet, um ein entſchiedenes Urtheil auszu- ſprechen.

„Gut!" fährt der Türke fort. „Du ſahſt, wie ie einander in den Haaren liegen! Sie würden as nicht, wenn ſie den Koran in ſich aufgenom- en und einſehen gelernt hätten, daß den Satzun- en Allah's gegenüber alle Menſchenmeinung chaum des Meeres iſt, der die Flanken des chiffes wol benetzt, das Schiff ſelbſt aber in inem Gange nicht zu beirren vermag. Sie nd unzufrieden mit ihrem Looſe: ſie wollen es

die nach Semlin wollen; Bulgaren, die in Sarajewo waren; Türken, die nach Widdin gedenken und die ohnehin dicke Luft mit einem Olymp von Tabackswolken erfüllen, als wollten ſie ſich dadurch von der unheiligen Rajah um ſich her vollkommen abſchließen; endlich Deutſche, die man überall findet. Und alles Dies lärmt und lacht, weint und ſingt, poltert und ſtößt durcheinander, daß Einem in dem erſten Augenblicke in der That Hören und Sehen vergeht.

So lärmend aber und ſo toll wie an einem Tiſche zunächſt des Einganges, über welchen hinaus wir uns bei der Ueberfüllung des Raumes nicht vorwärts zu bringen vermögen, geht es denn doch weiter nirgends zu. Peroriren, Opponiren, Demonſtriren, mit den Händen durch die Luft fechten, mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagen, Schimpfen und Fluchen, Zanken und Lachen tobt hier ſo wirr durcheinander, daß wir keinen Augenblick darüber in Zweifel ſein können, was hier getrieben werde, — ſei Politik.

Was verhandelt wird, iſt natürlich wieder nichts Anderes, als das Unausweichliche, die öſtliche Frage, und wir brauchen eben nicht lange

Zeugen der ſtürmiſchen Debatte zu ſein, um es heraus zu haben, daß es dem Schickſal gefallen hat, hier, auf den ſchwanken Dielen eines Bootes und in dem engen Raume einer Kajüte, ebenſo viele diverſe Meinungen und Sympathien als Köpfe aneinander gerathen zu laſſen.

Da iſt ein kleiner dicker Mann mit einem ungeheuern Fettwanſt, den wir an ſeiner blauen Kutte, an dem wirren langen Barte und an dem ſchmuzigen Käppchen alsbald als einen Popen, einen Prieſter der orientaliſchen Kirche, erkennen. Dieſer Mann iſt von Natur mit einer Stimme begabt, um die ihn mancher Dragonerwachtmeiſter beneiden würde. Und dieſe Stimme benutzt er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer dazu, Niemanden, der nicht einerlei Meinung mit ihm iſt, zu Worte kommen zu laſſen und Alles und Jedes mit dem Lobpreiſe ſeines „hohen Gönners", des „allergottesfürchtigſten Zaren von Moskwa", des „Erlöſers", „Befreiers", „Erretters", „Geſandten Gottes" niederzuſchmettern. Lange genug habe Gott die Seinigen unter dem Joche der Heiden ſchmachten laſſen; zu lange habe die bodenloſe Langmuth des rechtgläubigſten aller

Fürſten „die Seinen“ unter dieſem Joche leiden geſehen. Nun aber ſei dieſe Langmuth erſchöpft und der Zeitpunkt gekommen, die Feinde des Kreuzes dafür zu züchtigen, ſie zu vernichten, die unglückliche Najah ihrem durch Glauben und Stammesgleichheit einzig und allein rechtmäßig angeborenen Herrn und Gebieter zuzuführen, auf daß er ſie unter ſeine ſchützenden und beglückenden Fittige nehme. Nicht um weltlicher Ehre und Macht willen habe er das Schwert gezückt, ſondern um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen, die Feinde des Kreuzes zu Schanden zu machen und ſein rechtmäßiges, ihm lange genug vorenthaltenes Erbe Konſtantin des Großen endlich einmal anzutreten.

Auf die „ketzeriſchen“ Mächte des Weſtens, die ihn daran hindern wollen, iſt er — der Redner nämlich — wie ſich aus alledem von ſelbſt verſteht, nicht gut zu ſprechen. Er iſt vielmehr der feſten Ueberzeugung, daß ſie ihr gottloſes Unternehmen mit ihrem völligen Untergange büßen werden, und er ſieht den Tag ſchon im Geiſte voraus, wo ſie, wie einſt jener deutſche Kaiſer nach Rom, auf ihren Knien zu dem groſ-

mächtigſten Abgeſandten Gottes wallfahrten werden, um Reue und Buße zu üben.

Da iſt ein Anderer, ein ehemaliger Beamter in ſerbiſchen Dienſten wie es ſcheint, der wieder von Rußland gar nichts wiſſen will. Rußland dürfe man nie für etwas zu Dank ſchuldig werden. Es laſſe ſich ſeine guten Dienſte ſtets ſo theuer bezahlen, wie jener Advocat, der einem Bauern den Proceß um einen Hof gewann, dann aber ein ſolches Honorar in Anſpruch nahm, daß ſich der Bauer genöthigt ſah, nicht nur den gewonnenen, ſondern auch noch einen zweiten Hof zu verkaufen, um ihn zu befriedigen. Er wiſſe davon ein Lied zu ſingen!

Ein Dritter, ein Advocat aus der Wojwodina, meint, er verarge es Seiner Hochwürden, dem Popen, gar nicht, daß er für den allergottesfürchtigſten Zaren mit Leib und Seele zu Felde ziehe. Es ſei bekannt genug, wie lange und mit wie viel Millionen von Rubeln Rußland daran gearbeitet, ſich die Klöſter und Kirchen zu Danke zu verpflichten und durch Geſchenke aller Art, durch Heiligenbilder, Kirchengewänder und Altargefäße ſich allenthalben erſt die religiöſen Sym-

pathien der Rajah zu erwerben, um ſie dann politiſch zu bearbeiten. Die Rajah aber ſei kein Narr, habe die Geſchenke hingenommen und wünſche mit ihrem geſunden Menſchenverſtande zwar die Befreiung von den Türken, aber nichts weniger als die Herrſchaft der Ruſſen; denn daß es ſich bei Rußland um ganz andere Dinge handele, als um die „Befreiung" der armen Glaubensgenoſſen, das zähle ſich heutzutage bereits jedes Kind von den Fingern ab. Die Religion habe mit der ganzen Sache gar nichts zu ſchaffen; ſich ihrer aber als Deckmantel für Dinge ganz anderer Art zu bedienen, das komme diesmal juſt nicht zum erſten mal vor!

Auch an Theilungsprojecten fehlt es nicht!

Der Pope für ſein Theil will zwar von einer Theilung nichts wiſſen; wenn aber ſchon getheilt ſein müſſe, ſo könne nur von einer Theilung zwiſchen dem Zaren und dem König von Griechenland die Rede ſein.

Der ſerbiſche Beamte und der Advocat hingegen wollen wieder Rußland ganz ausgeſchloſſen und die Türkei in eine Anzahl unabhängiger, untereinander aber in Form eines Staatenbundes

zuſammenhängender Fürſtenthümer getheilt wiſſen; etwa wie Deutſchland; nur mit dem Unterſchiede, daß der ſerbiſche Beamte Konſtantinopel gar Niemandem zuſprechen, ſondern als eine große freie Handelsſtadt, etwa wie Hamburg, unter die Garantie ganz Europas allen Nationen der Welt zum freien Verkehre mit dem Orient vorbehalten und geöffnet ſehen will; eine Maßregel, gegen welche der Pope einen entrüſteten, donnernden Proteſt erhebt, da er darin nur die Herabwürdigung des heiligen Erbes der griechiſchen Metropoliten zu einem trödelnden Wochenmarkt, die Entweihung der Sophienkirche zu einem Wollmagazin, kurz den Sieg des craſſeſten Materialismus über die geweihten Intereſſen der Religion und des Himmels erblickt.

Wir ſind nicht im Stande, der lärmenden Debatte, an der ſich mehr als ein Dutzend zwar ſehr ausgiebiger, keineswegs aber an parlementariſche Formen gewöhnter Stimmen betheiligen, zu folgen, und ziehen uns auf die Nachricht, daß der Regen nachgelaſſen habe, aus der Kajüte wieder in den Vorraum zurück.

Indem wir die Treppe hinanklimmen, fühlen wir eine Hand unſere Schulter berühren.

Wir blicken auf und erkennen in dem Urheber dieſer Zutraulichkeit einen athletiſch gebauten Muſelmann, den wir ſchon früher auf dem Verdeck oben, wo er in einiger Entfernung von uns auf einem Gewinde von Schiffstauen geſeſſen, und dann auch in der Kajüte bemerkten, wo er es ſich auf einem Teppiche, den er mit ſich trug, bequem gemacht hatte.

„Du haſt Chriſten gehört", ſpricht er uns an, „es iſt recht und billig, daß du nun auch einen Türken höreſt. Komm, ſetzen wir uns dort auf die Taue nieder!"

Wir folgen.

Indeß er uns voranſchreitet und zwiſchen den Umherlagernden den Weg bahnt, gewinnen wir Zeit, ihn näher zu betrachten.

„Ich weiß recht wohl", nimmt er, nachdem wir uns neben ihm niedergelaſſen, das Wort wieder auf, „was dir jener bosniſche Trgowatz auf dem Verdeck hier oben erzählt hat, und von dem, was die Lärmmacher in der Kajüte unten an Weisheit zum Beſten gegeben, iſt mir eben-

falls kein Wort entgangen. Sprich aufrichtig! Du biſt nicht von der Rajah; du brauchſt deine Meinung vor mir ebenſo wenig zu verhehlen, als Die unten. Glaubſt du an das Alles?"

Eine ſchwere Aufgabe, auf eine ſolche Frage zu antworten. Wie wir ſind, lieben wir die Türken ebenſo wenig als die Ruſſen, und gehören nichts weniger als zu Jenen, die, weil ſie das Unrecht auf Seite der Letztern ſehen, ſich für die Erſtern ſogleich begeiſtern zu müſſen glauben. Wir bekennen uns daher, um die uns bewieſene Zutraulichkeit nicht durch eine verletzende Antwort zu erwidern, für zu wenig unterrichtet, um ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen.

„Gut!" fährt der Türke fort. „Du ſahſt, wie ſie einander in den Haaren liegen! Sie würden das nicht, wenn ſie den Koran in ſich aufgenommen und einſehen gelernt hätten, daß den Satzungen Allah's gegenüber alle Menſchenmeinung Schaum des Meeres iſt, der die Flanken des Schiffes wol benetzt, das Schiff ſelbſt aber in ſeinem Gange nicht zu beirren vermag. Sie ſind unzufrieden mit ihrem Looſe: ſie wollen es

anders, ſie wollen es beſſer haben ... Laſſ' dir darauf eine Geſchichte erzählen!"

Hierauf bläſt er einige Rauchwolken von ſich und fährt fort:

„Als der Prophet einmal luſtwandeln ging, da fand er eine Stelle im Felde, da wuchs viel Schlingkraut, das am Boden hinkroch und ſich nicht zu erheben vermochte. Das ging dem Propheten nahe und er ſetzte einen Baum an die Stelle und ſprach: das thu' ich, damit du Schlingkraut nicht ewig am Boden herumzukriechen brauchſt und dich an dem Baum zum Himmel erhebſt. Der Baum gedieh und wurde zum mächtigen Stamme und das Schlingkraut wand ſich an ihm hinan, und es war Alles gut. Mit einem mal aber ward das Schlingkraut unzufrieden und rief: was ſoll uns der Baum, können wir nicht allein ſtehen? Sein Schatten iſt uns nur hinderlich, daß wir nicht beſſer gedeihen können! Die Eigenthümer der Nachbarfelder, denen der Baum ohnehin zum Verdruſſe war, hörten dies und ſprachen: gleich wollen wir euch helfen. Hierauf ſchlangen ſie das Schlingkraut los und hieben mit Aexten nach dem Baume.

Der Baum fiel. Doch was geſchah nun? Das Schlingkraut kroch wieder am Boden. Die Nachbarn rieben ſich freudig die Hände, kamen herbei, laſen es auf und kochten ſich daran ihre Fiſche."

„Du verſchweigſt, daß der Baum ſich überlebt hatte, daß er morſch war!"

„Wär' er es, dann mußte er auch von ſelbſt fallen, wenn einmal ſein Tag gekommen. Wozu den Beſchlüſſen Allah's vorgreifen? Was tragen es dieſe Chriſten nicht geduldig, wenn ihnen auferlegt iſt, Knecht zu ſein? Wäre es Allah's Rathſchluß, daß ſie die Herren und wir ihre Diener — was Gott verhüte —; müßten wir es nicht ebenſo mit Geduld ertragen? Sich gegen Allah's Rathſchluß empören, das frommt nicht. Es läßt ſich doch nicht ändern und kommt eben nicht anders, als er es will. Darum ſorgen wir auch nicht und laſſen ſie in ihrer Sündhaftigkeit gewähren. Ich will übrigens in Mekka ihrer gedenken, daß Allah ihren Sinn beſſere."

„Ihr geht alſo nach Mekka?" fragen wir, nicht wenig überraſcht, den Muſelmann in einer Zeit, da ſich im Umfange des großen Reiches Mohammed's jedenfalls nicht unbedeutende Dinge

entwickeln, eine ſolche Wallfahrt unternehmen zu ſehen.

„Allerdings! Ich habe es in einem Gefechte, das die Leute unſeres Dorfes mit den Cernogorzen, die es räuberiſch überfielen, zu beſtehen hatten, gelobt und will nicht ſäumen, mein Gelübde zu erfüllen.“

„Und glaubſt du dein Haus und deine Höfe auf ſo lange Zeit ſorglos verlaſſen zu können?“

„In ſechs Monaten bin ich zurück und ſo ſchnell läßt Allah die Seinen nicht ſinken! Bin ich einmal wieder da, dann mögen ſie kommen, die Einen uns zu bekämpfen, die Andern uns zu beſchützen, und Alle ſich in unſer Hab und Gut zu theilen; — Hadſchi Muſtafa Filipowitſch wird ſeine Damascenerbüchſe nicht in die Stubenecke ſtellen!

Mit dem Schwerte theilen wir die Erde,
Denn nur Einer kann der Herr im Land ſein,
Aber dienſtbar muß ihm ſein der Andre!

wie es im Lied heißt. Wer nun Herr und wer Knecht ſein ſoll — Allah weiß es heute ſchon. Wir aber werden es zeitig genug erfahren!“

Dieſem Gleichmuth den ſich entwickelnden
Dingen gegenüber begegnen wir nicht zum erſten
Mal bei Hadſchi Muſtafa Filipowitſch, der ſeinem
Namen nach ſelbſt von mohammedaniſirten Sla-
ven ſtammt. Es iſt dies die unter den Moslims
allgemein gangbare Anſchauung der Weltbegeben-
heiten. Wie ſie den Verluſt Serbiens und
Griechenlands getragen, ſo werden ſie den Ver-
luſt jeder andern ihrer Provinzen, ja ſelbſt der
letzten Scholle europäiſchen Bodens ebenfalls er-
tragen, wenn ihre Zeit um iſt. Sie werden
kämpfen, und wir ſind überzeugt, wie die Löwen;
ſie werden ihr Daſein auch noch friſten; aber —
wir ſind deſſen ebenſo überzeugt — ſie werden end-
lich dennoch weichen. Denn wie das dunkle Vor-
gefühl eines unvermeidlichen Geſchicks liegt ihnen
die Ahnung auf der Seele, daß ihre letzte Stunde
Verrinnen iſt.

XIV.

Semlin. — Alte Freunde.

In Semlin verlaſſen wir das Saveboot und mit ihm die politiſirende Tafelrunde, um mit einem der nächſten Donaudampfer, der auf ſeiner Thalfahrt hier Halt machen wird, unſern Weg ſtromabwärts fortzuſetzen.

Semlin iſt uns kein fremder Ort. Wir haben es zu wiederholten malen geſehen und wenn du dich, lieber Leſer, noch unſerer „Südſlaviſchen Wanderungen" erinnerſt, auch darüber bereits ausgeſprochen. Mit einer deutſchen Stadt allerdings kann es ſich nicht vergleichen, und wer den Maßſtab deutſcher Städte daran legt, der wird ſich ſchwerlich befriedigt finden. Das muß man aber auch nicht thun. Man muß es ſo

nehmen, wie es eben iſt, alle Vergleiche und Anſprüche fahren laſſen und ſich lieber mit den Eigenthümlichkeiten des hieſigen, ſüdlich-ſlaviſchen Lebens vertraut zu machen ſuchen, und man wird hier ebenſo angenehme Tage verleben, wie wir ſchon ſo oft.

Es iſt dies überhaupt ein ſchlimmer Fehler, und namentlich deutſcher Reiſender, daß ſie überall den Griffel der Kritik zur Hand haben müſſen! Fremde Länder, Völker und Städte, die man ſieht, ſind nicht Bücher, nicht Theaterſtücke, nicht Gemälde; und wenn du einmal heimgekehrt biſt, ſo erwartet das Publicum keine Recenſion, ſondern ein lebendiges, friſches Bild von dir. Nun aber können es dieſe Herren nicht laſſen, ſtatt friſch ins Leben zu greifen und es warm und augenfällig hinzuſtellen, über das Nachtquartier zu klagen, Beefſteaks und Bedienung zu tadeln und es als ein Zeichen tiefſter Barbarei hervorzuheben, daß die Straßen nicht einmal gepflaſtert ſind! Ueber Volk und Leben keine Sylbe, höchſtens ein verächtliches Naſenrümpfen. Ja, wenn man lauter Hôtels de Bavière und lauter Philoſophie haben will, dann darf man freilich nach

Süden nicht über Leipzig, nach Norden nicht über Berlin hinaus.

Wir für unſern Theil verzichten auf ein tapezirtes Zimmer, auf die ganze deutſche Küche mit ihren franzöſiſchen Namen, auf alles äſthetiſirende Publicum, laſſen die dunkeln Seiten dunkel ſein und erfreuen uns deſto mehr an den lichten. So reiſen wir!

Was nun Semlin anbelangt, ſo hat es, wenn auch kein oder doch nur ein ſehr beklagenswerthes Straßenpflaſter, doch unbedingt etwas von einer großen Stadt. In den Straßen iſt's immer lebendig, Bänke und Stühle vor den Kaffeehäuſern ſind überfüllt. Man ſpeiſt ſogar Gefrorenes. Der Zuſammenfluß eines lebhaften Handels — es iſt der Hauptſtationsplatz zwiſchen den Donauländern, Ungarn und Oeſtreich — hat hier nicht nur viel Geld, ſondern auch viel Luxus und etwas Weltton zuſammengebracht, und die reichen Kaufleute hier wiſſen ſich nach ihrer Weiſe das Leben ganz angenehm zu machen.

Als wir zuletzt hier waren, trugen ſie ſich ſogar mit der Hoffnung herum, in Anbetracht der

Wichtigkeit des Ortes, ſeiner Lage und ſeiner während der ungariſchen Kämpfe bewährten Geſinnungstüchtigkeit für ihn die Privilegien eines Freihafens zu erwerben. Es ſind zu dieſem Zwecke ſogar Schritte unmittelbar beim Hof gethan worden. Die gehoffte Anerkennung indeß iſt dem angeregten Verdienſte nicht zu Theil worden. Ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Daß der Handel Semlins durch dergleichen Privilegien einen namhaften Aufſchwung hätte erfahren können, möchten wir ſelbſt glauben. Ob aber, um dies zu erreichen, Semlin gerade ein Freihafen werden muß, das iſt eine andere Frage. Mit der immer mehr zunehmenden Ausdehnung des Oſtverkehrs auf der Donau und mit der Ausſcheidung der Stadt und ihres Gebietes aus dem Militärgrenzverbande wird ſich das wol von ſelbſt ebenfalls geben.

In dieſem Augenblicke ſieht Semlin mehr dem Hauptquartiere einer Armee als einem Handelsorte ähnlich. Alles iſt von Soldaten und Offizieren überfüllt, die theils aus den obern Gegenden ankommen, theils zum Obſervationscorps weitergehen. Auch ein wenig Diplomatie

wird hier getrieben, ſeit die Ruſſen das gegenüberliegende Belgrad haben räumen müſſen. Beſuche von hier aus von Seite der öſtreichiſchen Offiziere bei dem Paſcha von Belgrad werden fortwährend gemacht und von Belgrad aus erwidert, wie denn überhaupt der Verkehr mit dieſer Hauptſtadt Serbiens ein unausgeſetzt lebhafter iſt.

Die Stimmung der Bevölkerung, wie überall, iſt eine getheilte. Es gibt da Ruſſenfreunde und Türkenfeinde, Türkenfreunde und Ruſſenfeinde. Im Ganzen aber iſt ſie eine durchaus unentſchiedene und wartet mehr als anderswo auf einen Anſtoß von oben, um eine feſte Farbe anzunehmen. Gegen wen Oeſtreich ſeine Waffen kehren wird, gegen den werden die Semliner ſein; das iſt ſo Handelsſtadtcharakter. Indeß iſt doch nicht zu verkennen, daß man die Gefahr, die allen obern Donauſtädten durch einen Sieg Rußlands droht, auch hier vollkommen kennt und ſich darnach ſeine politiſche Meinung gebildet hat, wenn auch nicht ausſpricht. —

Da es früh Morgens iſt und ein Dampfer eben über Carlowitz abgeht, ſo wollen wir die

elegenheit nicht unbenutzt laſſen und einen Bo-
n, den uns zu dieſem Zwecke einer unſerer
mliner Freunde beſorgt, den Grußzettel des
oſpon Kapetan nebſt einigen begleitenden Zeilen
ach N... abſenden und ihn auf dieſe Weiſe
ewiſſermaßen mittelbar überreichen. Sind wir
illkommene Gäſte, ſo können wir mit dem heute
bend bergab kommenden Dampfſchiffe noch Ant-
ort erwarten.

Den Tag wollen wir indeß, ſo gut es ſich
i einer ſo improviſirten Ankunft, wie die unſere,
un läßt, in der Mitte unſerer hieſigen Bekannt-
haften zubringen, mit dem Unterſchiede gegen
nſt jedoch und unter der aller ſüdſlaviſchen Sitte
hnurſtracks zuwiderlaufenden Bedingung, daß
r Gaſt auch einmal der Wirth ſeiner Wirthe
in darf. Wir verdanken einem jeden dieſer
nſerer Freunde ſchon ſo viele heitere Erinne-
ngen, daß wir es uns nicht verſagen können,
e auch einmal alle nicht nur um uns, ſondern
ch bei uns verſammelt zu ſehen.

Das beſte Zimmer des Gaſthofes, in welchem
ir unſer Quartier aufgeſchlagen, wird in An-
ruch genommen, Kaffee, Wein, Taback und von

warmer und kalter Küche, ſo viel als aufzubringen iſt, herbeigeſchafft, und als es von den Kirchthürmen Mittag läutet, gehen die klingenden Gläſer und die blauen Rauchwolken längſt im Kreiſe und ein halbes Dutzend der aufgeräumteſten Geſellen iſt im beſten Zuge, ſich für das fröhlichſte Rund im ganzen Syrmierlande zu proclamiren.

Toaſte ſollen ausgebracht werden. Wo drei Südſlaven beiſammenſitzen und eine Flaſche Wein vor ihnen auf dem Tiſche ſteht, da muß es auch Zuſprüche, Anſprüche, Tiſchreden und Erwiderungen geben.

„Es lebe der Zar!“ erhebt Dragutin ſein vollgefülltes Glas, der, ein eingefleiſchter Ruſſophil, der feſten Ueberzeugung lebt, Kaiſer Nikolaus habe keine andere Miſſion, als Alles, was auf Erden ſlaviſch iſt oder je ſlaviſch war, zu einem großen, einheitlichen, tauſendjährigen Reiche zu vereinen, dieſe fixe Idee jedoch ausgenommen, die treuherzigſte, offenſte Seele von der Welt, die nichts auf dem Herzen behalten kann, namentlich, wenn ſie den Rubicon des fünften Glaſes Wein einmal überſchritten.

„Keine politiſchen Expectorationen!“ fällt ihm Koſta ins halbausgeſprochene Wort, wir wiſſen nicht, ob in ſeinem Charakter als kaiſerlicher Beamter oder weil er, in der Ueberzeugung, Politik ſei unter den gegenwärtigen Verhältniſſen eine Alltagskoſt, mit der ſich die Handwerksburſchen in allen Kneipen tractiren, dies Gerücht von unſerm Kreiſe fern zu halten wünſcht.

„Es lebe der Sult..!“ erhebt ſich gleich darauf Waſſilje, ein ſeiner «freigeiſtigen Geſinnungen» und ſeiner «revolutionären Sympathien» wegen aus der Armee geſchiedener Exleutenant.

„Keine Politik!“ bricht Koſta, und wie wir jetzt ſehen, in der einfachen, wohlgemeinten Abſicht, das neutrale Terrain eines freundſchaftlichen Gelages ſich nicht in die blutige Wahlſtatt einander feindlich entgegengeſetzter Meinungen verwandeln zu laſſen, auch Dieſem das Wort ab. „Und noch einmal und einmal für alle mal: Keine Politik! Sollen Toaſte ausgebracht ſein, bringt ſie den Freunden aus, dem Weine, dem Geſange, den ſchönen Mädchen! Damit Punktum. Das Geſetz iſt gegeben und wer

dawiderhandelt, wird ſtandrechtlich zum ewigen Durſten verurtheilt!"

Und um das Geſetz ſogleich in Wirkſamkeit zu ſetzen, hält er uns in der ihm eigenen launigen Weiſe und in dem Tone der bei den Gelagen ſeiner Landsleute allgemein üblichen Tiſchreden, folgende Anrede:

„Dem Hausherrn, unſerm Wirth,
Der ſich wieder einmal zu uns verirrt!
Dem ehrenwerthen, hochſchätzbaren Gaſte,
Der beſſer als zu uns ins Schwabenland paßte,
Wo man Freunde nur aufſucht, damit man ein wenig raſte
Und — faſte ...!

Tritt er alle Sitte auch mit Füßen,
Und will's nicht leiden, daß wir ihn begrüßen
Nach gutem, althergekommenem Brauch
Mit ſchwarzem Kaffee und mit blauem Rauch,
Mit gold'nem Wein (und mit rothem auch!);
Stürzt er auch rebelliſch den Weltlauf um,
Behauptend, daß grad' ſei was da krumm,
Und ſtatt auf den Beinen müſſe man gehn auf dem Kopf,
Statt in den Nacken an die Naſe hängen den Schopf,
Durch's Fenſter ins Haus gehn ſtatt durch die Thüren,
Den Herrn ſtatt des Roſſes den Karren laſſen führen,
Den Jäger ſtatt der Hunde das Wild aufſpüren,
Den Eſel ſtatt des Popen in der Kutte ſtolziren,
Das Weib ſtatt des Mannes im Feld exerciren,

Mann ſtatt des Weibes den Griesbrei rühren,
den Gaſt den Wirth, ſtatt den Wirth den Gaſt tractiren:
ſt doch ſein
gold'ner Wein
minder werth als ein and'rer,
werden ein unermüdlicher Wand'rer
dem Keller in unſ're Becher,
dem Becher in die Kehlen der Zecher,
daß unſer Bruder nach Jahr und Tagen,
n er in der Welt ſich genug herumgeſchlagen,
wohlbehalt'nem Leib und geſunder Seele
Weg wieder zu ſeinen Freunden wähle,
wenn er ſie dann zähle,
kein Einziger fehle,
er wohlauf Alle finde an Herz und an Kehle!

uf dein Wohl denn auf heute und morgen,
du heute und morgen
ewig nichts wiſſeſt von den bittern Sorgen ...
r Geld auf Wein und Taback zu borgen!'

Wo du gehſt, da mögeſt du ſchauen
dir den Himmel im herrlichſten Blauen,
dir voll Wein und voll Blumen die Auen,
dich die lieblichſten Mädchen und Frauen,
be, braune, ſchwarze, ſelbſt rothe ... nur keine grauen!

uf allen deinen Wegen
gne dir Lobpreis und Segen,
ublich Aug' und bied're Hand,
s Herz und geſunder Verſtand

Roſiger Mund mit Scherz und Kuß ...
Nur kein Ruff'!

Stehſt du wo, ſo ſtehe da ein Mann,
Den Sturm und Wind nicht erſchüttern kann;
Sitzeſt du wo, ſo ſitze da ein Willkommner,
Von Wirth und Wirthin wohl Aufgenommner;
Ruheſt du wo, mögen Engel beſchützen das Thor ...
Aber niemals geh' eine Schildwach' davor!

Was du ſiehſt, ſei deinen Augen Weide,
Daß dich Niemand bedau're, Jeder beneide;
Was du hörſt, ſei Muſik und Geſang,
Guter Ruf all dein Lebelang;
Was du ſprichſt, töne voll und männlich und frei,
Nur ... höre dich nie die Polizei!

So iſt dir nun aus Freundesmund
Geworden der beſte Segen kund.
Und ſchenkt trotzdem in der Zeiten Lauf
Das Schickſal einen Kelch dir ein,
Der etwas bitter möchte ſein:
Nimm's in den Kauf —
Das muß ſo ſein!
Und leer' ihn ſo ſchnell bis auf den Grund,
Wie wir den ſüßen zu dieſer Stund'!"

Dieſer Sermon verfehlt ſeine Wirkung nicht und da das „Leben und Lebenlaſſen" von dem offenen Tummelplatze der Politik in die traute

vatcirkel der Freundſchaft einmal glücklich
ickgelenkt iſt, ſo iſt Koſta nicht der Mann,
die dictatoriſch an ſich geriſſene Gewalt ſich
ten Kaufs wieder entwinden ließe.

Einzelne Verſuche, toaſtweiſe wenigſtens auf
Zukunft oder doch auf die einmal abgemachte
gangenheit anzuſpielen, weiß er mit dem
agfertigſten Humor niederzuhalten oder den
tterſchlag, mit dem ſie auf Das oder Jenes
ufahren drohen, mit dem Blitzableiter eines
ßes von ihrem Ziele abzulenken.

Das gelingt ihm auch vollkommen, und es
t ſich bald, daß man auch ohne „die Erde
dem Schwerte zu zertheilen", oder vielleicht
weil man dies nicht thut, ganz vergnügt
paar Stunden hinbringen kann.

Jede Geſellſchaft muß ein Depoſitorium für
guten und ſchlechten Einfälle und Ausfälle
en, eine Scheibe für die Bolzen ihres Mutter-
es. Ein ſolches Depoſitorium, eine ſolche
eibe findet ſich auch bald in unſerm Kreiſe,
zwar in Geſtalt eines jungen Menſchen, den
in frühern Zeiten ſich viel mit Studien be-
en und damit umgehen ſahen, in einem der

den großen Seltenheiten gehört, unſer
hohem Grade angeregt. Wir ſelbſt bek
in ſeiner Standeswahl und ſuchten ſei
ſamkeit insbeſondere auf die Durchfo
ſchichtlicher Quellen zu lenken, die in
der Klöſter zerſtreut liegen mögen, un
wir glauben, daß für die ſo wenig g
ſlaviſche Geſchichte eine reiche Ausbe
einzig mögliche Aufklärung über ſo v
Perioden zu hoffen wäre. Nun
ihn — als Oekonomen, und zwa
praktiſchen, ſondern rein theoretiſchen
wieder! Was dieſen barocken Umſ
wirkt? Die Liebe! Rein die Liebe!
Kalubjeren-Candidat hat ein hübſche
geſehen, die deſignirte Erbin eines g

ie Mönchskutte alle Aussicht auf eine endliche rfüllung seiner sehnlichsten Herzenswünsche ab- eschnitten hätte, den Beschluß gefaßt, sich auf ie Oekonomie zu werfen. Ein theoretischer Kopf ber, wie er war, eine geborene Gelehrtennatur, arf er alles theologische Bücherwerk in die umpelkammer, umlagerte sich mit Schriften über en Dünger, die Drainage, den Hanf-, Flachs-, eizen- und Obstbau, las Agriculturchemie und achte nebenbei auf den Abgott seines Herzens edichte.

„Es lebe, wer da liebt!" erhebt Kosta sein las und hält es ihm entgegen.

Ueber und über erröthend, schnellt der theo- etische Oekonom von seinem Sitze empor und rwidert den Zutrunk mit dem Ausruf:

„Und wer geliebt wird!"

„Wir wollen keine Mörder sein", erwidert Kosta, „und dich trotzdem leben lassen!" und eerte das Glas.

„Du meinst also, er werde nicht geliebt?" ragt Stevin in komisch herausfoderndem Tone. „Da ist Unsereins besser unterrichtet! Auf,

Freunde! Es lebe das ſchönſte Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde! Es lebe ..."

„Imritza!" tönt es einſtimmig aus Aller Munde. „Sie lebe, hoch!"

Nur der junge Oekonom ſtimmt nicht ein, was ihn jedoch nicht hindert, ſein volles Glas ſtillvergnügt bis auf die Nagelprobe zu leeren.

„Pero! Pero!" wenden ſich jetzt mehrere Stimmen an einen nicht mehr jungen, aber ſehr aufgeweckten Geſellen, der im Rufe ſteht, über eine hübſche Stimme zu verfügen und in ſeinem Gedächtniſſe eine Unzahl von Liedern zu bewahren. „Wo man Wein trinkt und von Weibern ſpricht, da darf auch der Geſang nicht fehlen. Ein Lied! Ein Lied auf ein ſchönes Mädchen ..."

„Nein, auf das ſchönſte Mädchen der Welt! ..."

„Auf Imritza! Heraus damit! Du haſt ja ein ganzes Canzionale in deiner Gehirnſacriſtei aufgeſtapelt!"

Der ſtimmberühmte Sänger — ein Serb von jenſeit der Donau — thut eine Weile etwas ſpröde, läßt ſich aber am Ende dennoch erweichen

ozu ein Glas Wein aus einer friſch entkorkten laſche wol auch Einiges beiträgt, und beginnt:

Hoch empor hebt ſich der Falke;
Höher iſt das Thor der Veſte,
D'ran als Thorwart ſitzt Imritza,
In das Haar die Sonn' geflochten,
An den Gurt den Mond geheftet,
Und in Sternen ganz gekleidet.

Drüben über'm Donauwaſſer
Wächſt der Klee bis zu den Knien
Und der Nieswurz ſteht gar mannshoch;
D'rinnen ruhn drei junge Mädchen.
Von den Mädchen hat das eine
Schwarze Augen, weiße Wangen;
Küßte lieber Aug' und Wangen,
Als ich ſpeiſte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das and're
Gelbe Schuhe, hochgeſchnürte;
Zög' ihr lieber aus die Schuhe,
Als ich jagte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das dritte
Unterm Kinn ein goldnes Schleiflein;
Löſ' ihr lieber auf dies Schleiflein,
Als beim Sultan ich Vezier wär'!

Daß ich mich doch legen könnt' und ſterben,
Aber ſterben, ohn' den Tod zu ſchauen,
Daß ich ſähe, wer um mich dann klagte!

Mich beklagen wird die liebe Mutter,
Mich beklagen wird die holde Liebſte;
Eines Jahres volle Friſt die Mutter,
Eine Woche kurze Zeit die Liebſte.
Süßer aber däucht die Eine Woche,
Als der Mutter vollgezähltes Jahr mir!

So geht es in dulci jubilo fort, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob die Stunden raſcher als die Weinflaſchen oder die Weinflaſchen raſcher als die Stunden ſchwinden.

Noch iſt die Sonne nicht ganz unter, da iſt unſer Bote zurückgekehrt, und überreicht uns mit vielen mündlichen Empfehlungen ein von Frauenhand zierlich geſchriebenes Billet folgenden Inhalts:

„Der Gruß unſers verehrten Freundes, des Goſpon Kapetan, macht auch den Ueberbringer deſſelben uns zum Freunde. Sie werden uns zu verbindlichſtem Danke verpflichten, wenn Sie uns die Ehre erweiſen wollen, morgen, d. i. Sonntag, unſer Gaſt auf N... zu ſein und hier unſer „Bilikum" anzunehmen. Mein Onkel bittet Sie, ihm das Vergnügen zu gönnen, Ihnen am Lan-

dungsplatze Wagen und Pferde zur Verfügung stellen zu dürfen .....

Imritza."

Imritza! — Wir können den Namen nicht chweigen, ſo niederſchmetternd er auch im n Augenblick auf den ökonomiſchen Liebhaber ken mag. Alles, was wir ihm geben können, ihn wieder zu beruhigen, iſt die Verſicherung, wir auf R... uns weder zu verlieben, noch als Oekonomen niederzulaſſen die aufrichtig Vorſätze haben.

XV.

„Schloß" R... — Eine ſchöne Slavonierin, nebſt Betrachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch Paprika und Kukurutz. — Ein Glücklicher ohne Hände und Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der erſten. — Panta der Kopfabſchneider. — Die heiligen drei Könige aus dem Syrmierlande. — Der „Hausherr" und ſein Regiment. — Wein und Waſſer, ein edler Zweikampf.

Der nächſte Morgen ſieht uns wieder an Bord, jedoch nur für kurze Zeit. Noch in den erſten Stunden des Vormittags haben wir den Landungsplatz erreicht, von welchem aus wir unſern Weg zu nehmen haben, um nach dem Schloſſe des alten Fiskals zu gelangen.

Ein Paar wiehernde Rappen, an einen leichten Jagdwagen geſpannt, ſtehen bereit, wir ſteigen ein, und auf ein leiſes Schnalzen des

weithofigen und weitläufigen Kutscherei fliegt das Gespann über den hallenden Pflastersteinen hin.

R... liegt von dem Landungsplatze etwa eine Meile landeinwärts. Der Weg dahin führt anfangs über kahles Heideland, später längs eines ziemlich breiten Baches durch den angenehm kühlen Schatten buschiger Weiden. Erst wenn man diese wieder hinter sich hat, erblickt man die sehr mäßige Anhöhe, die hier zu Lande, wo das ganze Terrain nichts als endlose Flüche ist, schon den stolzen Namen „Berg“ führen, und auf deren höchstem Punkte, von einem kleinen Walde von Obstbäumen umgeben, sich das Schloß R... erhebt, während den Fuß derselben einige Wirthschaftsgebäude und eine nach neuern Grundsätzen erbaute Mühle einnehmen.

Bei dieser Mühle angelangt treffen wir mit einer kleinen Karawane Herren und Damen zusammen, die von einer andern Seite herkamen, und, wie wir bald erfahren, für den heutigen Tag ebenfalls auf R... geladen sind.

Wir verlassen, ihrem Beispiele folgend, auch unsern Wagen, und schließen uns ihnen an,

um in ihrer Geſellſchaft das „Schloß“ zu Fuße zu erreichen.

Wir würden uns nicht leicht die Mühe geben, von dieſem Schloſſe auch nur ein flüchtiges Bild entwerfen zu wollen, wenn wir nicht befürchten müßten, es möchte ſich dann Jemand darunter wirklich ein Schloß vorſtellen, etwa ſo, wie man ſich Schlöſſer überhaupt vorzuſtellen pflegt, und wie die hohen Herrſchaften darin die ſonnigen Sommer- und Herbſtmonate zu verſpazieren und zu verjagen pflegen. Solche Schlöſſer gibt es hier zu Lande wol nur wenige, ſehr wenige! „Schloß“ dagegen nennt jeder nur etwas bemittelte Grundbeſitzer ſein, meiſt in der Mitte ſeiner Beſitzungen gelegenes Wohn- und Wirthſchaftshaus, ſowie er dieſe, und wenn ſie auch noch ſo wenig umfangreich ſind, ſein „Gut“ nennt.

So iſt denn Schloß N... nichts mehr als ein einfaches Wohnhaus, aus deſſen Fenſtern der alte Fiskal ſeine Felder und ſeine Weingärten überſieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen ſeiner Souveränität bewacht und durch Vermittelung ſeines Factotums,

einer Art deutſchen Wirthſchaftsinſpectors, ſeine Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, darüber, wahrſcheinlich um den Namen eines Schloſſes doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit einem Wappen angebracht iſt, treten wir in einen weitläufigen Hofraum, deſſen Seitenbegrenzung einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen bilden, während das ſtockhohe „Herrenhaus" einen Theil der Rückſeite einnimmt.

Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen da in landwirthſchaftlicher Unordnung umher. Unter den ſchlechten Arbeitskarren macht ſich eine leichte Kaleſche bemerkbar. Und wenn wir einige Mühe haben, trockenen Fußes zwiſchen alledem und durch die allerhand bunten Laken, die ſich über den ganzen Hofraum verbreiten, an das „Herrenhaus" zu gelangen, ſo hat das blos ſeinen Grund in der patriarchaliſchen Gemeinſchaft, mit der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menſchen untereinander dieſen Raum als Wohnſitz und Nachtaufenthalt theilen.

ſyrmiſchen Klöſter Kaludjer, d. i. Mönch
den. Der junge Menſch hatte dam
einen Fleiß und durch einen wiſſenſ
Ernſt, wie er bei einem ſüdlich Aufg
den großen Seltenheiten gehört, unſer In
hohem Grade angeregt. Wir ſelbſt bekräf
in ſeiner Standeswahl und ſuchten ſeine
ſamkeit insbeſondere auf die Durchforſ
ſchichtlicher Quellen zu lenken, die in den
der Klöſter zerſtreut liegen mögen, und a
wir glauben, daß für die ſo wenig gek
ſlaviſche Geſchichte eine reiche Ausbeute
einzig mögliche Aufklärung über ſo viel
Perioden zu hoffen wäre. Nun ſin
ihn — als Oekonomen, und zwar
praktiſchen, ſondern rein theoretiſchen Oe
wieder! Was dieſen barocken Umſchw
wirkt? Die Liebe! Rein die Liebe! D
Kaludjeren-Candidat hat ein hübſches
geſehen, die deſignirte Erbin eines ziem
faſſenden Beſitzthumes im „Provinzial
man hier die an die Militärgrenze anſt
nicht militäriſch verwalteten Gebiete ne
in ſie bis über die Ohren verliebt, und

die Mönchskutte alle Aussicht auf eine endliche Erfüllung seiner sehnlichsten Herzenswünsche abgeschnitten hätte, den Beschluß gefaßt, sich auf die Oekonomie zu werfen. Ein theoretischer Kopf aber, wie er war, eine geborene Gelehrtennatur, warf er alles theologische Bücherwerk in die Rumpelkammer, umlagerte sich mit Schriften über den Dünger, die Drainage, den Hanf-, Flachs-, Weizen- und Obstbau, las Agriculturchemie und dachte nebenbei auf den Abgott seines Herzens Gedichte.

„Es lebe, wer da liebt!“ erhebt Kosta sein Glas und hält es ihm entgegen.

Ueber und über erröthend, schnellt der theoretische Oekonom von seinem Sitze empor und erwidert den Zutrunk mit dem Ausruf:

„Und wer geliebt wird!“

„Wir wollen keine Mörder sein“, erwidert Kosta, „und dich trotzdem leben lassen!“ und leerte das Glas.

„Du meinst also, er werde nicht geliebt?“ fragt Stevin in komisch herausfoderndem Tone. „Da ist Unsereins besser unterrichtet! Auf,

Freunde! Es lebe das ſchönſte Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde! Es lebe ..."

„Imritza!" tönt es einſtimmig aus Aller Munde. „Sie lebe, hoch!"

Nur der junge Oekonom ſtimmt nicht ein, was ihn jedoch nicht hindert, ſein volles Glas ſtillvergnügt bis auf die Nagelprobe zu leeren.

„Pero! Pero!" wenden ſich jetzt mehrere Stimmen an einen nicht mehr jungen, aber ſehr aufgeweckten Geſellen, der im Rufe ſteht, über eine hübſche Stimme zu verfügen und in ſeinem Gedächtniſſe eine Unzahl von Liedern zu bewahren. „Wo man Wein trinkt und von Weibern ſpricht, da darf auch der Geſang nicht fehlen. Ein Lied! Ein Lied auf ein ſchönes Mädchen ..."

„Nein, auf das ſchönſte Mädchen der Welt! ..."

„Auf Imritza! Heraus damit! Du haſt ja ein ganzes Canzionale in deiner Gehirnſacriſtei aufgeſtapelt!"

Der ſtimmberühmte Sänger — ein Serbe von jenſeit der Donau — thut eine Weile etwas ſpröde, läßt ſich aber am Ende dennoch erweichen

ɔzu ein Glas Wein aus einer friſch entkorkten aſche wol auch Einiges beiträgt, und beginnt:

Hoch empor hebt ſich der Falke;
Höher iſt das Thor der Veſte,
D'ran als Thorwart ſitzt Imritza,
In das Haar die Sonn' geflochten,
An den Gurt den Mond geheftet,
Und in Sternen ganz gekleidet.

Drüben über'm Donauwaſſer
Wächſt der Klee bis zu den Knien
Und der Nieswurz ſteht gar mannshoch;
D'rinnen ruhn drei junge Mädchen.
Von den Mädchen hat das eine
Schwarze Augen, weiße Wangen;
Küßte lieber Aug' und Wangen,
Als ich ſpeiſte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das and're
Gelbe Schuhe, hochgeſchnürte;
Zög' ihr lieber aus die Schuhe,
Als ich jagte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das dritte
Unterm Kinn ein goldnes Schleiflein;
Löſt' ihr lieber auf dies Schleiflein,
Als beim Sultan ich Vezier wär'!

Daß ich mich doch legen könnt' und ſterben,
Aber ſterben, ohn' den Tod zu ſchauen,
Daß ich ſähe, wer um mich dann klagte!

Mich beklagen wird die liebe Mutter,
Mich beklagen wird die holde Liebſte;
Eines Jahres volle Friſt die Mutter,
Eine Woche kurze Zeit die Liebſte.
Süßer aber däucht die Eine Woche,
Als der Mutter vollgezähltes Jahr mir!

So geht es in dulci jubilo fort, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob die Stunden raſcher als die Weinflaſchen oder die Weinflaſchen raſcher als die Stunden ſchwinden.

Noch iſt die Sonne nicht ganz unter, da iſt unſer Bote zurückgekehrt, und überreicht uns mit vielen mündlichen Empfehlungen ein von Frauenhand zierlich geſchriebenes Billet folgenden Inhalts:

„Der Gruß unſers verehrten Freundes, des Goſpon Kapetan, macht auch den Ueberbringer deſſelben uns zum Freunde. Sie werden uns zu verbindlichſtem Danke verpflichten, wenn Sie uns die Ehre erweiſen wollen, morgen, d. i. Sonntag, unſer Gaſt auf N... zu ſein und hier unſer „Bilikum" anzunehmen. Mein Onkel bittet Sie, ihm das Vergnügen zu gönnen, Ihnen am Lan-

dungsplatze Wagen und Pferde zur Verfügung ſtellen zu dürfen .....

Imritza."

Imritza! — Wir können den Namen nicht verſchweigen, ſo niederſchmetternd er auch im ſten Augenblick auf den ökonomiſchen Liebhaber irken mag. Alles, was wir ihm geben können, m ihn wieder zu beruhigen, iſt die Verſicherung, aß wir auf R... uns weder zu verlieben, noch ns als Oekonomen niederzulaſſen die aufrichtigen Vorſätze haben.

um in ihrer Gesellschaft das „Schloß" zu Fuße zu erreichen.

Wir würden uns nicht leicht die Mühe geben, von diesem Schlosse auch nur ein flüchtiges Bild entwerfen zu wollen, wenn wir nicht befürchten müßten, es möchte sich dann Jemand darunter wirklich ein Schloß vorstellen, etwa so, wie man sich Schlösser überhaupt vorzustellen pflegt, und wie die hohen Herrschaften darin die sonnigen Sommer- und Herbstmonate zu verspazieren und zu verjagen pflegen. Solche Schlösser gibt es hier zu Lande wol nur wenige, sehr wenige! „Schloß" dagegen nennt jeder nur etwas bemittelte Grundbesitzer sein, meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wohn- und Wirthschaftshaus, sowie er diese, und wenn sie auch noch so wenig umfangreich sind, sein „Gut" nennt.

So ist denn Schloß N... nichts mehr als ein einfaches Wohnhaus, aus dessen Fenstern der alte Fiskal seine Felder und seine Weingärten übersieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen seiner Souveränität bewacht und durch Vermittelung seines Factotums,

einer Art deutschen Wirthschaftsinspectors, seine Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, darüber, wahrscheinlich um den Namen eines Schlosses doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit einem Wappen angebracht ist, treten wir in einen weitläufigen Hofraum, dessen Seitenbegrenzung einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen bilden, während das stockhohe „Herrenhaus" einen Theil der Rückseite einnimmt.

Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen da in landwirthschaftlicher Unordnung umher. Unter den schlechten Arbeitskarren macht sich eine leichte Kalesche bemerkbar. Und wenn wir einige Mühe haben, trockenen Fußes zwischen alledem und durch die allerhand bunten Laken, die sich über den ganzen Hofraum verbreiten, an das „Herrenhaus" zu gelangen, so hat das blos seinen Grund in der patriarchalischen Gemeinschaft, mit der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menschen untereinander diesen Raum als Wohnsitz und Nachtaufenthalt theilen.

In Erwartung der Gäste jedoch scheint für den heutigen Tag die Abänderung getroffen zu sein, daß die eben specificirte Bewohnerschaft des Schloßhofes theils in die Stallungen, theils in die Schuppen verwiesen worden, eine Maßregel, von welcher der geflügelten Bevölkerung allein eine begünstigende Ausnahme zugestanden worden, kraft welcher sie heute wie an jedem andern Tage ihre Promenaden frei nach allen Enden des Raumes erstrecken darf.

Demselben Anlasse scheinen die Breter ihr Dasein zu verdanken, die wir vom Plankenthore bis zum Eingange des Hauses über die Lake gelegt finden, sowie auch die hohen Schichten Grases, die wir in der Umgebung dieser Zugänge ausgestreut und die jungen Waldbäume, die wir da aufgepflanzt finden.

Wir würden indessen alles Dieses, wenn es auch, wie wir erfahren, ein wesentlicher Bestandtheil eines recht festlichen „Bilikums" ist, schwerlich bemerkt haben, wenn eine dicke Dame aus der Gesellschaft, eine Frau Popin, nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, uns darauf aufmerksam zu machen. Denn von dem Augenblicke an,

a wir den Schloßhof betraten, hält all unſer
ugenmerk ein Gegenſtand ganz anderer Art ge-
ſſelt, ein ganz allerliebſtes weibliches Weſen,
as uns ſchon von der Schwelle des Herren-
auſes her tauſend freundliche Willkomm ent-
egenwinkt und das herzlichſte „Dobro došli!“
Glückliche Ankunft!) zuruft.

Wir zweifeln keinen Augenblick und wir täu-
hen uns auch nicht: das iſt Imritza! Wir
önnen es nicht leugnen, der ökonomieſtudi-
ende Erkaludjer hat Geſchmack. Imritza muß nicht
ur eine allerliebſte Erſcheinung genannt werden,
ie unter allen Verhältniſſen ein aufmerkſames
uge gefunden hätte; in der ſchlichten Tracht
er ſlavoniſchen Landmädchen, in der ſie uns
ntgegentritt, müſſen wir ſie ſogar ſehr hübſch,
a reizend und ſelbſt ſchön finden.

Mögen unſere Damen immerhin behaupten,
ir verſtänden uns nicht auf Toilette und Tour-
üre. Wir werden jedesmal darauf erwidern,
aß es nichts Unſchöneres, Unmaleriſches gibt,
ls die ſogenannte allgemeine europäiſche Mode.

Die ſchönſten Gewandungen bleiben immer
ie nationalen. Sie ſind die verkörperte Sprache,

Freunde! Es lebe das ſchönſte Mädchen auf zwanzig Meilen in der Runde! Es lebe ..."

„Imritza!" tönt es einſtimmig aus Aller Munde. „Sie lebe, hoch!"

Nur der junge Oekonom ſtimmt nicht ein, was ihn jedoch nicht hindert, ſein volles Glas ſtillvergnügt bis auf die Nagelprobe zu leeren.

„Pero! Pero!" wenden ſich jetzt mehrere Stimmen an einen nicht mehr jungen, aber ſehr aufgeweckten Geſellen, der im Rufe ſteht, über eine hübſche Stimme zu verfügen und in ſeinem Gedächtniſſe eine Unzahl von Liedern zu bewahren. „Wo man Wein trinkt und von Weibern ſpricht, da darf auch der Geſang nicht fehlen. Ein Lied! Ein Lied auf ein ſchönes Mädchen ..."

„Nein, auf das ſchönſte Mädchen der Welt! ..."

„Auf Imritza! Heraus damit! Du haſt ja ein ganzes Canzionale in deiner Gehirnſacriſtei aufgeſtapelt!"

Der ſtimmberühmte Sänger — ein Serbe von jenſeit der Donau — thut eine Weile etwas ſpröde, läßt ſich aber am Ende dennoch erweichen

wozu ein Glas Wein aus einer friſch entkorkten Flaſche wol auch Einiges beiträgt, und beginnt:

Hoch empor hebt ſich der Falke;
Höher iſt das Thor der Veſte,
D'ran als Thorwart ſitzt Imritza,
In das Haar die Sonn' geflochten,
An den Gurt den Mond geheftet,
Und in Sternen ganz gekleidet.

Drüben über'm Donauwaſſer
Wächſt der Klee bis zu den Knien
Und der Nieswurz ſteht gar mannshoch;
D'rinnen ruhn drei junge Mädchen.
Von den Mädchen hat das eine
Schwarze Augen, weiße Wangen;
Küßte lieber Aug' und Wangen,
Als ich ſpeiſte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das and're
Gelbe Schuhe, hochgeſchnürte;
Zög' ihr lieber aus die Schuhe,
Als ich jagte mit dem Sultan.
Von den Mädchen hat das dritte
Unterm Kinn ein goldnes Schleiflein;
Löſt' ihr lieber auf dies Schleiflein,
Als beim Sultan ich Vezier wär'!

Daß ich mich doch legen könnt' und ſterben,
Aber ſterben, ohn' den Tod zu ſchauen,
Daß ich ſähe, wer um mich dann klagte!

Mich beklagen wird die liebe Mutter,
Mich beklagen wird die holde Liebſte;
Eines Jahres volle Friſt die Mutter,
Eine Woche kurze Zeit die Liebſte.
Süßer aber däucht die Eine Woche,
Als der Mutter vollgezähltes Jahr mir!

So geht es in dulci jubilo fort, und es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob die Stunden raſcher als die Weinflaſchen oder die Weinflaſchen raſcher als die Stunden ſchwinden.

Noch iſt die Sonne nicht ganz unter, da iſt unſer Bote zurückgekehrt, und überreicht uns mit vielen mündlichen Empfehlungen ein von Frauenhand zierlich geſchriebenes Billet folgenden Inhalts:

„Der Gruß unſers verehrten Freundes, des Goſpon Kapetan, macht auch den Ueberbringer deſſelben uns zum Freunde. Sie werden uns zu verbindlichſtem Danke verpflichten, wenn Sie uns die Ehre erweiſen wollen, morgen, d. i. Sonntag, unſer Gaſt auf N... zu ſein und hier unſer „Bilikum" anzunehmen. Mein Onkel bittet Sie, ihm das Vergnügen zu gönnen, Ihnen am Lan-

ısplatze Wagen und Pferde zur Ver-
ng stellen zu dürfen .....

Innitza."

ıa! — Wir können den Namen nicht
ıen, so niederschmetternd er auch im
genblick auf den ökonomischen Liebhaber
ıg. Alles, was wir ihm geben können,
vieder zu beruhigen, ist die Versicherung,
auf N... uns weder zu verlieben, noch
Oekonomen niederzulassen die aufrichtig-
ätze haben.

XV.

„Schloß" R... — Eine ſchöne Slavonierin, nebſt B trachtungen über Tracht und Mode. — Empfang, auch S prika und Kukuruz. — Ein Glücklicher ohne Hände Füße. — Die zweite Frau, der Schatten der erſten. — Panta der Kopfabſchneider. — Die heiligen drei Kön aus dem Syrmierlande. — Der „Hausherr" und ſein giment. — Wein und Waſſer, ein edler Zweikampf.

Der nächſte Morgen ſieht uns wieder an Bor jedoch nur für kurze Zeit. Noch in den erſt Stunden des Vormittags haben wir den La dungsplatz erreicht, von welchem aus wir unſe Weg zu nehmen haben, um nach dem Schloß des alten Fiskals zu gelangen.

Ein Paar wiehernde Rappen, an einen leic ten Jagdwagen geſpannt, ſtehen bereit, wir ſte gen ein, und auf ein leiſes Schnalzen de

eithoſigen und weitärmeligen Kutſchers fliegt
as Geſpann über den hallenden Pußtenboden
in.

R . . . liegt von dem Landungsplatze etwa
ne Meile landeinwärts. Der Weg dahin führt
nfangs über kahles Heideland, ſpäter längs ei-
es ziemlich breiten Baches durch den angenehm
ühlen Schatten buſchiger Weiden. Erſt wenn
an dieſe wieder hinter ſich hat, erblickt man
ie ſehr mäßige Anhöhe, die hier zu Lande, wo
as ganze Terrain nichts als endloſe Fläche iſt,
on den ſtolzen Namen „Berg" führt, und auf
ren höchſtem Punkte, von einem kleinen Walde
on Obſtbäumen umgeben, ſich das Schloß
. . . erhebt, während den Fuß derſelben ei-
ige Wirthſchaftsgebäude und eine nach neuern
Grundſätzen erbaute Mühle einnehmen.

Bei dieſer Mühle angelangt treffen wir mit einer
leinen Karawane Herren und Damen zuſammen,
ie von einer andern Seite herkamen, und, wie
ir bald erfahren, für den heutigen Tag eben-
alls auf R . . . geladen ſind.

Wir verlaſſen, ihrem Beiſpiele folgend, auch
nſern Wagen, und ſchließen uns ihnen an,

um in ihrer Gesellschaft das „Schloß" zu Fuße zu erreichen.

Wir würden uns nicht leicht die Mühe geben, von diesem Schlosse auch nur ein flüchtiges Bild entwerfen zu wollen, wenn wir nicht befürchten müßten, es möchte sich dann Jemand darunter wirklich ein Schloß vorstellen, etwa so, wie man sich Schlösser überhaupt vorzustellen pflegt, und wie die hohen Herrschaften darin die sonnigen Sommer- und Herbstmonate zu verspazieren und zu verjagen pflegen. Solche Schlösser gibt es hier zu Lande wol nur wenige, sehr wenige! „Schloß" dagegen nennt jeder nur etwas bemittelte Grundbesitzer sein, meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wohn- und Wirthschaftshaus, sowie er diese, und wenn sie auch noch so wenig umfangreich sind, sein „Gut" nennt.

So ist denn Schloß N... nichts mehr als ein einfaches Wohnhaus, aus dessen Fenstern der alte Fiskal seine Felder und seine Weingärten übersieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen seiner Souveränität bewacht und durch Vermittelung seines Factotums,

einer Art deutſchen Wirthſchaftsinſpectors, ſeine Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, darüber, wahrſcheinlich um den Namen eines Schloſſes doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit einem Wappen angebracht iſt, treten wir in einen weitläufigen Hofraum, deſſen Seitenbegrenzung einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen bilden, während das ſtockhohe „Herrenhaus" einen Theil der Rückſeite einnimmt.

Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen da in landwirthſchaftlicher Unordnung umher. Unter den ſchlechten Arbeitskarren macht ſich eine leichte Kaleſche bemerkbar. Und wenn wir einige Mühe haben, trockenen Fußes zwiſchen alledem und durch die allerhand bunten Laken, die ſich über den ganzen Hofraum verbreiten, an das „Herrenhaus" zu gelangen, ſo hat das blos ſeinen Grund in der patriarchaliſchen Gemeinſchaft, mit der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menſchen untereinander dieſen Raum als Wohnſitz und Nachtaufenthalt theilen.

In Erwartung der Gäste jedoch scheint für den heutigen Tag die Abänderung getroffen zu sein, daß die eben specificirte Bewohnerschaft des Schloßhofes theils in die Stallungen, theils in die Schuppen verwiesen worden, eine Maßregel, von welcher der geflügelten Bevölkerung allein eine begünstigende Ausnahme zugestanden worden, kraft welcher sie heute wie an jedem andern Tage ihre Promenaden frei nach allen Enden des Raumes erstrecken darf.

Demselben Anlasse scheinen die Breter ihr Dasein zu verdanken, die wir vom Plankenthore bis zum Eingange des Hauses über die Lake gelegt finden, sowie auch die hohen Schichten Grases, die wir in der Umgebung dieser Zugänge ausgestreut und die jungen Waldbäume, die wir da aufgepflanzt finden.

Wir würden indessen alles Dieses, wenn es auch, wie wir erfahren, ein wesentlicher Bestandtheil eines recht festlichen „Bilikums" ist, schwerlich bemerkt haben, wenn eine dicke Dame aus der Gesellschaft, eine Frau Popin, nicht die Freundlichkeit gehabt hätte, uns darauf aufmerksam zu machen. Denn von dem Augenblicke an,

a wir den Schloßhof betraten, hält all unſer lugenmerk ein Gegenſtand ganz anderer Art ge-ffelt, ein ganz allerliebſtes weibliches Weſen, as uns ſchon von der Schwelle des Herren-auſes her tauſend freundliche Willkomm ent-egenwinkt und das herzlichſte „Dobro došli!“ Glückliche Ankunft!) zuruft.

Wir zweifeln keinen Augenblick und wir täu-hen uns auch nicht: das iſt Imritza! Wir önnen es nicht leugnen, der ökonomieſtudi-ende Erkaludjer hat Geſchmack. Imritza muß nicht ur eine allerliebſte Erſcheinung genannt werden, ie unter allen Verhältniſſen ein aufmerkſames uge gefunden hätte; in der ſchlichten Tracht er ſlavoniſchen Landmädchen, in der ſie uns ntgegentritt, müſſen wir ſie ſogar ſehr hübſch, r reizend und ſelbſt ſchön finden.

Mögen unſere Damen immerhin behaupten, ir verſtänden uns nicht auf Toilette und Tour-üre. Wir werden jedesmal darauf erwidern, aß es nichts Unſchöneres, Unmaleriſches gibt, ls die ſogenannte allgemeine europäiſche Mode.

Die ſchönſten Gewandungen bleiben immer ie nationalen. Sie ſind die verkörperte Sprache,

die plaſtiſche Poeſie eines Volkes, ein Stück ſeiner Eigenheit, denen gegenüber die alles Eigenthümliche verwiſchenden und alle Poeſie nivellirenden Modeanzüge zu einer bedauerlichen Culturcalamität verſchwinden. Wer Imritza in ihrem nationalen Anzuge geſchehen, der würde ebenſo wie wir dem poetiſchen Sinne der hübſchen Slavonierin das beſte Zeugniß ertheilt und ſich vielleicht auch angeregt gefühlt haben, über die Wahrheit unſerer eben ausgeſprochenen Behauptung ein wenig nachzudenken.

Imritza hat an dem Anzuge ihrer Landsmänninnen nichts geändert, ehe ſie ihn zu dem ihrigen gemacht. Jede Verkünſtelung, jeder Verſuch, das Urthümliche durch Hinzuthaten zu verſchönern, würde der einfachen Lieblichkeit des ſchlichten, faltenreichen weißen Kleides mit kurzen Aermeln nur haben ſchaden können, und Imritza ſcheint ſich deſſen recht wohl bewußt zu ſein. Ein feineres Linnen und handbreite Gimpen aus blauer, rother und weißer Seide ſind Alles, wodurch ſich ihr Kleid von dem der neben ihr ſtehenden Tochter des Feldhüters unterſcheidet. Um die Taille iſt das Kleid in tauſend

kleine Fältchen zuſammengezogen und von einem rothen Seidenbande zuſammengehalten. Um den Hals hat die junge Slavonierin eine Schnur rother Korallen gelegt, zwiſchen denen hin und wieder ein eingehängtes Goldſtück funkelt. Das ſchöne ſchwarze Haar trägt ſie von vorn nach rückwärts in zwei Theile abgetheilt und über den Schläfen in zwei lange Zöpfe geflochten, die ſich rückwärts in ein dichtes Netz niedlicher Achtertouren zuſammenwinden, — eine Friſur, mit der ſich hierzulande das ärmſte Mädchen ebenſo geſchmackvoll zu zieren weiß. Was die Nichte des Schloßherrn denn doch einigermaßen kenntlich machen ſoll, das ſcheint ein kleines Bouquet von weißen Nelken, halbaufgegangenen Roſen und Kornblumen zu ſein, das ſie — vielleicht als patriotiſche Kokarde — in das dunkle Haargewinde befeſtigt hat.

Nach den erſten Begrüßungen, bei welchen nach einer altherkömmlichen, nicht deſto weniger aber höchſt unverantwortlichen Sitte nur die Frauen und höchſtens die jungen Buben von den Lippen der ſchönen Wirthin geküßt wurden, be-

treten wir, geführt von Imritza, das Innere des „Schloſſes".

Durch einen nicht ſehr langen, von der Außenwelt blos durch eine ziemlich durchſichtige Breterwand geſchiedenen Gang gelangen wir an eine niedrige, ſeit mehren Menſchenaltern gebräunte maſſive Eichenthür, durch welche wir, nachdem unſere Führerin ſie geöffnet hat, gebeten werden einzutreten.

Wir ſehen uns nun in einer weitläufigen, weißgetünchten, angenehm kühlen Stube, in die durch drei kleine, von Hollunderbüſchen verdeckte Fenſter die Sonne nur ein ſpärliches, aber ſehr angenehm gründämmeriges Licht zu werfen vermag. Von dem braunen Gebälke der Decke hängen einige Hundert goldgelbe Maiskolben und zahlreiche Strähne Paprikakapſeln (die Frucht des Capsicum annum) hernieder. Auf ein langes Bret längs der einen Wand iſt eine förmliche Schlachtordnung von Flaſchen voll eingeſottenen Obſtes poſtirt; Dinge, die uns faſt veranlaſſen könnten, den Ort für eine Art Speiſekammer oder Dörrſtube zu halten, wenn nicht die rothgepolſterten Seſſel und der mit allen Er-

foderniſſen eines nach Landesbegriffen luculliſchen Frühſtücks beladene Tiſch uns zu der richtigern Anſicht brächten, daß wir uns in dem Empfangs- und Frühſtückszimmer von N... befänden.

Bei dem Frühſtücktiſche, lieber Leſer, wollen wir uns nicht erſt aufhalten, da wir aus vielfacher Erfahrung zu gut wiſſen, daß ſelbſt die niederländiſch vollendetſte Schilderung thauiger Himbeeren, duftiger Erdbeeren, glänzender Kirſchen und ſaftiger Feigen, ſowie die Walter-Scottiſch treueſte Beſchreibung der auf's abenteuerlichſte geformten Kuchen für den materiellen Abgang all dieſer Köſtlichkeiten nicht zu entſchädigen vermag. Es genüge uns das Bewußtſein, in nichts, was irgend Jemand aus der muntern Geſellſchaft leiſtete, um dem herrlichen Mahle die verdiente Anerkennung zu zollen, zurückgeblieben zu ſein.

Der alte Freund des Goſpon Kapetan ſelbſt iſt nicht zugegen. Wir erfahren aus dem Munde unſerer ſchönen Wirthin, daß es ihm unmöglich ſei, die Treppen herabzukommen, und daß er uns erſuche, ſich nach eingenommenem Frühſtück zu ihm ins erſte Stockwerk

zu begeben, was wir denn auch ſofort thun wollen.

Wir treten in eine Stube, deren Mitte ein langer, etwa für zwanzig Perſonen luxuriös gedeckter Tiſch einnimmt.

An einem der Fenſter, von dem aus man die Gegend weithinaus überſehen kann, finden wir den Hausherrn in einem großen, bequemen, auf Rädern beweglichen Lehnſeſſel ſitzend.

Es iſt ein Greis von nahe an den Achtzigen, deſſen funkelnde Augen im Vereine mit den lebendigen, faſt ironiſch ſcharfen Zügen des hagern Geſichts die Gicht zu verſpotten ſcheinen, die ihm Hände und Füße ſchon ſeit zwanzig Jahren zu abgenutzten, unbrauchbaren Körperanhängſeln umgeſchaffen.

„Fürchten Sie nicht!“ ruft er uns ſchon von ferne entgegen und noch ehe wir Zeit haben ihn zuerſt zu grüßen. „Ich habe ſie nicht zu mir heraufbitten laſſen, um mir ihren Rath zu erholen. Mir fehlt nichts als zwei Hände und zwei Füße, und da ich gelernt habe, auch ohne dieſe Appendices alt zu werden, bin ich übrigens vollkommen geſund und wohlauf! Sie

bringen mir Empfehlungen von meinem alten Bruder Kapetan —; das allein ſchon macht ſie mir herzlich willkommen! Aber Sie reiſen auch. Reiſen macht froh; ich liebe die fröhlichen Leute, und jeder Fröhliche iſt mein lieber Gaſt, ſo lange das Haus ſteht und ich darin herumkutſchire. Den Händedruck ... nehmen Sie ihn mündlich an! ... Apropos! Iſt das nicht ein herrliches Paar Rappen, das ich Ihnen entgegengeſchickt habe? Ich habe es erſt vor acht Tagen gekauft und habe eine wahre Freude daran. Jeden Morgen laß ich es anſpannen und Imritza muß damit ins Land hinunter. Da iſt es denn ein wahrer Jubel, wenn ich hier vom Fenſter aus zuſchaue, wie die Dinger über die Pußta hinfliegen, wie vom Bogen geſchnellt!"

Dieſer Gleichmuth, ja dieſe Lebensfreude bei einem ſolchen körperlichen Zuſtande macht uns den greiſen Fiskal zu einer in der That Reſpect einflößenden Erſcheinung. Eine Verkümmerung wie die, die wir an ihm zu beobachten Gelegenheit haben, würde Jedermann unerträglich erſcheinen müſſen. Nur er ſcheint ſich mit ihr gut zu vertragen, und während ein Anderer in ſei-

ner Lage längſt des Lebens überdrüßig geworden wäre, ſich darauf eingerichtet zu haben den Reſt der Lebensfreuden, der ihm noch erreichbar geblieben, mit weiſer Zurückgezogenheit bis auf das letzte Krümchen und ſo lange als möglich zu genießen.

„Sehen Sie", fährt er fort, „ich habe alle Grund mit mir zufrieden zu ſein. Ich habe jeden Tag Gäſte, alſo jeden Tag meine Ration Freuden. Die Leute ſind ſo gut und komme, wenn ich auch nicht wieder zu ihnen komme kann. Und das iſt doch ein Beweis, daß ich noch immer einen guten Spaß zu machen verſtehe; denn was ein echter Slavonier iſt, kommt nur dorthin, wo er weiß, daß man lacht. Da haben Sie den Protopopen von W..., ein altes Faß, das ſchon ein paar meiner Fäſſer in ſich aufgenommen hat, ohne geborſten zu ſein; dann den Notarius von S..., junge Dauben aber vielverſprechend; dann den Poſtmeiſter von M... einen emeritirten Sereſchaner, der mit dem Protopopen in ewigem Streite lebt, wer aus feſterem Holze ſei; dann haben Sie noch den Diakon aus D..., einen ſehr gelehrten Mann.

der neun Sprachen ſpricht, aber doch nur in ſeiner Mutterſprache trinkt; endlich ein paar Frauen aus der Nachbarſchaft. Das ſind meine faſt täglichen Gäſte. An Sonn- und Feiertagen require ich noch ein kleines Contingent aus der Umgegend und aus der Stadt dazu, und ſelten vergeht eine Woche, ohne daß es ein Bilikum gäbe."

„Bilikum!"

Wir müſſen geſtehen, daß uns dies räthſelhafte, allen unſerm philologiſchen Wiſſen hohnſprechende Wort nachgerade Verlegenheiten zu bereiten anfängt. Was iſt das: „Bilikum!" Iſt es lateiniſch, ſpaniſch, griechiſch, chaldäiſch? Jeden Augenblick hören wir es nennen; was ſollen wir uns darunter vorſtellen? Vorderhand nichts Beſſeres, als eine unbekannte Größe, deren Entwickelung wir getroſt entgegenſehen, und deren verzweifeltem Namen wir mit einer diplomatiſchen Schwenkung aus dem Wege gehen wollen, indem wir, unſere Unwiſſenheit hinter eine artige Aufmerkſamkeit verbergend, dem alten Manne ſagen, daß wir es beneidenswerth finden, ſich täglich ſo von frohen und geſelligen Menſchen

umgeben zu ſehen, und daß wir uns insbeſondere auf die Bekanntſchaft Derer unter ihnen freuen, die ſeiner Familie angehören.

Was müſſen wir bemerken? Die glänzenden Augen des Alten verdüſtern ſich, ſeine Züge nehmen einen wehmüthigen Ausdruck an. Gewiß, wir haben eine Ungeſchicklichkeit begangen, und ohne es zu ahnen, eine ſchmerzliche Saite berührt!

„Ja, Familie!“ beginnt er, nachdem er eine Weile in den blauen Himmel hinausgeſehen... „Ich habe keine Familie. Imritza iſt das A und Z meiner Familie. Ich habe ſehr viel Glück in meinen Unternehmungen, aber keines in meinem Hauſe gehabt.“

„Mein Vater war in Serbien drüben, in einem Dorfe der Matſchwa, Knes. Durch die Türken um ſeine geringe Habe gebracht und ſelbſt an ſeinem Leben bedroht, verließ er das Land und flüchtete ſich nach Syrmien herüber, wo er in einem der Monaſtire (Klöſter) eine kleine Bedienſtung fand. Die Mönche des Kloſters fanden an mir, der ich damals noch ein friſcher Junge war, Gefallen, ertheilten mir

Unterricht im alten Kirchenſlaviſchen, im Latein, in allerlei andern Wiſſenſchaften und thaten mich zuletzt nach Carlowitz ins Gymnaſium, um mich für ihren Stand heranzubilden. Hier, wo in der Umgebung des Patriarchen das Leben der Mönche ſich doch noch einigermaßen annehmlich geſtaltet, hätte die Ausſicht, einſt Archimandrit zu werden, mich vielleicht anlocken können, wenn ich mich nicht mit einem jungen Freunde zuſammengethan und mit ihm den Entſchluß gefaßt hätte, mein Glück nun im Kloſter, im Leben zu verſuchen. Mein junger Freund, der gegenwärtige Goſpon Kaperan, war damals in der Militärſchule. Als er ins Regiment einrückte und mit dieſem nach Peſt zu liegen kam, folgte ich ihm dahin und trat, da ich auf keine andere Weiſe mein Daſein zu friſten vermochte .... erſchrecken Sie nicht .... in eine Raſirſtube als Barbierjunge. Raſiren, das iſt ſo eine Art Freikunſt, mit welcher Sie Tauſende meiner Landsleute ganz Oeſtreich durchwandern ſehen können. Die Officinen von Peſt und Wien ſind faſt ganz in ihren Händen, und ſie ſtehen ſich dabei ganz gut, denn ein raiziſcher Barbier iſt

überall ſehr geſchätzt. In dieſer Eigenſchaft lernte mich ein alter hageſtolzer Edelmann kennen, der gern etwas für mich gethan hätte. Da er aber wie Tauſende von ungariſchen Edelleuten eben weiter nichts als ſein altes Nobilitätsdiplom beſaß, ſo beſchloß er wenigſtens das mit mir zu theilen und adoptirte mich an Sohnes Statt. Nun ſtand mir eine Laufbahn offen, und ich warf den Streichriemen bei Seite, um nach dem ungariſchen Rechte zu greifen und erſt Jurat, dann Fiskal zu werden."

„Sie wiſſen, daß nach der damaligen Verfaſſung die Fiskale dieſelbe Praxis ausübten, die gegenwärtig den Advocaten zufällt. Als ſolcher nun kämpfte ich wie Hunderte meines Gleichen jahrelang mit Noth und Sorgen, bis ich ſo glücklich war, in einen ſehr verwickelten Proceß hineingezogen zu werden, den ich denn auch dem Grafen B. gegen den Grafen D. gewann, und der nach erfolgter Klärung dies Schloß mit dieſem Gute in meinen Papierkorbe liegen ließ. Solche Bodenſätze und Niederſchläge waren in dem ehemaligen ungariſchen Proceßweſen nichts Seltenes. Ein zweiter, nicht minder einträglicher Proceß kam bald hin-

zu, und ich war ein gemachter Mann, hatte Haus und Grundstücke, dazu ein hübsches rundes Sümmchen und konnte die Tochter eines Vicegespans als Frau heimführen."

„Meine Frau war eine städtisch erzogene Dame und ihre verwöhnten Nerven ertrugen nicht lange die Einsamkeit dieses Hauses. Sie starb nach zwei Jahren und ließ mich kinderlos."

„Da machte ich mir Vorwürfe und sagte mir selbst: Du hast sie umgebracht; eine Dame gehört in die Stadt, und in den Hühnerhof von N... ein einfaches slavonisches Weib. Ein Jahr später machte ich das schönste Mädchen auf zehn Meilen im Umkreise, die Tochter eines Bauern, zu meiner Hausfrau."

„Mochten nun die Städter und alle Fiskale des Landes sagen, was sie wollten, mein Weib war und blieb ein Weib vom Lande und für's Land, und trug sich wie alle andern Bauernweiber. Wenn ich an sie denke, da ist es mir noch immer, als sähe ich sie mit ihren großen schwarzen Zöpfen, mit ihrem rothseidenen Leibchen, mit ihrem blauen, faltenreichen Rocke und

dem weißtuchenen Ueberwurf durch dieſe Stube wandeln und walten . . ."

„Zwei Jahre lebten wir glücklich. Da ſetzten ihr die Frauen aus der Stadt und aus der Nachbarſchaft, die uns zu beſuchen pflegten, mit einem male ins Ohr, für eine Frau Fiskalin ſchicke ſich nicht die Bauerntracht und ſie müſſe ſich ſtädtiſch kleiden. Ich wollte das aber durchaus nicht leiden, und da gab es manche gereizte Stunde."

„Eines Morgens gehe ich auf die Jagd. Seit einigen Nächten hatte mir von meiner erſten Frau geträumt, und ich wollte mich zerſtreuen."

„Todmüde kam ich ſpät Abends nach Hauſe, die letzte Ladung noch im Rohre. Wie ich die Thüre der untern Stube öffne, ſteht eine Geſtalt vor dem Spiegel, vor deren Anblick ich entſetzt zurückſchaute. Es iſt der Geiſt meiner erſten Frau! denk' ich; es war ihre Haltung, ihr ſtädtiſcher Anzug, derſelbe, in dem ſie die letzten Tage ihres Lebens gegangen!"

„Wer biſt du und was willſt du? rief ich aus."

„Die Geſtalt wendet ſich nicht um, ſondern bleibt gegen den Spiegel gekehrt ſtehen und ſpricht lächelnd hinein: Gefall' ich dir?"

„Die Züge im Spiegel erſcheinen mir als die Züge meiner erſten Frau . . . das Lächeln iſt wie das ihrige . . . . die Stimme iſt wie die ihrige . . ."

„Zurück ins Grab! rufe ich aus, und lege, kaum wiſſend, daß ich es thue, den Stutzen an."

„Nemoj! Nemoj! Siehſt du denn nicht, daß ich dein Weib bin? ruft die Geſtalt und ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu."

„Mich übermannt das Entſetzen . . . die Sinne ſchwinden mir . . . der Schuß fällt . . . und die Geſtalt ſinkt zu Boden."

„Leute eilen herbei . . . man bringt Licht . . . die Leiche zu meinen Füßen iſt — die meiner zweiten Frau —!"

Hier hält der Fiskal in ſeiner Erzählung inne. Er weint nicht; ſeine Augen werden nicht einmal feucht; aber in ſeinen Zügen liegt aller

Schmerz und alle Trauer einer erschütternden Erinnerung.

Nach einer Weile ermannt er sich wieder, und fährt, in seiner humoristischen Weise über sich selbst spöttelnd, fort: „Sehen Sie, der Himmel hat mich so lieb, daß er mich nicht einmal beten läßt. Ich hätte so gern die Hände gefaltet ... aber ich kann nicht!“ — —

Man klopft.

Die Gäste aus dem Frühstückzimmer, geführt von Imritza, treten ein, und in dem nächsten Augenblicke wieder ist der Fiskal der freundliche Alte von jeher, und sagt den Frauen, die an seinen Rädersessel herantreten, Schönheiten, und spricht mit den Männern von der muthmaßlichen Weinlese, vom Stande des Kukuruz; dann von der neuen Organisation des Landes, von den Türken, von den Russen.

Als die allerneuesten unter den Gästen hält es Imritza für ihre Pflicht, uns mit den weitern Räumlichkeiten bekannt zu machen. Wir müssen alle Zimmer durchwandern, Keller und Garten besehen, die Pflaumenbäume loben, die jungen Truthühner liebenswürdig finden, und

auf die Bemerkung, daß der alte Mann mit dem weißen Schnurrbarte, den wir unter einem Fliederbuſche im Garten ſitzend und damit beſchäftigt finden, ſich aus einer Gattung ellenlangen Graſes einen neuen Mantel zu binden, uns ſeines halbwilden Ausſehens wegen ſehr intereſſire, erfahren, daß dies ein Montenegriner, Panta (Abkürzung von Panteleimon) mit Namen ſei, der ſeit einigen Jahren hier volles „Bilikumsrecht" genieße.

Als die Serben in Carlowitz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen, um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war er aus Bosnien herübergekommen, um ſich ihnen anzuſchließen. Er ſoll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grauſamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er ſich nie fügen wollen, ſondern zog mit ſeiner langen Damascenerflinte und ſeinen Piſtolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo man eben kämpfte, um auf eigene Fauſt mitzukämpfen. Hatte er in den Reihen einer Abtheilung gefochten und bezog dieſe irgendwo ein Lager und blieb einige Tage unthätig, ſo nahm er ſeine „Damascenerin" über

ner Lage längſt des Lebens überdrüßig geworden wäre, ſich darauf eingerichtet zu haben den Reſt der Lebensfreuden, der ihm noch erreichbar geblieben, mit weiſer Zurückgezogenheit bis auf das letzte Krümchen und ſo lange als möglich zu genießen.

„Sehen Sie", fährt er fort, „ich habe allen Grund mit mir zufrieden zu ſein. Ich habe jeden Tag Gäſte, alſo jeden Tag meine Ration Freuden. Die Leute ſind ſo gut und kommen, wenn ich auch nicht wieder zu ihnen kommen kann. Und das iſt doch ein Beweis, daß ich noch immer einen guten Spaß zu machen verſtehe; denn was ein echter Slavonier iſt, kommt nur dorthin, wo er weiß, daß man lacht. Da haben Sie den Protopopen von W..., ein altes Faß, das ſchon ein paar meiner Fäſſer in ſich aufgenommen hat, ohne geborſten zu ſein; dann den Notarius von S..., junge Dauben, aber vielverſprechend; dann den Poſtmeiſter von M... einen emeritirten Sereſchaner, der mit dem Protopopen in ewigem Streite lebt, wer aus feſterem Holze ſei; dann haben Sie noch den Diakon aus D..., einen ſehr gelehrten Mann.

der neun Sprachen ſpricht, aber doch nur in ſeiner Mutterſprache trinkt; endlich ein paar Frauen aus der Nachbarſchaft. Das ſind meine faſt täglichen Gäſte. An Sonn- und Feiertagen require ich noch ein kleines Contingent aus der Umgegend und aus der Stadt dazu, und ſelten vergeht eine Woche, ohne daß es ein Bilikum gäbe."

„Bilikum!"

Wir müſſen geſtehen, daß uns dies räthſelhafte, allen unſerm philologiſchen Wiſſen hohnſprechende Wort nachgerade Verlegenheiten zu bereiten anfängt. Was iſt das: „Bilikum!" Iſt es lateiniſch, ſpaniſch, griechiſch, chaldäiſch? Jeden Augenblick hören wir es nennen; was ſollen wir uns darunter vorſtellen? Vorderhand nichts Beſſeres, als eine unbekannte Größe, deren Entwickelung wir getroſt entgegenſehen, und deren verzweifeltem Namen wir mit einer diplomatiſchen Schwenkung aus dem Wege gehen wollen, indem wir, unſere Unwiſſenheit hinter eine artige Aufmerkſamkeit verbergend, dem alten Manne ſagen, daß wir es beneidenswerth finden, ſich täglich ſo von frohen und geſelligen Menſchen

umgeben zu ſehen, und daß wir uns insbeſondere auf die Bekanntſchaft Derer unter ihnen freuen, die ſeiner Familie angehören.

Was müſſen wir bemerken? Die glänzenden Augen des Alten verdüſtern ſich, ſeine Züge nehmen einen wehmüthigen Ausdruck an. Gewiß, wir haben eine Ungeſchicklichkeit begangen, und ohne es zu ahnen, eine ſchmerzliche Saite berührt!

„Ja, Familie!“ beginnt er, nachdem er eine Weile in den blauen Himmel hinausgeſehen ... „Ich habe keine Familie. Imritza iſt das A und Z meiner Familie. Ich habe ſehr viel Glück in meinen Unternehmungen, aber keines in meinem Hauſe gehabt.“

„Mein Vater war in Serbien drüben, in einem Dorfe der Matſchwa, Knes. Durch die Türken um ſeine geringe Habe gebracht und ſelbſt an ſeinem Leben bedroht, verließ er das Land und flüchtete ſich nach Syrmien herüber, wo er in einem der Monaſtire (Klöſter) eine kleine Bedienſtung fand. Die Mönche des Kloſters fanden an mir, der ich damals noch ein friſcher Junge war, Gefallen, ertheilten mir

Unterricht im alten Kirchenſlaviſchen, im Latein, n allerlei andern Wiſſenſchaften und thaten mich uletzt nach Carlowitz ins Gymnaſium, um mich ür ihren Stand heranzubilden. Hier, wo in er Umgebung des Patriarchen das Leben der Nönche ſich doch noch einigermaßen annehmlich eſtaltet, hätte die Ausſicht, einſt Archimandrit u werden, mich vielleicht anlocken können, wenn h mich nicht mit einem jungen Freunde zuſam- engethan und mit ihm den Entſchluß gefaßt ätte, mein Glück ſtatt im Kloſter, im Leben u verſuchen. Mein junger Freund, der gegen- värtige Goſpon Kapetan, war damals in der Militärſchule. Als er ins Regiment einrückte nd mit dieſem nach Peſt zu liegen kam, folgte h ihm dahin und trat, da ich auf keine andere Weiſe mein Daſein zu friſten vermochte .... rſchrecken Sie nicht .... in eine Raſirſtube als Barbierjunge. Raſiren, das iſt ſo eine Art Freikunſt, mit welcher Sie Tauſende meiner andsleute ganz Oeſtreich durchwandern ſehen önnen. Die Officinen von Peſt und Wien ſind aſt ganz in ihren Händen, und ſie ſtehen ſich abei ganz gut, denn ein raiziſcher Barbier iſt

überall ſehr geſchätzt. In dieſer Eigenſchaft lernte mich ein alter hageſtolzer Edelmann kennen, der gern etwas für mich gethan hätte. Da er aber wie Tauſende von ungariſchen Edelleuten eben weiter nichts als ſein altes Nobilitätsdiplom beſaß, ſo beſchloß er wenigſtens das mit mir zu theilen und adoptirte mich an Sohnes Statt. Nun ſtand mir eine Laufbahn offen, und ich warf den Streichriemen bei Seite, um nach dem ungariſchen Rechte zu greifen und erſt Jurat, dann Fiskal zu werden."

„Sie wiſſen, daß nach der damaligen Verfaſſung die Fiskale dieſelbe Praxis ausübten, die gegenwärtig den Advocaten zufällt. Als ſolcher nun kämpfte ich wie Hunderte meines Gleichen jahrelang mit Noth und Sorgen, bis ich ſo glücklich war, in einen ſehr verwickelten Proceß hineingezogen zu werden, den ich denn auch dem Grafen B. gegen den Grafen D. gewann, und der nach erfolgter Klärung dies Schloß mit dieſem Gute in meinen Papierkorbe liegen ließ. Solche Bodenſätze und Niederſchläge waren in dem ehemaligen ungariſchen Proceßweſen nichts Seltenes. Ein zweiter, nicht minder einträglicher Proceß kam bald hin-

zu, und ich war ein gemachter Mann, hatte Haus und Grundstücke, dazu ein hübsches rundes Sümmchen und konnte die Tochter eines Vicegespans als Frau heimführen."

„Meine Frau war eine städtisch erzogene Dame und ihre verwöhnten Nerven ertrugen nicht lange die Einsamkeit dieses Hauses. Sie starb nach zwei Jahren und ließ mich kinderlos."

„Da machte ich mir Vorwürfe und sagte mir selbst: Du hast sie umgebracht; eine Dame gehört in die Stadt, und in den Hühnerhof von N... ein einfaches slavonisches Weib. Ein Jahr später machte ich das schönste Mädchen auf zehn Meilen im Umkreise, die Tochter eines Bauern, zu meiner Hausfrau."

„Mochten nun die Städter und alle Fiskale des Landes sagen, was sie wollten, mein Weib war und blieb ein Weib vom Lande und für's Land, und trug sich wie alle andern Bauernweiber. Wenn ich an sie denke, da ist es mir noch immer, als sähe ich sie mit ihren großen schwarzen Zöpfen, mit ihrem rothseidenen Leibchen, mit ihrem blauen, faltenreichen Rocke und

dem weißtuchenen Ueberwurf durch dieſe Stube wandeln und walten . . ."

„Zwei Jahre lebten wir glücklich. Da ſetzten ihr die Frauen aus der Stadt und aus der Nachbarſchaft, die uns zu beſuchen pflegten, mit einem male ins Ohr, für eine Frau Fiskalin ſchicke ſich nicht die Bauerntracht und ſie müſſe ſich ſtädtiſch kleiden. Ich wollte das aber durchaus nicht leiden, und da gab es manche gereizte Stunde."

„Eines Morgens gehe ich auf die Jagd. Seit einigen Nächten hatte mir von meiner erſten Frau geträumt, und ich wollte mich zerſtreuen."

„Todmüde kam ich ſpät Abends nach Hauſe, die letzte Ladung noch im Rohre. Wie ich die Thüre der untern Stube öffne, ſteht eine Geſtalt vor dem Spiegel, vor deren Anblick ich entſetzt zurückſchaute. Es iſt der Geiſt meiner erſten Frau! denk' ich; es war ihre Haltung, ihr ſtädtiſcher Anzug, derſelbe, in dem ſie die letzten Tage ihres Lebens gegangen!"

„Wer biſt du und was willſt du? rief ich aus."

„Die Geſtalt wendet ſich nicht um, ſondern bleibt gegen den Spiegel gekehrt ſtehen und ſpricht lächelnd hinein: Gefall' ich dir?"

„Die Züge im Spiegel erſcheinen mir als die Züge meiner erſten Frau . . . das Lächeln iſt wie das ihrige . . . . die Stimme iſt wie die ihrige . . ."

„Zurück ins Grab! rufe ich aus, und lege, kaum wiſſend, daß ich es thue, den Stutzen an."

„Nemoj! Nemoj! Siehſt du denn nicht, daß ich dein Weib bin? ruft die Geſtalt und ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu."

„Mich übermannt das Entſetzen . . . die Sinne ſchwinden mir . . . der Schuß fällt . . . und die Geſtalt ſinkt zu Boden."

„Leute eilen herbei . . . man bringt Licht . . . die Leiche zu meinen Füßen iſt — die meiner zweiten Frau —!"

Hier hält der Fiskal in ſeiner Erzählung inne. Er weint nicht; ſeine Augen werden nicht einmal feucht; aber in ſeinen Zügen liegt aller

Schmerz und alle Trauer einer erschütternden Erinnerung.

Nach einer Weile ermannt er sich wieder, und fährt, in seiner humoristischen Weise über sich selbst spöttelnd, fort: „Sehen Sie, der Himmel hat mich so lieb, daß er mich nicht einmal beten läßt. Ich hätte so gern die Hände gefaltet ... aber ich kann nicht!“ — —

Man klopft.

Die Gäste aus dem Frühstückzimmer, geführt von Imritza, treten ein, und in dem nächsten Augenblicke wieder ist der Fiskal der freundliche Alte von jeher, und sagt den Frauen, die an seinen Rädersessel herantreten, Schönheiten, und spricht mit den Männern von der muthmaßlichen Weinlese, vom Stande des Kukuruz; dann von der neuen Organisation des Landes, von den Türken, von den Russen.

Als die allerneuesten unter den Gästen hält es Imritza für ihre Pflicht, uns mit den weitern Räumlichkeiten bekannt zu machen. Wir müssen alle Zimmer durchwandern, Keller und Garten besehen, die Pflaumenbäume loben, die jungen Truthühner liebenswürdig finden, und

auf die Bemerkung, daß der alte Mann mit dem weißen Schnurrbarte, den wir unter einem Fliederbuſche im Garten ſitzend und damit beſchäftigt finden, ſich aus einer Gattung ellenlangen Graſes einen neuen Mantel zu binden, uns ſeines halbwilden Ausſehens wegen ſehr intereſſire, erfahren, daß dies ein Montenegriner, Panta (Abkürzung von Panteleimon) mit Namen ſei, der ſeit einigen Jahren hier volles „Bilikumsrecht" genieße.

Als die Serben in Carlowitz und in ganz Syrmien zu den Waffen griffen, um gegen die Ungarn zu Felde zu ziehen, war er aus Bosnien herübergekommen, um ſich ihnen anzuſchließen. Er ſoll wahre Wunder der Tapferkeit, aber auch der Grauſamkeit verübt haben. Einem Commando hatte er ſich nie fügen wollen, ſondern zog mit ſeiner langen Damascenerflinte und ſeinen Piſtolen dorthin, wohin es ihm beliebte und wo man eben kämpfte, um auf eigene Fauſt mitzukämpfen. Hatte er in den Reihen einer Abtheilung gefochten und bezog dieſe irgendwo ein Lager und blieb einige Tage unthätig, ſo nahm er ſeine „Damascenerin" über

die Schulter und ging zu einem andern Trupp, der eben dem Feinde gegenüberſtand oder gerade gegen ihn auszog. Alle Verſuche, ihn irgendwo feſtzuhalten, waren fruchtlos. Er ſuchte eben nichts als Kampf und Todtſchlag.

Die Kaltblütigkeit, mit der er oft ganz allein einem ganzen Haufen von Feinden gegenüberſtand, machte ihn bald zum Schrecken ſeiner Gegner und zu einer Art Berühmtheit im ſerbiſchen Lager. Nicht einen Augenblick z. B., und mochte man von früh bis in die ſinkende Nacht hinein im Feuer ſtehen, kam ihm der Tſchibuk von der Seite oder ließ er dieſen ausgehen. Ob er angriff, ob er zurückwich, immer mußte er dabei ſeinen brennenden Tſchibuk im Munde haben.

Als er einmal mit einigen Serbiern hinter einem Gebüſche auf Vorpoſten lag, rettete er ſich und ſeinen Begleitern ſogar mit dem Tſchibuk das Leben. Eine Schar von Feinden brach plötzlich aus einem nahen Gehölz hervor, und machte Anſtalt, ſich auf den Vorpoſten zu ſtürzen. Da der Feind mindeſtens zehn mal überlegen war, ſo erhoben ſich die Serbier und wollten, nach-

dem ſie einige Schüſſe abgefeuert, die Flucht ergreifen. Panta aber, der ſich eben ſeinen Tſchibuk ſtopfte, ließ ſie feuern, ließ auch den Feind Feuer geben, ohne ſich im mindeſten darum zu kümmern. Als aber ſeine Kameraden, da die Feinde immer näher rückten, auszureißen anfingen und ihn auffoderten, mit zu fliehen, erhob er ſich ganz gleichmüthig, hielt ſeinen Tſchibuk in die Höhe und rief den Feinden zu: „Unartige Bengel ihr, daß ihr einem edeln Junak (Helden) nicht einmal Zeit laßt, ſich ſeinen Tſchibuk anzubrennen! Wißt ihr denn nicht, daß Panta erſt ſeinen Taback haben muß, ehe er mit euch ehrlich fechten kann? Wartet nur, bis mein Tſchibuk brennt, dann will ich euch Eins aufbrennen, daß euch die Luſt zu ſolchen Ungezogenheiten für alle Zeiten vergeht!“ Die Feinde, da ſie ihn gewahrten, ſtoben wie der Blitz in das Gehölz zurück, und Panta mit den Seinen machte ſich rauchend aus dem Staube.

Außer ſeinem Tſchibuk verdankt er ſeine Berühmtheit dem Kopfabſchneiden. Dieſer grauenhaften Barbarei an den getödteten Feinden ging er mit einer Leidenſchaft nach, die ihn ſelbſt

ſeinen Kameraden entſetzlich machte, und ihm den Namen „Panta der Kopfabſchneider" eintrug. Wenn Panta einmal einen Tag nicht ein paar Köpfe abgeſchnitten hatte, ſo wurde er melancholiſch und ging kopfhängeriſch umher. Sollte er guter Dinge ſein, ſo mußte es Köpfe geben.

Nach dem Gefechte ſah man ihn oft halbe Tage lang auf dem Schlachtfelde umherſtreifen und an den Leichen der Feinde, die liegen geblieben waren, ſeine grauenvolle Leidenſchaft üben. Kein Verbot, keine Drohung vermochte ihn davon abzuhalten. Als einmal am Tage nach einem Treffen, in welchem einer der feindlichen Anführer gefallen ſein ſollte, ſich im Lager plötzlich das Gerücht verbreitete, dieſer lebe und ſei ſogar geſehen worden, und der ſerbiſche Commandant im Lager umherging, um ſelbſt darüber Erkundigungen einzuziehen, trat ihm Panta entgegen und ſprach: „Herr, glaubt es nicht; er iſt todt wie ſeines Urgroßvaters Großvater!"

„Weißt du das ſo gewiß?"

„Wie ſollt' ich nicht! Kennt Ihr das, Herr?"

Dabei brachte er aus seiner Futtertasche einen Kopf zum Vorschein, den Jedermann sogleich als den des feindlichen Führers erkannte.

Nachdem der Krieg beendigt war und es somit nichts mehr zu kämpfen und keine Köpfe abzuschneiden gab, war er eine zeitlang in Lande umhergezogen, um die Gastfreundschaft bald dieses, bald jenes ehemaligen Waffengefährten in Anspruch zu nehmen. Die Polizei aber, die sich nach Wiederherstellung der Ruhe mit der neuen Ordnung der Dinge hier zu organisiren begann, wollte diesem fahrenden Heldenthume keinen Gefallen abgewinnen, und so eifrig er auch für das legitime Princip thätig gewesen, es konnte ihn nicht vor dem Schicksale bewahren die Weisung zu erhalten, ein Land zu meiden, um welches die unzweifelhaftesten Verdienste sich erworben zu haben er überzeugt war. Wahrscheinlich hätte er dieser Auffoderung auch wirklich nachkommen müssen, wenn ihn nicht sein guter Stern nach R... geführt hätte, wo der alte Fiskal sich seiner annahm und ihm versuchsweise die Aufsicht über einen Theil seiner Felder übertrug, und als er ihn näher kennen

gelernt, ſogar das Bilikum gab, in Folge deſſen er nun Schloß N... ſo lange es ihm beliebt als ſein Aſyl, als eine zweite Heimat betrachten durfte.

In der That auch, verſichert Imritza, habe der ſonſt ſo unheimliche Alte während der ganzen Zeit das in ihn geſetzte Vertrauen nicht durch das Geringſte getäuſcht. So ſchauerlich der Ruf iſt, den er aus den Kämpfen mitbrachte, ſo friedfertig, ruhig und ſelbſt weichmüthig hat er ſich, ſeitdem es keinen Krieg mehr gibt, bei jedem Anlaſſe bewieſen. Wenn man ihn ſo ſehe, wie er ſtill und in ſich gekehrt einhergeht, durch die Felder ſtreift, die Pferde abwartet, tauſend kleine Dienſte mit der größten Bereitwilligkeit verrichtet, nie mit Jemandem einen Streit hat, vielweniger irgend wem etwas zu Leide thut, ſollte man gar nicht glauben, daß dies derſelbe Panta ſei, der ſich in geſprächigen Augenblicken damit rühmt, Zeit ſeines Lebens einhundert und achtzig Feinde getödtet und gegen zweitauſend Köpfe abgeſchnitten zu haben. Im Schloſſe habe man ſich bereits ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß man ihn nicht gern vermiſſen würde. Selbſt der „alte Herr"

be ihn gern um ſich, und liebe es, ſich von
n ſchauerliche Kampfgeſchichten aus Montenegro
ählen und alte Heldenlieder vorſingen zu laſſen,
ren er eine große Anzahl auswendig wiſſe.
eit einiger Zeit jedoch, namentlich ſeitdem der
rieg zwiſchen Rußland und der Türkei ausge-
ochen, gehe er wieder ſo melancholiſch umher,
ß man jeden Augenblick darauf gefaßt ſein
üſſe, ihn wieder abziehen zu ſehen — um
öpfe abzuſchneiden.

Mittlerweile iſt es Speiſezeit geworden und
r wenden uns von dem abenteuerlichen Kepha-
onen ab, um uns in das obere Zimmer zurück-
begeben, wo wir die Gäſte vollzählig beiſam-
n und damit beſchäftigt finden, die Stühle zu
cken, die prächtigen Teller und die kunſtreich
falteten Servietten zu bewundern; Zeichen, die
zweifelhaft darauf hindeuten, daß man bereits
e Luſt habe, ſich derſelben zu bedienen.

In Wirklichkeit auch iſt bereits Alles zum
eginn gerüſtet und man erwartet nur noch die
entbehrliche Trias des Protopopen von W...,
s emeritirten Sereſchaner-Poſtmeiſters von M...
nd des gelehrten Diakons von D....

Endlich kommen auch dieſe heiligen drei Könige vom Syrmierlande am Fuße der Anhöhe zum Vorſchein. Eine freudige Aufregung geht bei ihrem Anblick durch die Geſellſchaft. Man rückt lebhafter als bisher mit den Stühlen; man drängt ſich ans Fenſter, ſie zu begrüßen; man winkt ihnen, ihre Schritte zu beſchleunigen, und wir unſers Theils nehmen die Gelegenheit wahr, ſie, während ſie heranklimmen, etwas näher in Augenſchein zu nehmen.

Voran ſchreitet der Diakon, der offenbar am leichteſten Befußte von den Dreien, hinter ihm der Sereſchaner und zuletzt keucht das alte Faß, das ſchon ſo viele Fäſſer in ſich aufgenommen, der Protopope empor.

Eine Weile noch und ſie treten ein, bewillkommt vom lauten Zuruf der Anweſenden. Ihnen auf dem Fuße folgten die Suppenſchüſſeln, aufgetragen von drei weitbehoſten Burſchen, die, ſobald ſie ihre dampfende Laſt niedergeſetzt, den Fiskal an die oberſte Stelle der Tafel ſchieben.

Der Sereſchaner ſchleudert treuherzig mit ſeiner Rechten umher, ſchüttelt Jedem die Hand, dem Fiskal den Schlafrockärmel und gibt die

tröſtliche Verſicherung ab, er ſei nicht allein zu eſſen gekommen, ſondern auch zu trinken und was er aus Rückſicht des letztern im erſtern zu wenig leiſten werde, das werden ſeine Frau und ſeine beiden Jungen nachzuholen bemüht ſein, die zuverläſſig kommen würden, ſobald die „vermaledeite" Poſt vorüber ſei; worauf er ſich in einen Seſſel wirft und ſich den Speiſe-Apparat zurecht macht.

Der Protopope, eine kleine, in der That faßförmige Geſtalt mit einem rothen, von einem dreifachen Goderwalle umgrenzten Geſichte und ſo dünnen Beinen, daß man bei jedem Schritte ihrem Zuſammenbrechen unter dem umfangreichen Leibe entgegenſehen zu müſſen glaubt, ſtrengt ſich ſichtlich an, um das ehrwürdige Ausſehen, das ſeine kornblumenblaue Sommerkutte im Vereine mit ſeiner Geſtalt allerdings nicht hervorzubringen geeignet iſt und deſſen er doch von Sonntags- und Amtswegen benöthigt, durch eine ſtrenge Haltung ſeiner Züge zu erſetzen, was er durch ein eigenthümliches Runzeln der Stirn und heiliges Emporzwinkern der Augenbrauen, ſowie durch ein zum Kuß bereitetes Ausſtrecken der

Hand am ſicherſten zu erzielen glaubt, ohne daß dieſer letztern die Lippen Jemandes Andern als der drei Burſchen den erwarteten Tribut zu zollen ſich veranlaßt ſehen.

Eine nicht minder heilige Haltung ſucht der hinter ihm ſtehende Diakon zu behaupten. Eine ſchmächtige, faſt noch einmal ſo hohe Geſtalt als der Pfarrer, beugt er ſich über den letztern mit dem Ausdruck aller Demuth, deren ein hageres, abgeblaßtes Geſicht fähig iſt, das den Blicken nicht zu verbieten vermag, nebenbei mit Sehnſucht und ſtillem Begehren nach der reichbeſetzten Tafel hinüberzuſchielen, indem er mit beiden Händen den Hut an jene Gegend andrückt, welche ſentimentale Leute die Bruſt nennen, von der wir aber ſehr wohl wiſſen, daß ſie die des Magens ſei.

Hierauf nehmen auch die beiden würdigen Repräſentanten der Kirche ihre Plätze ein, der Protopope zur Rechten des Fiskalen an unſerer Seite, der Diakon zu deſſen Linken neben dem Sereſchaner.

Ordnung und Geſetzlichkeit ſind die Seele einer jeden großen Unternehmung. Dieſe große

Wahrheit hat in Slavonien, namentlich in Bezug auf Gastereien längst ihre Anerkennung und Anwendung gefunden. Auch an der Tafel, an der wir uns eben niederließen, soll sie nicht außer Acht gelassen werden. Es ist nun einmal in der Natur der Dinge so: die Menge will und daher muß sie auch regiert werden, sonst stürmt sie mit Allem darunter und darüber; und soll bei zunehmender Lebendigkeit nicht auch in unserer Gesellschaft die furchtbarste Anarchie einreißen, so ist es nur klug und recht, daß der althergebrachten Sitte gemäß unter dem unscheinbaren Titel des „Hausherrn" ein Dictator ernannt werde.

Dictatoren nun pflegt man allerdings nur in Zeiten der Gefahr zu ernennen. Unsere Gasterei aber für eine solche Zeit zu erkennen, ist durch die Aussicht, die der Fiskal auf einige Eimer seines Kellers eröffnet, vollkommen gerechtfertigt, und es zeigt daher von ebenso viel Weisheit als Selbstkenntniß von Seite der Gesellschaft, daß sie, noch ehe die Stunde kam, da die Schleusen des goldenen Meeres sich aufthun sollen, mit Stimmeneinhelligkeit das Regiment

über ſich dem hoffnungsvollen Notarius übe
trägt.

Der „Hausherr", lieber Leſer, iſt unter dieſe
milden Titel der Tyrann des Tiſches; es ge
das mit dieſem wie mit manchem andern mil
klingenden Titel. Es iſt gut, daß du dies
vornherein wiſſeſt, damit dich nichts befremd
Seinen Befehlen unbedingten Gehorſam zu l
ſten, iſt Pflicht eines jeden Tiſchgenoſſen. Neb
wem er dich ſetzen heißt, neben dem mußt
ſitzen. Was er dir vorlegen läßt, das mußt
eſſen, und ſo viel er dir einſchenken läßt, ſo v
mußt du trinken. Wollteſt du ohne ſeine Erlau
niß aufſtehen und dich dem Gaſtmahle entziehe
arg verſtoßen würdeſt du gegen Sitte und G
ſetz. Er bringt die Toaſte aus, er theilt dir d
Dame zu, für die du zu ſorgen haſt, bei ih
mußt du anhalten, wenn du ſprechen will
So lange er nicht die Mahlzeit für aufgehob
erklärt, dauert ſie fort und wäre es bis in d
andern Tag hinein.

Der für den vorliegenden Fall erwähl
„Hausherr" iſt ein Mann, den wir ſeinem Am
vollkommen gewachſen nennen müſſen, und e

hat faſt den Anſchein, als wäre er geſonnen, ſich nach allen Seiten hin thatſächlich als einen ſolchen zu bewähren.

Für's Erſte, erklärt er, müſſe er beſorgt ſein, der heiligen Pflicht des „Bilikum" nachzukommen.

Der Protopope lüftet ſein Käppchen bei dieſer Erklärung und zwinkert zuſtimmend mit den Augen. Der Diakon drückt die zuſammengeballten Hände demüthig an den Magen, und der Sereſchaner ſäubert zum Zeichen, daß er wohl wiſſe, der Beeilung des Hausherrn liegen ganz andere Motive als die alleinige Heiligkeit der Pflicht zu Grunde, ſein Glas mit der Serviette; denn die „Bilikums" ſind für den Mann vom Fache das untrügliche Signal für den Beginn des Trinkgelages.

Einer der weithoſigen Burſchen ſtellt auf einen Wink des Fiskals etwa fünf bis ſechs kunſtvoll geformte Glasbecher von ſehr verſchiedener Größe vor den „Hausherrn"; ein anderer ſetzt eine Sechsmaßkanne des feurigſten Rothweins vor ihn auf den Tiſch. Hierauf erhebt ſich der Notar und beginnt:

„Das Frühjahr iſt zu Ende und eh' wir uns

umſchauen braucht der Wirth Platz in ſeinem Keller für den neuen Wein. Als redliche Nachbarn müſſen wir ihm daher helfen bei Zeiten den alten hinausſchaffen, und daran wollen wir denn heute wacker Hand legen. Den erſten Trunk aber ſollen unſere neuen Gäſte haben, damit es ihnen unter uns heimiſch werde und ſie ſich fortan als wie zu uns gehörend betrachten!"

Kein Zweifel — das gilt uns.

„Nun aber ſagt mir, liebe Gäſte", fährt der Notar fort, „ſeid ihr Meiſter oder Lehrlinge? Hier ſtehen ſechs Becher vor mir. Der größte faßt die Kleinigkeit von einer Maß, der kleinſte einen Nipp, den man Seidel nennt. Die mittlern faſſen anderthalb Seidel, dann zwei, dann dritthalb, dann drei. Welchen ſoll ich für euch füllen?"

Ehe wir noch antworten können, hat der Sereſchaner den Maßbecher vorgeſchoben. Ein geringerer, meinte er, ſei nicht erſt der Mühe des Einſchenkens werth und wäre geradezu eine Beleidigung für uns; denn ſo groß wie der Becher, ſo groß die Ehre, das wiſſe jedes Kind!

Die Gutsfrau, die uns gegenüberſitzt, meint, fremde hätten von jeher einen Anſpruch auf Nachſicht gehabt, und ſchlägt den Zweiſeidelecher vor.

Darüber entſpinnt ſich nun ein Streit unter er Geſellſchaft, den der Fiskal dadurch beizulegen ucht, daß er ſich im Sinne der Dame für as kleinere Quantum entſcheidet, Imritza aber hatſächlich dadurch beendigt, daß ſie dem Notar lle Becher bis auf den kleinſten unter den Hänen verſchwinden zu machen weiß, ſodaß ihm m Ende nichts Anderes übrig bleibt, als dieſen u füllen und in ſeinem Sermon folgendermaßen ortzufahren:

„Hier alſo reich' ich euch den erſten Becher Weines unter dieſem Dache und befehle euch, ihn mit einem Anſatz zu leeren. Thut es aber mit Andacht, und bedenkt, was ihr dadurch erlangt! Dieſer Trunk gibt euch die Schlüſſel dieſes Hauſes in die Hand. Von jetzt an mögt ihr kommen bei Tag oder bei Nacht, zu welcher Jahreszeit und zu welcher Stunde ihr wollt, ihr mögt reich ſein oder arm werden, geſund bleiben oder erkranken, euch vor Feinden bergen,

gelernt, ſogar das Bilikum gab, in Folge deſſen er nun Schloß N... ſo lange es ihm beliebt als ſein Aſyl, als eine zweite Heimat betrachten durfte.

In der That auch, verſichert Imritza, habe der ſonſt ſo unheimliche Alte während der ganzen Zeit das in ihn geſetzte Vertrauen nicht durch das Geringſte getäuſcht. So ſchauerlich der Ruf iſt, den er aus den Kämpfen mitbrachte, ſo friedfertig, ruhig und ſelbſt weichmüthig hat er ſich, ſeitdem es keinen Krieg mehr gibt, bei jedem Anlaſſe bewieſen. Wenn man ihn ſo ſehe, wie er ſtill und in ſich gekehrt einhergeht, durch die Felder ſtreift, die Pferde abwartet, tauſend kleine Dienſte mit der größten Bereitwilligkeit verrichtet, nie mit Jemandem einen Streit hat, vielweniger irgend wem etwas zu Leide thut, ſollte man gar nicht glauben, daß dies derſelbe Panta ſei, der ſich in geſprächigen Augenblicken damit rühmt, Zeit ſeines Lebens einhundert und achtzig Feinde getödtet und gegen zweitauſend Köpfe abgeſchnitten zu haben. Im Schloſſe habe man ſich bereits ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß man ihn nicht gern vermiſſen würde. Selbſt der „alte Herr"

abe ihn gern um ſich, und liebe es, ſich von
hm ſchauerliche Kampfgeſchichten aus Montenegro
rzählen und alte Heldenlieder vorſingen zu laſſen,
eren er eine große Anzahl auswendig wiſſe.
Seit einiger Zeit jedoch, namentlich ſeitdem der
krieg zwiſchen Rußland und der Türkei ausge-
rochen, gehe er wieder ſo melancholiſch umher,
aß man jeden Augenblick darauf gefaßt ſein
üſſe, ihn wieder abziehen zu ſehen — um
öpfe abzuſchneiden.

Mittlerweile iſt es Speiſezeit geworden und
ir wenden uns von dem abenteuerlichen Kepha-
otomen ab, um uns in das obere Zimmer zurück-
ubegeben, wo wir die Gäſte vollzählig beiſam-
ien und damit beſchäftigt finden, die Stühle zu
ücken, die prächtigen Teller und die kunſtreich
efalteten Servietten zu bewundern; Zeichen, die
nzweifelhaft darauf hindeuten, daß man bereits
lle Luſt habe, ſich derſelben zu bedienen.

In Wirklichkeit auch iſt bereits Alles zum
Beginn gerüſtet und man erwartet nur noch die
nentbehrliche Trias des Protopopen von W...,
des emeritirten Sereſchaner-Poſtmeiſters von M...
und des gelehrten Diakons von D....

Endlich kommen auch dieſe heiligen drei Könige vom Syrmierlande am Fuße der Anhöhe zum Vorſchein. Eine freudige Aufregung geht bei ihrem Anblick durch die Geſellſchaft. Man rückt lebhafter als bisher mit den Stühlen; man drängt ſich ans Fenſter, ſie zu begrüßen; man winkt ihnen, ihre Schritte zu beſchleunigen, und wir unſers Theils nehmen die Gelegenheit wahr, ſie, während ſie heranklimmen, etwas näher in Augenſchein zu nehmen.

Voran ſchreitet der Diakon, der offenbar am leichteſten Befußte von den Dreien, hinter ihm der Sereſchaner und zuletzt keucht das alte Faß, das ſchon ſo viele Fäſſer in ſich aufgenommen, der Protopope empor.

Eine Weile noch und ſie treten ein, bewillkommt vom lauten Zuruf der Anweſenden. Ihnen auf dem Fuße folgten die Suppenſchüſſeln, aufgetragen von drei weitbehoſten Burſchen, die, ſobald ſie ihre dampfende Laſt niedergeſetzt, den Fiskal an die oberſte Stelle der Tafel ſchieben.

Der Sereſchaner ſchleudert treuherzig mit ſeiner Rechten umher, ſchüttelt Jedem die Hand, dem Fiskal den Schlafrockärmel und gibt die

tröſtliche Verſicherung ab, er ſei nicht allein zu eſſen gekommen, ſondern auch zu trinken und was er aus Rückſicht des letztern im erſtern zu wenig leiſten werde, das werden ſeine Frau und ſeine beiden Jungen nachzuholen bemüht ſein, die zuverläſſig kommen würden, ſobald die „vermaledeite" Poſt vorüber ſei; worauf er ſich in einen Seſſel wirft und ſich den Speiſe-Apparat zurecht macht.

Der Protopope, eine kleine, in der That faßförmige Geſtalt mit einem rothen, von einem dreifachen Goderwalle umgrenzten Geſichte und ſo dünnen Beinen, daß man bei jedem Schritte ihrem Zuſammenbrechen unter dem umfangreichen Leibe entgegenſehen zu müſſen glaubt, ſtrengt ſich ſichtlich an, um das ehrwürdige Ausſehen, das ſeine kornblumenblaue Sommerkutte im Vereine mit ſeiner Geſtalt allerdings nicht hervorzubringen geeignet iſt und deſſen er doch von Sonntags- und Amtswegen benöthigt, durch eine ſtrenge Haltung ſeiner Züge zu erſetzen, was er durch ein eigenthümliches Runzeln der Stirn und heiliges Emporzwinkern der Augenbrauen, ſowie durch ein zum Kuß bereitetes Ausſtrecken der

Hand am ſicherſten zu erzielen glaubt, ohne daß dieſer letztern die Lippen Jemandes Andern als der drei Burſchen den erwarteten Tribut zu zollen ſich veranlaßt ſehen.

Eine nicht minder heilige Haltung ſucht der hinter ihm ſtehende Diakon zu behaupten. Eine ſchmächtige, faſt noch einmal ſo hohe Geſtalt als der Pfarrer, beugt er ſich über den letztern mit dem Ausdruck aller Demuth, deren ein hageres, abgeblaßtes Geſicht fähig iſt, das den Blicken nicht zu verbieten vermag, nebenbei mit Sehnſucht und ſtillem Begehren nach der reichbeſetzten Tafel hinüberzuſchielen, indem er mit beiden Händen den Hut an jene Gegend andrückt, welche ſentimentale Leute die Bruſt nennen, von der wir aber ſehr wohl wiſſen, daß ſie die des Magens ſei.

Hierauf nehmen auch die beiden würdigen Repräſentanten der Kirche ihre Plätze ein, der Protopope zur Rechten des Fiskalen an unſerer Seite, der Diakon zu deſſen Linken neben dem Sereſchaner.

Ordnung und Geſetzlichkeit ſind die Seele einer jeden großen Unternehmung. Dieſe große

Wahrheit hat in Slavonien, namentlich in Be-
ug auf Gaſtereien längſt ihre Anerkennung und
nwendung gefunden. Auch an der Tafel, an
er wir uns eben niederließen, ſoll ſie nicht außer
cht gelaſſen werden. Es iſt nun einmal in der
atur der Dinge ſo: die Menge will und daher
uß ſie auch regiert werden, ſonſt ſtürmt ſie mit
llem darunter und darüber; und ſoll bei zu-
ehmender Lebendigkeit nicht auch in unſerer Ge-
llſchaft die furchtbarſte Anarchie einreißen, ſo
t es nur klug und recht, daß der alther-
ebrachten Sitte gemäß unter dem unſcheinbaren
itel des „Hausherrn" ein Dictator ernannt
erde.

Dictatoren nun pflegt man allerdings nur
i Zeiten der Gefahr zu ernennen. Unſere
aſterei aber für eine ſolche Zeit zu erkennen,
t durch die Ausſicht, die der Fiskal auf einige
imer ſeines Kellers eröffnet, vollkommen gerecht-
rtigt, und es zeigt daher von ebenſo viel Weis-
eit als Selbſtkenntniß von Seite der Geſellſchaft,
ß ſie, noch ehe die Stunde kam, da die
chleuſen des goldenen Meeres ſich aufthun
llen, mit Stimmeneinhelligkeit das Regiment

über ſich dem hoffnungsvollen Notarius überträgt.

Der „Hausherr", lieber Leſer, iſt unter dieſem milden Titel der Tyrann des Tiſches; es geht das mit dieſem wie mit manchem andern mildklingenden Titel. Es iſt gut, daß du dies in vornherein wiſſeſt, damit dich nichts befremde. Seinen Befehlen unbedingten Gehorſam zu leiſten, iſt Pflicht eines jeden Tiſchgenoſſen. Neben wem er dich ſetzen heißt, neben dem mußt du ſitzen. Was er dir vorlegen läßt, das mußt du eſſen, und ſo viel er dir einſchenken läßt, ſo viel mußt du trinken. Wollteſt du ohne ſeine Erlaubniß aufſtehen und dich dem Gaſtmahle entziehen, arg verſtoßen würdeſt du gegen Sitte und Geſetz. Er bringt die Toaſte aus, er theilt dir die Dame zu, für die du zu ſorgen haſt, bei ihm mußt du anhalten, wenn du ſprechen willſt. So lange er nicht die Mahlzeit für aufgehoben erklärt, dauert ſie fort und wäre es bis in den andern Tag hinein.

Der für den vorliegenden Fall erwählte „Hausherr" iſt ein Mann, den wir ſeinem Amte vollkommen gewachſen nennen müſſen, und es

ıt faſt den Anſchein, als wäre er geſonnen, ch nach allen Seiten hin thatſächlich als einen lchen zu bewähren.

Für's Erſte, erklärt er, müſſe er beſorgt ſein, r heiligen Pflicht des „Bilikum" nachzukommen.

Der Protopope lüftet ſein Käppchen bei dieſer rklärung und zwinkert zuſtimmend mit den ugen. Der Diakon drückt die zuſammengeball- n Hände demüthig an den Magen, und der Sereſchaner ſäubert zum Zeichen, daß er wohl iſſe, der Beeilung des Hausherrn liegen ganz ndere Motive als die alleinige Heiligkeit der Pflicht zu Grunde, ſein Glas mit der Serviette; enn die „Bilikums" ſind für den Mann vom ache das untrügliche Signal für den Beginn es Trinkgelages.

Einer der weithoſigen Burſchen ſtellt auf inen Wink des Fiskals etwa fünf bis ſechs kunſt- oll geformte Glasbecher von ſehr verſchiedener Größe vor den „Hausherrn"; ein anderer ſetzt eine Sechsmaßkanne des feurigſten Rothweins vor hn auf den Tiſch. Hierauf erhebt ſich der Notar und beginnt:

„Das Frühjahr iſt zu Ende und eh' wir uns

umſchauen braucht der Wirth Platz in ſeinem Keller für den neuen Wein. Als redliche Nachbarn müſſen wir ihm daher helfen bei Zeiten den alten hinausſchaffen, und daran wollen wir denn heute wacker Hand legen. Den erſten Trunk aber ſollen unſere neuen Gäſte haben, damit es ihnen unter uns heimiſch werde und ſie ſich fortan als wie zu uns gehörend betrachten!"

Kein Zweifel — das gilt uns.

„Nun aber ſagt mir, liebe Gäſte", fährt der Notar fort, „ſeid ihr Meiſter oder Lehrlinge? Hier ſtehen ſechs Becher vor mir. Der größte faßt die Kleinigkeit von einer Maß, der kleinſte einen Nipp, den man Seidel nennt. Die mittlern faſſen anderthalb Seidel, dann zwei, dann dritthalb, dann drei. Welchen ſoll ich für euch füllen?"

Ehe wir noch antworten können, hat der Sereſchaner den Maßbecher vorgeſchoben. Ein geringerer, meinte er, ſei nicht erſt der Mühe des Einſchenkens werth und wäre geradezu eine Beleidigung für uns; denn ſo groß wie der Becher, ſo groß die Ehre, das wiſſe jedes Kind!

Die Gutsfrau, die uns gegenüberſitzt, meint, fremde hätten von jeher einen Anſpruch auf Nachſicht gehabt, und ſchlägt den Zweiſeidel-becher vor.

Darüber entſpinnt ſich nun ein Streit unter der Geſellſchaft, den der Fiskal dadurch beizulegen ucht, daß er ſich im Sinne der Dame für as kleinere Quantum entſcheidet, Imritza aber hatſächlich dadurch beendigt, daß ſie dem Notar lle Becher bis auf den kleinſten unter den Hän-en verſchwinden zu machen weiß, ſodaß ihm m Ende nichts Anderes übrig bleibt, als dieſen u füllen und in ſeinem Sermon folgendermaßen ortzufahren:

„Hier alſo reich' ich euch den erſten Becher Weines unter dieſem Dache und befehle euch, ihn mit einem Anſatz zu leeren. Thut es aber mit Andacht, und bedenkt, was ihr dadurch er-ringt! Dieſer Trunk gibt euch die Schlüſſel dieſes Hauſes in die Hand. Von jetzt an mögt ihr kommen bei Tag oder bei Nacht, zu welcher Jahreszeit und zu welcher Stunde ihr wollt, ihr mögt reich ſein oder arm werden, geſund bleiben oder erkranken, euch vor Feinden bergen,

oder was oft noch nöthiger iſt, vor Freunden, dies Haus ſteht euch immer offen, und ihr werdet darin finden: wenn kein Flaumenbett, ſo doch ein Bund Stroh, wenn keinen Braten, ſo doch ein Stück Brot, und wenn nicht zwei Gläſer Wein, ſo doch eins! Uebrigens benutzt es immer und braucht es nie! Živio!"

„Živio!" wiederholt die Geſellſchaft, der „Hausherr" reicht uns den Becher, und iſt das „Bilikum" auch kein romantiſches Abenteuer, wie du es, lieber Leſer, vielleicht erwartet, ſo iſt es doch ein ſchöner Brauch, und wir folgen ebenſo wol einem natürlichen Drange als der üblichen Sitte, wenn wir das dargebrachte „Bilikum" dankbar annehmen und durch das Verſprechen erwidern, wenn wir jemals wieder in dieſe Gegend kämen, gewiß nicht zu unterlaſſen, davon Gebrauch zu machen.

Wir haben dafür die Anerkennung, daß uns die ganze Geſellſchaft noch drei donnernde Živios zuruft, und der Fiskal, indem er die Invalidheit ſeiner Hände bedauert, uns ſeinen Händedruck durch Imritza entbieten läßt, was wir uns herzlich gern gefallen laſſen, und was nicht wenig

dazu beiträgt, uns in dem Räthſelworte „Bilikum" das einfache, deutſche Herzenswort — „Willkomm!" — erkennen zu laſſen.

Der Notar, nachdem er ſeines Amtes auf eine ſo glänzende Weiſe gehandelt, zögert nun keinen Augenblick, deſſen ihm ungleich wichtigern Theil in Vollzug zu ſetzen, und nimmt ſofort die Leitung des Kruges in die Hand.

Nun ſehen wir auf ſein Geheiß einen Becher nach dem andern ſich füllen, um, ſo lange die Geiſter noch in ihren Fugen ſind, ans Ausbringen der Trinkſprüche zu ſchreiten.

Zuerſt erhebt er ſich ſelbſt und bringt die Paare aus. Dies Zuſammenſtellen der Paare nach eigenem Ermeſſen, iſt, wie wir bereits angedeutet haben, ein unbeſtrittenes Recht des „Hausherrn", daß ebenſo viel Anlaß zu den komiſchſten Combinationen als zu den maliciöſeſten Anſpielungen auf geheime Verhältniſſe gibt, und oft nicht wenig dazu beiträgt, die Geſellſchaft in die heiterſte Stimmung zu verſetzen. Die allgemeine Heiterkeit iſt daher auch nicht gering, als er, nachdem er den greiſen Fiskal mit der benachbarten Gutsfrau hat hoch leben und Imritza

unſerm Schutze hatte empfohlen ſein laſſen, einen rieſigen Becher bis an die Decke erhebt und ausruft:

„Hoch leben der ehrwürdige Herr Protopop und die tugendſame Frau Poſtmeiſteritza! Auf ein Leben wie zwiſchen zwei heiligen Tauben! Gromovito!“

Der Sereſchaner ſchlägt eine donnernde Lache auf und mit ſeinem Glaſe ſo gewaltig auf den Tiſch, daß es zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit in Scherben ſpringt.

Der Protopope aber zwinkert wieder andächtig mit den Augen, indeß ſich der Diakon unbemerkt zu erheben und aus dem Staube zu machen ſucht, um einem Toaſte auf ſeine kleine Wichtigkeit zu entgehen.

Wollte der gute Mann gewiſſen Anſpielungen entgehen, ſo können wir nicht ſagen, daß er das gut angeſtellt habe. Still wie er da ſaß, wäre ihm dies vielleicht gelungen. Nun, da er durch ein unerhörtes Vergehen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, hat er das Gefürchtete nur um ſo ſicherer gegen ſich heraufbeſchworen.

„Wer hat Euch aufzuſtehen erlaubt?“ zürnt hn der Hausthyrann auf ſeinen Platz wieder ieder. „Ich befehle Euch ſitzen zu bleiben und us Strafe werdet Ihr auf Eures Liebchens Geſundheit ein halbes Maßglas leeren! Es ebe der hochehrſame Herr Diakon und ſein rautes Herzenslieb ... die Frau Popin! Gromo- ito!“

„Gromovito!“ ſtimmt die ganze Geſellſchaft in, und der Diakon, indem er dankend ſich tief- öglichſt verneigt, verſucht ſeine Verlegenheit nter den freundlichſten Geſichtsfalten zu ver- ergen, hebt, ohne dem heiligen Ausdruck ſeiner Rienen zu viel Abbruch zu thun, den Becher nd läßt in ſtiller Ergebung in ſein Geſchick en Inhalt deſſelben bis auf den letzten Tropfen n ſein Innerſtes hinabgleiten.

Der ceremonielle Theil iſt nun abgethan nd der Notar fängt an, es auf die drei otoriſchen Trinkheroen des Tiſches abzuſehen, uf den Protopopen nämlich, auf den Diakon nd auf den Sereſchaner. Es entgeht uns nicht, aß er dieſen nur deshalb ſo ununterbrochen und n ſo großen Quantitäten einſchenken läßt, um

ſie, was man in der Kunſtſprache ſo nennt, „ſyſtematiſch zuzudecken".

Während die Wangen des Protopopen höher zu glühen beginnen, das andächtige Zwinkern ſeiner Augen allmälig in ein glänzendes Rollen übergegangen iſt und er ſich genöthigt ſieht, Rock und Kollar als raumbeengende Feſſeln abzulegen, ſehen wir den Diakon ſein Geſchick mit chriſtlicher Fügung tragen, und der Frau Popin, zu welcher ihn ein unwiderſtehlicher Zug ebenfalls des Geſchickes hinzuziehen ſcheint, zu wiederholten malen verſichern, daß er ſich ſehr wohl befinde, daß ihm durchaus nicht übel ſei, und daß er außer einer unbeſchreiblichen Affection für ſie, nichts weiter als ein „höchſt ſchwermüthiges Magendrücken" empfinde.

Um ſo ungeſtümer geberdet ſich der Sereſchaner. Er raiſonnirt, er beklagt ſich über den Verfall der Sitten und der Zeiten, klagt den Notar der Parteilichkeit und der Immoralität an, weil er uns mit dem Bilikum ſo leicht durchkommen laſſen, und prophezeit auf Grund deſſen den unausbleiblichen Weltuntergang.

„Das waren andere Zeiten", erinnert er den

iskal, als der Stuhlrichter von M.., an der-
ſelben Stelle ſitzend wo ich heute ſitze, einen
anzen Kübel Wein als Bilikum hat austrinken
üſſen, nicht aber einen Fingerhut, wie der
mmoraliſche Menſch von Notar denen Gäſten
en zugeſprochen! Doch — reden wir gar nicht
avon! Ein Notar weiß nichts von Moral und
och weniger von jenem goldenen Sprüche, den,
ie mir der Protopop einmal geſagt, ein gewiſſer
Herr Philoſoph einſt ausgeſprochen hat. Man
ebt nicht um zu eſſen; man ißt, um zu trinken!
Goldene Worte das! Aber was weiß ſo ein
mmoraliſcher Menſch davon!"

Darauf folgt ein Trunk, der einem Cyklopen
Ehre gemacht hätte, und eine in der Erinnerung
chwelgende Auseinanderſetzung, wie es ein Haupt-
paß geweſen ſei, als man dem Stuhlrichter, da
r nicht mehr trinken konnte, den Wein aus lauter
Brüderlichkeit mittels eines Trichters eingeflößt
habe. Das ſei noch eine Zeit geweſen, wo es
Kunſttrinker gab, wo man trinken gelehrt und
gelernt habe; und wenn der Protopop nicht wäre,
der immer noch ſein halbes Eimerchen auf einen
Sitz vertrüge, ſo gäbe es auf zwanzig Meilen im

Umkreiſe gar keine Autorität mehr. Das glorreiche Metier der „Trinkreiſenden", die mit ihrer Kunſt zur Erbauung und Aneiferung aller redlichen Leute von Gaſterei zu Gaſterei pilgerten und von ihr lebten, ſowie ſie auch ſelig an ihr ſtarben, ſei leider vollends ausgeſtorben. Indeſſ meine er, es mit dem Protopopen immer noch aufnehmen zu können, und wenn dieſer es nicht glauben wolle, ſo ſei er ſogar erbötig, mit ihm eine Wette einzugehen.

Der Notar läßt ſich einen ſo herrlichen Anlaß nicht wieder entſchlüpfen und meint, was einmal ausgeſprochen ſei, das müſſe auch ins Werk geſetzt werden; dazu ſei er da.

„Gut!" ruft der Sereſchaner aus. „Ich trinke Wein, der Protopop trinkt Waſſer, und wir wollen einmal ſehen, wer feſtere Reifen hat!"

Der Pfarrer meint, Waſſer trinken ſei zwar vom Böſen, indeſſen wolle er in majorem Dei gloriam in die Wette eingehen.

„Wer verſpielt, der muß eine Predigt halten!" ſetzt der Notar feſt, und auch dazu iſt der Protopope zufrieden.

Im nächſten Augenblick ſind zwei gleich groſ-

annen auf den Tiſch geſtellt, die eine mit Wein, e andere mit Waſſer gefüllt, und Protopope ıd Sereſchaner rüſten ſich zum edlen Wettſtreit, dem ſie ſich zwei gleich große Gläſer reichen ſſen.

Allgemeine Spannung.

Der Notar commandirt: „Eins! Zwei! Drei!" ıd wie auf einen Wink ſind die erſten Gläſer leert, um ſogleich wieder gefüllt zu werden.

Neuerliches Commando und wieder ſind die läſer leer.

„Fünf mal ziehn die Helden ſo vom Leder,
Fünf mal aneinander ſprühn die Waffen,
Fünf mal ſchon begann der Kampf vom neuen";

s Angeſicht des Sereſchaners röthet ſich

„Gleich der Sonne über'm Meere,
Wenn ſie in die Fluten taucht";

ne Augen funkeln

„Feuerkugeln, die ſich drehn im Kreiſe",

ıd Niemand zweifelt, daß er nach dem nächſten laſe, wenn nicht freiwillig, ſo doch unfreiwillig ın dem Zweikampfe werde abſtehen müſſen.

Das ſechste Paar Gläſer wird gefüllt, der

Notar commandirt wieder; ſchon hat es der Sereſchaner leer getrunken, als der Pfarrer mit einem allen Widerwillen ſeiner Seele verdollmetſchenden „Brrrr!“ ſein Glas mit dem Waſſer zu Boden ſchlägt und ſich für beſiegt erklärt.

„Belzebub trinke ſechs Gläſer Waſſer hintereinander, nicht ein ehrlicher Menſch!“ ruft er aus. „Mit Wein, wenn Ihr wollt, Herr Poſtmeiſter, will ich Euch die Spitze bieten; aber mit Waſſer ... Puh! Der Menſch iſt nicht da, einen Teich aus ſich zu machen und Fiſche in ſeinem Innern zu nähren!“

XVI.

Garten von R... — Panta als Rhapſode. — Ein Rundlied und andere.

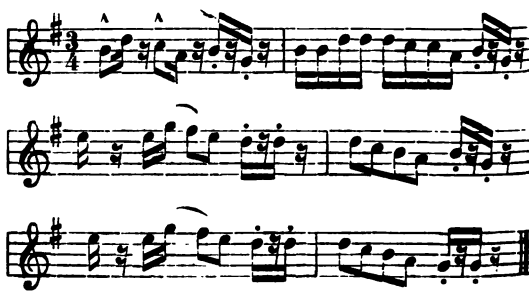
Inzwiſchen iſt es Abend geworden. Der Notar aſt ſeiner Hausherrnvollmacht, der wol ſeine uten Gründe dazu gehabt, hat die Tafel auf= hoben und die Tiſchgeſellſchaft, wie ſich von bſt verſteht, mit Ausnahme der heiligen drei nige, entlaſſen, und wir folgen unſerer hüb= en Wirthin in Begleitung einiger jüngerer Frauen den Garten, um, wie ſie ſagt, den Schluß s Bilikums hier auch auf unſere Weiſe zu feiern.

Eine Anzahl hübſcher junger Bauernmädchen d munterer Burſche iſt hier bereits verſammelt d tummelt ſich auf einem friſchgrünen, von eberbüſchen umſchloſſenen Raſenplatze luſtig ther. Da wird gelacht, geſcherzt, geſungen,

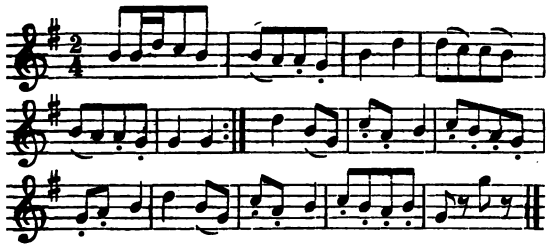
Kolo getanzt, Haſchens geſpielt und alles Das durcheinander wie in einem kleinen Paradieſe.

Einen Augenblick ſcheint unſer Erſcheinen das luſtige Treiben unterbrechen zu wollen. Imritza jedoch weiß es bald wieder in ſeinen vorigen Gang zu bringen, was ihr am beſten dadurch gelingt, daß ſie ohne viele Umſtände gleich ſelbſt an der Unterhaltung theilnimmt, und ohne es zu wollen, bald der alleinige Mittelpunkt derſelben wird.

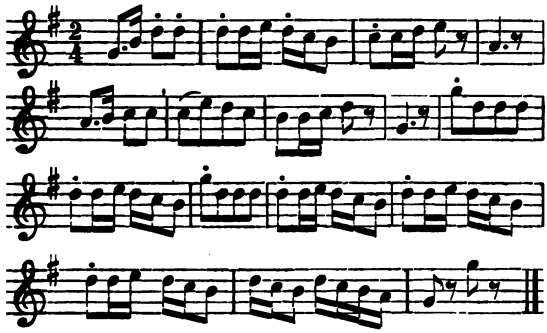
Sie will es ſo und es darf ſich Niemand ſtören laſſen. So lacht man denn wieder, ſingt, jagt einander umher, das unterbrochene Kolo nimmt ſeinen weitern Fortgang, und der Burſche, der dazu auf ſeiner Feldpfeife aufblies, bläſt luſtig weiter. Erſt langſam:



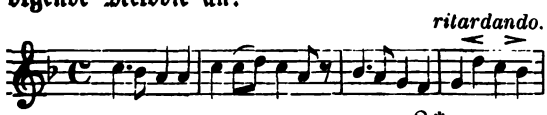
Dann raſch:



Dann noch raſcher:



Da mit einem mal ſtimmen einige Mädchen, die unter einem der Fliederbüſche auf dem Raſen lagern, mit ihren hellen, klingenden Stimmen folgende Melodie an:



Und beſäße der Muſikus in ſeiner Feldpfeife die Macht Oberon's, er vermöchte die Tänzer nicht mehr zuſammenzuhalten. Wie auf einen Zauberruf ſtiebt das Kolo auseinander, und mit dem Rufe: „Singen! Singen!" eilen Mädchen und Burſche nach der Stelle hin, woher die Melodie erklungen, lagern ſich hier in bunten Gruppen im Kreiſe umher und „Singen! Singen!" iſt die allgemeine Loſung.

Es entgeht uns nicht, daß es wieder Imriza iſt, die dieſen Umſchwung herbeizuführen verſtanden. Die einfache Aeußerung von unſerer Seite, daß es uns nicht unangenehm wäre, wenn es der Geſellſchaft einfiele, einige Lieder zu ſingen, gab ihr dazu die Veranlaſſung.

So wollen wir uns denn niederlaſſen und zuhören!

Zuerſt kommt auf den Vorſchlag eines der Mädchen das Lied an die Reihe, wie ein Chriſtenmädchen die Zudringlichkeit eines türkiſchen Liebhabers auf eine kluge Art abgewieſen und ſich vor dem läſtigen Freier für alle Zeit Ruhe geſchafft habe.

Das Lied lautet:

Ausgeſpannt ſind auf der Wieſe
Grüne Zelte,
Drunter ſprießen, ſprießen üppig
Grüne Gräſer;
Auf die Gräſer ſind geſtreuet
Rothe Roſen;
Auf den Roſen ausgebreitet
Seidne Polſter;
Auf den Polſtern ſitzt Jergetſche
Der Alaj-Beg.

Geht vorbei ein Chriſtenmädchen,
Holet Waſſer,
Spricht Jergetſche zu ihr alſo,
Der Alaj-Beg:
„Nicht ſo oft, o Chriſtenmädchen,
Hole Waſſer!“

Ihm jedoch das Chriſtenmädchen
Drauf erwidert:
„So die Mutter mir's befiehlet,
Will ich's holen,
Will es holen, wahrlich, wär's auch
Jeden Morgen!“

Da ſie nun des andern Morgens
Ging nach Waſſer,
Sieh, da faßt ſie an den Armen
Der Alaj-Beg:
„Steh' ein Weilchen, ſteh', o Närrchen,
Chriſtenmädchen,

Daß ich dir die Augen ſchaue,
Schlehenaugen,
Daß ich dir die Wangen küſſe,
Sonnenwangen,
Daß ich ſprech' zu deinen Lippen,
Zuckerlippen!"

Ihm jedoch das Chriſtenmädchen
Drauf erwidert:
„Wo doch ſind mir die neun Brüder,
Wackre Helden,
Daß Jergetſche ſie erfaſſen,
Den Alaj-Beg,
Und ihm legen ſchwere Ketten
An die Hände?
Und ſo ihnen Leid erregte
Seine Jugend,
Daß ſie in die Macht ihn gäben
Mir, dem Mädchen?"

Und der Beg, da er dies höret,
Läßt das Mädchen,
Ob des Mädchens Arme wären
Heiße Neſſeln.
Und das Mädchen — jeden Morgen
Holt's nun Waſſer!

Hierauf bringt einer der jungen Burſche das Lied in Vorſchlag, wie es die jungen Mädchen,

on denen nun einmal nicht zu leugnen ſei, daß ie es in Liebesangelegenheiten an Klugheit wanzig Männern zuvorthun, anzuſtellen pflegen, im ſich vor ihren Müttern nicht zu verrathen.

Das weibliche Contingent der Geſellſchaft träubt ſich zwar ſo laut als möglich gegen die Annahme dieſes Vorſchlages, die Burſche aber chten darauf wenig, und während die Mädchen mmer noch proteſtiren, haben wir bereits die Hälfte des Liedes gehört.

Es iſt folgendes:

Einen trauten Liebſten hat das Mädchen.
Zehn mal Morgens an des Mädchens Hauſe,
Zehn mal Abends kommt er wol vorüber.
Spricht zu ihm das Mädchen weislich alſo:
„Geh', Geliebter, nicht ſo oft vorüber!
Leicht verdächtig könnt's der Mutter ſcheinen,
Könnt' zuletzt, daß wir uns lieben, meinen,
Wir, die wir uns niemals noch geſehen,
Uns in Allem — drei mal, glaub' ich, küßten.
Zählt' es Jemand, hundert mal wär's freilich,
Schrieb's wer nieder, ging's auch in die Tauſend!"

Die kleine Malice war durchgeſetzt, das gute Einvernehmen aber dadurch nicht nur nicht gestört, ſondern wo möglich erſt recht befeſtigt.

Das iſt immer ſo. Ohne daß es erſt einen kleinen Streit, eine kleine Neckerei gibt, kommt in einer Geſellſchaft nicht leicht ein inniger Ton heraus. Hat man ſich erſt ein wenig geneckt, dann hat man ſich um ſo lieber und hält um ſo traulicher zuſammen. So iſt es auch hier. Ein Lied folgt nun aufs andere. Bald ſind wir nicht mehr im Stande zu folgen, und müſſen ſchon zufrieden ſein, wenn wir aus der Fülle kunſtlos ausgeſprochener Stimmungen und Empfindungen Einiges feſtzuhalten vermögen, was wir denn hier auch, ſo gut wir uns daran erinnern können, mittheilen wollen:

Mondenſchein die ganze liebe Woche,
Ich allein die ganze liebe Woche;
Nur zwei Nächte noch, dann wollt' er kommen!
Doch der Trotzkopf, ob er auch wol Wort hält?
Kommt er, — nun ich werd' ihn ab nicht weiſen;
Kommt er nicht — ich werd' ihn auch nicht bitten!

Sieben Tage gibt es in der Woche,
Alle Tage ſind von lautrem Silber,
Nur der Samſtag iſt von lautrem Golde;
Denn der Samſtag bringt den ſchönen Sonntag,
Und der Sonntag bringt den Herzgeliebten.

Sonne ſinkt des Abends, wenn es Zeit iſt,
Daß mein Herzgeliebter zu mir komme;
Mond geht unter Morgens, wenn es Zeit iſt,
Daß mein Herzgeliebter von mir gehe:
Beid' im Dunkeln, daß ihn Niemand ſehe!

Geh', Geliebter, geh' durch unſere Straße;
Unſer Haus ſteht an dem Rand der Straße.
Wenn du nun vorüberkommſt dem Hauſe,
Und du ſiehſt vor'm Hauſe Jemand Alten,
Nimm den Hut ab, küſſ' die Hand ihm höflich,
Frag' nach Allem; doch zuletzt erſt frage:
„Was denn macht auch Eure älteſte Tochter,
Eure Tochter, meine Herzgeliebte?"

Schmied, o Goldſchmied, daß die Kunſt dir wohl geh',
Schmied aus Gold mir einen Herzgeliebten!
Will ihn herzen, wie den Sohn die Mutter,
Will ihn küſſen, wie der Tag den Abend,
Ihn umarmen, wie die Nacht den Morgen!

Mittlerweile iſt auch der Mond aufgegangen und hat über die Gruppen der Singenden ſeine blaſſen Lichter ausgegoſſen.

In demſelben Augenblick, da die letzten Töne des letzten Liedes aushallen, fallen ſeine vollen Strahlen auf einen der ſeitwärts ſich ausbreiten-

den Fliederbüſche und laſſen uns eine Geſtalt entdecken, die ſich hier im Schutz der dichten Zweige wol ſchon lange verborgen gehalten und dem Geſange gelauſcht haben mochte.

An den verwilderten Zügen, an dem langhalmigen Grasmantel, mit deſſen Anfertigung wir ihn heute Morgen beſchäftigt fanden, erkennen wir — Panta.

Bei dem erſten Anblick dieſer unheimlichen Erſcheinung ſcheint die fröhliche Stimmung der Geſellſchaft mit einem mal entſchwinden zu wollen. Erſchrocken blicken die Mädchen auf und ſelbſt in den Geſichtern der kräftigen Burſche malt ſich ein leiſes Grauen. Unwillkürlich hält ſich Eines an das Andere und Einige machen ſogar Anſtalt aufzubrechen.

„Seid ihr thöricht?“ hält Imritza dieſe zurück. „Hat denn der arme Menſch euch etwas zu Leide gethan? Geht er nicht wie ein Lamm umher? Und meint ihr, daß er ſich aus irgend einem andern Grunde im Gebüſche verborgen, als um uns ſingen zu hören? Ihr ſolltet doch endlich einmal aufhören, euch vor ihm zu fürchten! Gleich will ich ihn ſelbſt herbeiholen und hat er

uns ſingen gehört, ſo ſoll er uns dafür von ſeinen Liedern auch eins zum Beſten geben!"

Einige der Mädchen ſcheinen mit dieſem Vorhaben der jungen Herrin nicht einverſtanden. Ehe ſie jedoch ihre Einwendungen hervorzubringen vermögen, hat ſich Imritza bereits erhoben und iſt auf den Buſch zugeeilt.

Im nächſten Augenblick ſehen wir ſie, Panta mit ſich führend, zurückkehren.

Wir haben erſt jetzt Gelegenheit, die Geſtalt dieſes grauenhaften Mannes uns näher zu betrachten. Klein, dürr, knochig wie er da vor uns ſteht und den bleichen Kopf auf die Bruſt hängen läßt, würden wir nie das in ihm geſucht haben, was wir nun von ihm wiſſen. Nicht einmal die Geſichtszüge ſcheinen von all' Dem etwas verrathen zu wollen, was im Weſen dieſes Menſchen ſich bis zur Leidenſchaft und Luſt hinaufgeſteigert hat; keine Miene läßt etwas von dem ſchauerlichen Geſchäfte vermuthen, womit dieſe ſchlenkernden Arme ſich zu befaſſen lieben. Selbſt der verwilderte Ausdruck des Geſichts hat eher etwas Gutmüthiges, Humoriſtiſches, Verſchlagenes, als Abſchreckendes, Abſtoßendes. Was

die Leute vor ihm zurückſcheuen macht, das iſt gewiß nur der Ruf, der ihm voran- und nachgeht, nicht ſeine Perſönlichkeit. Wir für unſern Theil ſehen in ihm kein ungewöhnliches Monſtrum, ſondern nichts Anderes, als eben nur eine etwas excedirende Species des geſammten Montenegrinerthums. Gutmüthig, leutſelig, geſangliebend, friedfertig im Frieden und Freunden gegenüber, unerbittlich, todesverachtend, humoriſtiſch und grauſam im Kriege und gegenüber dem Feinde, ſo iſt mehr minder die Art Aller, die die ſchwarzen Berge bewohnen.

„Was ſoll ich hier?“ fragt Panta.

„Dich niederſetzen!“ erwidert Imritza.

„Bei Euch?“

„Bei uns!“

„Bei ſo hübſchen Mädchen und ſo ſchmucken jungen Leuten, die ſo hübſch ſingen ... ich?“

„Und die auch dich wollen ſingen hören!“

„Mich ... ſingen? O, Ihr wißt recht gut, daß ich keine ſchöne Stimme habe und keine Lieder weiß, die für junge Leute paſſen, welche gern lieben und am liebſten von Küſſen und ſchönen Augen hören! Was ich weiß, das ſind nur alte

Geſchichten; mitunter auch neue. Aber weder die alten noch die neuen taugen für luſtige Kreiſe! — Was könnt' ich alſo ſingen, ſelbſt wenn Ihr geduldig genug wäret, mich anzuhören?"

„Sing' uns z. B. wie Skutari erbaut worden! Weißt du? Daſſelbe Lied, das du jüngſt hier dem Schloßherrn vorſingen mußteſt ..."

„Wie Skutari erbaut worden? Daſſelbe Skutari, das man von unſern ſchwarzen Bergen jenſeit des Sees ſieht und gegen deſſen Paſcha wir vor kurzem zu Felde gezogen? Hm! ... Doch wenn du es hören willſt und wenn es deinen Gäſten nicht zu lang wird ... mir ſoll es darauf nicht ankommen!"

Die erſchrockenen Mädchen haben indeſſen Muth gefaßt, das Grauen in den Geſichtern der Burſchen hat ſich verloren, Panta muß ſich bei uns niederlaſſen, und nach einer Weile, während welcher er ſich zu ſammeln und zu erinnern ſcheint, beginnt er in einem eigenthümlichen, halb ſingenden, halb recitirenden Tone:

Eine Burg bau'n drei geborne Brüder,
Leibesbrüder, Merlawa's drei Söhne; —
Wukaſchin der König iſt der eine,

Ugljeſch der Wojwode iſt der andre,
Gojko der Merlawtſchewitſch der dritte.
Skadar bau'n ſie am Bojanaſtrome.

Dreier Jahre Dauer bau'n die Brüder,
Bau'n drei Jahr mit dreimal hundert Meiſtern,
Können nicht des Baues Grund erheben,
Wen'ger noch die Veſte ſelbſt vollenden.
Was am Tag die klugen Meiſter bauen,
Das zerſtört die Wila ſtets zur Nachtzeit.

Als es ſo das vierte Jahr geworden,
Ruft die Wila alſo aus der Wildniß:
„Müh' dich, König Wukaſchin, umſonſt nicht!
Müh' dich nicht, verſchwende ſo viel Gut nicht!
Nicht erheben wirſt du je den Grundbau,
Wen'ger noch die Veſte ſelbſt vollenden,
Eh' du nicht die holden Namen auffandſt,
Beide Namen: Stojan und Stojana,
Leibliche Geſchwiſter beider Namen,
Sie zu mauern in des Thurmes Grundbau.
Denn nur dann wird ſich der Grundbau halten,
Dann nur wirſt den Burgbau du vollenden!"

Da Wukaſchin dieſes hört, der König,
Ruft herbei er Deſimir den Diener:
„Deſimir, mein vielgeliebter Diener,
Bis zur Stunde dienteſt du mir treulich;
Doch von nun an, mein geliebter Diener,
Sollſt du, Söhnlein, flinke Roſſe tummeln,

Mit dir tragen sechs Saumlasten Gutes,
Hinziehn, Söhnlein, durch den weiten Weltraum,
Und nach zwei der holdsten Namen forschen,
Nach den Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen.
Kaufe sie! Entführ' sie, wenn es sein muß!
Nur nach Skadar bringe mir die Beiden,
Daß wir in des Baues Grund sie mauern,
Ob sich dann der Grundbau uns erhalte,
Ob wir dann den Burgbau wol vollenden!"

Desimir der Diener, da er's höret,
Geht zur Stell' und sattelt flinke Rosse,
Trägt heraus sechs Saumeslasten Gutes,
Zieht dann hin, durchzieht den weiten Weltraum,
Forscht allüb'rall nach den holden Namen,
Nach den Namen Stojan und Stojana.

Dreier Jahre Dauer forscht der Diener;
Nicht vermag die Namen er zu finden,
Nicht die Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen;
Kehrt denn heim nach der Bojana Ufern,
Bringt dem König Roß und Zügel rückwärts,
Bringt zurück die Saumeslasten Gutes:
„Hier, o König, Roß und Zügel wieder,
Hier, o Herr, sechs Saumeslasten Gutes!
Nirgend fand ich die zwei holden Namen,
Die zwei Namen Stojan und Stojana,
Leiblicher Geschwister beide Namen!"

Da dies höret Wukaſchin der König,
Ruft herbei er Rado, ſeinen Bauvogt,
Rado ruft die dreimal hundert Meiſter,
Und der König baut von neuem Skadar.

Er wol baut, doch niederreißt die Wila;
Nicht erſtehn läßt ſie vom Grund den Grundbau,
Wen'ger noch die Veſte ſich erheben.
Endlich alſo ruft ſie aus dem Bergwald:
„Thor du, König Wukaſchin, vernimmſt du?
Müh' dich nicht! Verſchwend' umſonſt dein Gut nicht
Nicht den Grundbau wirſt du ſo erheben,
Wen'ger noch die Veſte ſelbſt vollenden!
Sieh! ſeid ihr nicht drei geborne Brüder?
Iſt bei jedem nicht ein treues Eh'weib?
Weſſen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
Und den Meiſtern bringt die Mittagsmahlzeit,
Dieſe mauert in des Thurmes Grundbau;
Denn nur dann wird ſich der Grundbau halten,
Dann nur wirſt den Burgbau du vollenden!"

Da dies hört Wukaſchin der König,
Ruft herbei er ſeine beiden Brüder:
„Hört mich an, ihr meine werthen Brüder!
Aus dem Bergwald ruft uns zu die Wila,
Fruchtlos ſei es, was wir Gut verſchwenden:
Nicht erheben läßt ſie uns den Grundbau,
Wen'ger noch die Veſte ſelbſt vollenden!
Alſo aber ſpricht des Waldes Wila:
Drei geborne Leibesbrüder ſei'n wir

Und bei jedem ſei ein treues Eh'weib;
Weſſen Eh'weib morgen an den Strom kommt,
Und den Meiſtern bringt die Mittagsmahlzeit,
Sei gemauert in des Thurmes Grundbau;
Denn nur dann wird ſich der Grundbau halten
Und nur dann der Veſte Bau gedeihen.
Darum, Brüder, ſo an Gott ihr feſtglaubt,
Möge Keiner ſeinem Weib dies ſagen!
Heimgegeben mag's dem Zufall bleiben,
Weſſen Eh'weib morgen an den Strom kommt!"

Und bei Gottes Glauben ſchwören Alle,
Daß es Keiner ſeinem Eh'weib ſage;
Gehn dann heimwärts nach den weißen Höfen,
Sitzen hin, ihr Herrenmahl zu ſpeiſen,
Und zur Frau'n geht Jeder in die Kammer.

Doch nun ſieh, welch Wunder ſich ereignet!
Treulos bricht den Eid zuerſt der König,
Spricht alſo zu ſeinem treuen Eh'weib:
‚Hüte dich, du mein getreues Eh'weib,
Daß du morgen an den Strom nicht kommeſt,
Nicht den Meiſtern bringſt die Mittagsmahlzeit!
Mit dem Leben würdeſt du es büßen,
In den Grundbau würden ſie dich mauern!"

Auch Ugljeſcha hält nicht feſt am Eide,
Spricht alſo zu ſeiner treuen Liebſten:
‚Laß, o Liebſte, laß dich nicht bethören,
Wolle morgen an den Strom nicht kommen,

Nicht den Meiſtern bringen hin die Mahlzeit!
Denn ſo jung du biſt, du müßteſt ſterben,
In den Grundbau würden ſie dich mauern!"

Gojko nur, der jüngſte, bricht den Eid nicht,
Spricht von nichts zu ſeiner jungen Eh'frau.

Als es Morgens Morgen war geworden,
Heben die drei Brüder ſich vom Lager,
Gehn zur Veſte, gehn an die Bojana.

Bald auch kam die Zeit der Mittagsmahlzeit,
Und die Reih' iſt an des Königs Frauen;
Dieſe aber geht zu ihrer Schwäg'rin,
Ihrer Schwäg'rin, Ugljeſch's jungem Eh'weib:
„Höre mich, du meine liebe Schwäg'rin,
Seltſam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögſt du wohl ſein; ich verſchmerz' es nimmer.
Bring' den Meiſtern heute du das Mahl hin!"

Drauf jedoch erwidert Ugljeſch's Eh'weib:
„Seltſam! Mir auch ſchmerzt die linke Hand zuſ.
Mögſt du wohl ſein; ich verwind' es nimmer.
Geh denn hin und ſend' die jüngſte Schwäg'rin!"

Und die Kön'gin geht zur jüngſten Schwäg'rin:
„Liebſte Schwäg'rin, Gojko's junge Eh'frau,
Seltſam Weh hält mir das Haupt befangen.
Mögſt du wohl ſein; ich jedoch verwind's nicht.
Trügſt den Meiſtern heute du das Mahl nicht?"

Da dies hört der Brüder alte Mutter,
Hebt ſie ſchnell von ihrem Sitz empor ſich,
Ruft herbei der Dienerinnen Eine,
Will das Mahl den Meiſtern ſelber bringen;
Denn nicht leicht vermag dies Gojko's Eh'frau.
In der Wiege ſchlummert ihr ein Kindlein,
Jung noch ſehr, kaum einen Monat alt erſt.

Alſo aber ſpricht die Eh'frau Gojko's:
„Sitz', o ſitze, liebe alte Mutter!
Sitz' und wieg' das Kindlein in der Wiege,
Selbſt den Meiſtern will das Mahl ich bringen!
Sünde wär's vor Gott, dem Einzigeinen,
Schmach jedoch und Schande vor den Menſchen,
Bei drei Schnüren hingehn dich zu laſſen!"

Heim denn bleibt die alte Schwiegermutter,
Wiegt das Knäblein in der goldnen Wiege,
Und die jüngſte von den Frau'n erhebt ſich,
Trägt hinaus das Mittagsmahl den Meiſtern.

Da ſie nah' kommt dem Bojanaſtrome,
Und ſie nahn ſieht Gojko, der Wojwode,
Kann der Held des Wehs ſich nicht erwehren.
Leid iſt's ihm um ſeine junge Gattin,
Leid auch um ſein Knäblein in der Wiege,
Das zurückbleibt, kaum erſt einen Mond alt,
Und vom Antlitz quillen ihm die Thränen.

Da das ſieht die zarte junge Eh'frau,
Schreitet ſittig ſie dem Herrn entgegen,
Schreitet ſittig, ſpricht zu ihm bekümmert:
„Sprich, was iſt dir, gütiger Gebieter,
Daß die Thräne dir vom Antlitz quillet?“

Gojko aber ſchließt in ſeinen Arm ſie,
Küſſet ſie an ihre weißen Wangen,
Gibt ihr dieſes kummervoll zur Antwort:
„Schwer iſt dies Geſchick, geliebtes Eh'weib!
Einen Apfel hatt' ich, einen goldnen, —
In den Strom iſt heut' er mir entſunken!
Ihn beklag' ich, — kann ich ihn verſchmerzen?
Denn bei wem ſoll nun das Knäblein bleiben?
Wer, ach, wer ſoll ſorgſam uns es baden?
Wer, ach, wer die Mutterbruſt ihm reichen,
Da, o Weib, dem Tode du geweiht biſt?“

Nicht erſchrickt ob ſolchem Wort die Frauen,
Sondern ſpricht zu ihrem Herrn gelaſſen:
„Bitte Gott nur, bitte um dein Wohlſein;
Beſſ're Eh'frau wird er dir beſcheren!“

Bitter weh' iſt's um das Herz dem Helden.
Noch ein Wort will er zur Eh'frau ſprechen —
Doch die Brüder mögen's nicht geſtatten,
Faſſen an der Hand die junge Eh'frau,
Scheiden ſie von Gojko, ihrem Herren ...
Und ſein Antlitz wendet ab der Edle,
Seiner Eh'frau Unglück nicht zu ſchauen.

Rado drauf, dem Bauvogt, winkt der König,
Rado winkt den dreimal hundert Meiſtern;
In den Burgraum führen ſie die Frauen.
Die doch kann des Lachens kaum ſich wehren,
Kurzweil, meint ſie, trieben ihre Schwäger.

Um ſie ſtehn die dreimal hundert Meiſter,
Schichten Balk auf Balken, Stein auf Bauſtein,
Mauern ein ſie bis zum Knie hinanwärts.
Immer aber lacht die holde Frau noch,
Meint noch immer, alles dies ſei Kurzweil.

Um ſie ſtehn die dreimal hundert Meiſter,
Schichten Holz auf Hölzer, Stein auf Steine,
Mauern ein ſie bis hinan zum Gürtel.
Nun erſt rings von Stein beengt und Balken,
Nun erſt merkt den Ernſt die Unglückſel'ge,
Jammert auf gleich einer wilden Schlange,
Fleht empor zu ihren beiden Schwägern:
„Wollet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
Woll't ſo jung und blühend mich nicht tödten!"

Sie wol fleht. Doch will das Flehn nicht fruchten,
Denn nicht ſehn, nicht hören ſie die Schwäger.
Nicht ertragen kann ſie ſolche Schmähung,
Fleht alſo empor zu ihrem edlen Eh'herrn:
„Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
Daß ſo jung und blühend ſie mich tödten!
Eile hin zu meiner alten Mutter,
Goldes noch genug, o Gatte, hat ſie,

Einen Knecht, ein Mägdlein euch zu kaufen,
Das, ſtatt meiner, in den Thurm ihr mauert!"
Alſo fleht ſie, doch es hilft kein Flehn mehr.

Da dies ſieht die unglückſel'ge Frauen,
Daß kein Flehn und Bitten ihr mehr helfe,
Kehrt mit Thränen ſie ſich an den Bauvogt:
„Rado, übe du denn Bruderliebe!
Laſſ' ein Lücklein vor der Bruſt mir offen,
Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Daß ich draus die Mutterbruſt kann reichen,
Draus mein Knäblein, wenn es weinet, ſtillen!"

Gern erweiſt die Bruderlieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein offen vor der Bruſt ihr,
Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
D'ran die weiße Mutterbruſt mag finden.

Alſo aber fleht noch die Unſel'ge:
„Rado, üb' um Gott, noch dieſe Lieb' mir!
Laſſ' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
Daß ich ſchau nach meinen weißen Höfen,
Wenn ſie mir mein kleines Söhnlein bringen;
Daß ich's ſchaue, wenn ſie heim es tragen!"

Gern gewährt auch dieſe Lieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
Daß ſie ſchaun mag nach den weißen Höfen,
Wenn ſie ihr das Knäblein Jowo bringen,
Schauen, wenn ſie wieder heim es tragen.

Alſo ward ſie in den Grund gemauert,
Und man bracht' das Knäblein in der Wiege,
Und ſie nährt' es einer Woche Dauer.
Nach der Woche gab ſie auf die Seele.
Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
Kam dorther noch eines Jahres Zeitlauf.

Alſo war's und alſo iſt's geblieben,
Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
So als Wunder, wie dann als Arznei auch
Müttern, denen Nahrung nicht gegeben."

Das Lied hat ſeine Wirkung nicht verfehlt. Mit athemloſer Stille hat die geſammte Zuhörerſchaft dem Vortrage Panta's gelauſcht, und erſt allmälig, nachdem er ſchon lange geendet, wagt man wieder aufzuathmen.

Uns ſelbſt erſcheint dieſer unheimliche Menſch nunmehr nur noch anziehender. Das Feuer, die Klarheit, mit der er ſeinen Heldengeſang vorgetragen, die Tiefe der Empfindung, die er an den Stellen auszudrücken gewußt, wo Mann und Weib, Mutter und Kind durch ein unerbittliches Geſchick von einander geriſſen werden, läßt uns erkennen, daß er bei allem ſeinem frauenhaften Hange, bei all ſeiner Blutluſt,

tieferer, edlerer und menſchlicher Empfindungen in einem hohen Grade fähig ſei, und daß Das, was ihm dieſe Fähigkeit bewahrt, nur die Poeſie ſein könne, die in ſeinen Heimatsbergen ebenſo heimiſch iſt wie die Blutrache, Mordluſt und Grauſamkeit. Es kann nicht anders ſein: daſſelbe Geſchick, das dieſe Leute auf einen wüſten Felſenrücken, in ein Labyrinth unwirthlicher Schluchten hingeworfen, um in ihnen ein Exempel zu ſtatuiren, wie man Jahrhunderte lang unter den unſäglichſten Entbehrungen ſeine Unabhängigkeit bewahren und den Kampf der Vernichtung gegen den angeerbten Todfeind fortſetzen könne; daſſelbe Geſchick, das ihnen die ewige Waffe in die Hand gegeben und in ihnen alle Leidenſchaften und wilden Züge eines kriegeriſchen Stammes, deſſen oberſtes und ewiges Geſchäft der Kampf, der Streifzug, der Ueberfall, die Plünderung, die Verwüſtung iſt, erſtehen und mächtig werden ließ: daſſelbe Geſchick gab ihnen auch die wunderbare Poeſie des Heldenthums, um ſie vor völliger Verwilderung zu bewahren und ihnen, wenn ſie einſt ihre kriegeriſche Sendung vollbracht, die Rückkehr zur Menſchlichkeit und zur Civiliſation

ffen zu erhalten. Ohne ſie — was wären alle ieſe Pantas?

Auch für Anerkennung iſt Panta nicht unmpfänglich, und da wir nicht umhin können, ein Lied, das, nebenbei geſagt, eines der chönſten aus dem ganzen Schatze ſüdſlaviſcher Poeſie iſt, zu bewundern, iſt er von ſelbſt rbötig, uns auch ein Lied aus der neuern Zeit mitzutheilen, das nämlich, wie Radul Petrowitſch ſeinen Bruder Batritſch an den Türen rächt.

Es lautet:

Lob ſei Gott für jedes große Wunder!

Klagen hör' ich's im bajaner Kreiſe.
Iſt es eine Schlange? Iſt's die Wila?
Brach ein Adler ſich die mächt'gen Flügel?
Oder liegt im Sterben dort ein Falke?

Keine Schlang' iſt's, keine weiße Wila,
Seine Schwingen brach kein mächt'ger Adler,
Und im Sterben lieget auch kein Falke:
Im Gewahr des Tſchorowitſchen Osman
Wehklagt Batritſch Petrowitſch von Zuſe.
Ueberliſtet hat der böſe Türk' ihn,
Hat ihm Treu' und Bruderthum geſchworen,

Ihn gelockt nach ſeinem weißen Thurme,
Nicht, daß er ihn gaſtlich hier bewirthe,
Nein, an ſeinem Elend ſich zu weiden,
Den er warf in graunvoll tiefen Kerker.

Müde nun iſt Batritſch ſeines Elends,
Und zu Osman ſpricht er dieſe Rede:
„Osman, der du Bruderthum mir zuſchworſt,
Thu' an mir, wie Bruderart gebietet!
Tödte mich mit deines Säbels Schärfe,
Tödte mich mit deiner Gurtpiſtole:
Laß mich ſterben nur wie Helden ſterben,
Nicht im Elend ſchaudervoll verkommen!
So du aber meine Seele nicht willſt,
Fodre, Osman, fodre für mich Lösgeld!
Sieben Brüder leben mir im Hauſe,
Sieben Flinten bringen ſie dir gerne,
Sieben Spangen von den eignen Schultern
Ihre Frauen bringen ſieben Schleier,
Und ſelbſt Pero, der bejahrte Vater,
Gibt dir gern ſein eignes gutes Weißroß,
Von der Bruſt die eignen Silberſpangen,
Von dem Arm das eigne grüne Leibchen,
Und darüber funfzig Roß und Rinder
Und noch manche Heerde feiſter Lämmer!
Müßt' er's ſammeln ſelbſt bei den Lateinern
Zahlen wird er, was du auch verlangeſt!"

Doch der Türke achtet ſeines Eids nicht,
Martert Batritſch ſchlimmer als zuvor noch,

Häufet Noth und Elend auf den Aermſten,
Läßt im Elend ſchmählich ihn verkommen.

Nach Zaljula bringt davon die Kunde,
Dringt bis zu des alten Pero Ohren.
Da er's hört, rauft er ſein graues Barthaar,
Rollt die Augen in des Schmerzes Unmaß,
Wehklagt — nur um Söhne klagt man alſo.

Zu ihm ſpricht der Petrowitſche Radul:
„Nicht ſo! Nicht doch, du mein greiſer Vater!
Iſt auch Batritſch dir, der Sohn, verloren,
Sind im Haus genug dir doch geblieben,
Sieben Söhne noch anſtatt des Einen.
Iſt des Vaters Glück mit dieſen Sieben,
Zahlt den Bruder theuer uns der Türke!"

Drauf jedoch erwidert dies ihm Pero:
„Schweige — Mädchen, aber nicht mein Sohn du!
Alle Sieben, wenn ihr mir entriſſen,
Und geblieben Batritſch nur, der Säbel,
Alle Sieben rächt' euch er, der Eine!"

Weh' im Herzen thut dies Wort dem Knaben,
Schart um ſich denn Freunde eine Handvoll,
Streift mit ihnen durch Gebirg und Hochwald,
Schlägt, was Türk' iſt unter den Banjanern.
Dreißig ſchon erſchlug er um den Einen;
Einem aber will er noch begegnen:

Tſchorow-Osman, ſeines Bruders Mörder;
Und der Eine läßt ſich nirgend ſchauen.

Müd' des langen Harrens ſind die Freunde,
Müd' des Umſpähns nach dem türk'ſchen Feigling.
Und zu Radul ſprechen ſie die Worte:
„Radul Petrowitſch, o Haram-Baſcha,
Abgenutzt ſind unſrer Schuhe Sohlen,
Matt geworden unſre blanken Rohre,
Wunderbar haſt du gerächt den Bruder,
Schlugſt für ihn, den Einen, dreißig Feinde —
Zeit iſt's, daß nach Hauſe wir uns wenden!"

Radul drauf erwidert ihnen Dieſes:
„Nun denn, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!
Doch ſo lang' mir Tſchorow-Osman übrig,
Er, der mir den Bruder hat getödtet,
Werd' ich meine Wunde nicht verſchmerzen;
Wohl erſt wird mir, ſchau' ich ihm ins Auge!"

Ausgeſprochen hat er noch dies Wort nicht,
Sieh, da läßt von fern ſich etwas ſchauen,
Von Welimnje, der Banjanereb'ne —
Osman iſt's, zu Roſſe ſtolz, der Türke!

Kaum erſchaut ihn, gleich erkennt ihn Radul,
Spricht alſo zu ſeinen treuen Freunden:
„Wohl mir, wohl, o Brüder Zernogorzen!
Seht dort Osman Tſchorowitſch, den Mörder,

Der beraubt mich meiner liebſten Augen!
Auf denn, auf! Und laßt uns ihn begrüßen!"

Klug dann auf des Weges beiden Seiten
Stellt er auf die Freunde, je zu zweien,
Hier im Gras, dort im Gebüſch ſie bergend.
— Gleich dem Rebhuhn lauern ſie verborgen. —
Selber aber ſtellt er auf den Weg ſich,
Mitten auf den Weg, des Türken harrend,
Der heranſprengt auf dem braunen Kriegsroß.

Nah heranwärts läßt ihn Radul kommen,
Blitzt empor dann aus dem grünen Graſe,
— Eine Schlange ſchnellt ſo aus dem Raſen —
Faßt des Roſſes Zügel mit der einen,
Mit der andern Hand die Bruſt des Türken,
Reißt zu Boden von des Roſſes Höh' ihn.

Kaum erkennt der Türke ſeinen Gegner,
Hebt er ſo um Gott ihn an zu bitten:
„Schlag', o Giaur, mir nicht mein gutes Haupt ab!
Lösgeld biet' ich! Nimm ſo viel dir lieb iſt!
Brüder leben neun in meinem Thurme,
Bringen gern dir neun geſchmückte Flinten,
Spangen neun von ihren eignen Schultern,
Roſſe neun mit Sattel und mit Zügel!
Ihre Frauen bringen dir neun Schleier,
Pferd' und Rinder funfzig ſchönſte Paare,
Manche Heerde Lämmer noch darüber
Und an Geld ein Tauſend von Dukaten!"

Da das ſieht die zarte junge Eh'frau,
Schreitet ſittig ſie dem Herrn entgegen,
Schreitet ſittig, ſpricht zu ihm bekümmert:
„Sprich, was iſt dir, gütiger Gebieter,
Daß die Thräne dir vom Antlitz quillet?“

Gojko aber ſchließt in ſeinen Arm ſie,
Küſſet ſie an ihre weißen Wangen,
Gibt ihr dieſes kummervoll zur Antwort:
„Schwer iſt dies Geſchick, geliebtes Eh'weib!
Einen Apfel hatt' ich, einen goldnen, —
In den Strom iſt heut' er mir entſunken!
Ihn beklag' ich, — kann ich ihn verſchmerzen?
Denn bei wem ſoll nun das Knäblein bleiben?
Wer, ach, wer ſoll ſorgſam uns es baden?
Wer, ach, wer die Mutterbruſt ihm reichen,
Da, o Weib, dem Tode du geweiht biſt?“

Nicht erſchrickt ob ſolchem Wort die Frauen,
Sondern ſpricht zu ihrem Herrn gelaſſen:
„Bitte Gott nur, bitte um dein Wohlſein;
Beſſ're Eh'frau wird er dir beſcheren!“

Bitter weh' iſt's um das Herz dem Helden.
Noch ein Wort will er zur Eh'frau ſprechen —
Doch die Brüder mögen's nicht geſtatten,
Faſſen an der Hand die junge Eh'frau,
Scheiden ſie von Gojko, ihrem Herren ...
Und ſein Antlitz wendet ab der Edle,
Seiner Eh'frau Unglück nicht zu ſchauen.

Rado drauf, dem Bauvogt, winkt der König,
Rado winkt den dreimal hundert Meiſtern;
In den Burgraum führen ſie die Frauen.
Die doch kann des Lachens kaum ſich wehren,
Kurzweil, meint ſie, trieben ihre Schwäger.

Um ſie ſtehn die dreimal hundert Meiſter,
Schichten Balk auf Balken, Stein auf Bauſtein,
Mauern ein ſie bis zum Knie hinanwärts.
Immer aber lacht die holde Frau noch,
Meint noch immer, alles dies ſei Kurzweil.

Um ſie ſtehn die dreimal hundert Meiſter,
Schichten Holz auf Hölzer, Stein auf Steine,
Mauern ein ſie bis hinan zum Gürtel.
Nun erſt rings von Stein beengt und Balken,
Nun erſt merkt den Ernſt die Unglückſel'ge,
Jammert auf gleich einer wilden Schlange,
Fleht empor zu ihren beiden Schwägern:
„Wollet nicht, von Gott ihr meine Schwäger,
Woll't ſo jung und blühend mich nicht tödten!"

Sie wol fleht. Doch will das Flehn nicht fruchten,
Denn nicht ſehn, nicht hören ſie die Schwäger.
Nicht ertragen kann ſie ſolche Schmähung,
Fleht alſo empor zu ihrem edlen Eh'herrn:
„Gib nicht zu, von Gott du mein Gebieter,
Daß ſo jung und blühend ſie mich tödten!
Eile hin zu meiner alten Mutter,
Goldes noch genug, o Gatte, hat ſie,

Einen Knecht, ein Mägdlein euch zu kaufen,
Das, ſtatt meiner, in den Thurm ihr mauert!"
Alſo fleht ſie, doch es hilft kein Flehn mehr.

Da dies ſieht die unglückſel'ge Frauen,
Daß kein Flehn und Bitten ihr mehr helfe,
Kehrt mit Thränen ſie ſich an den Bauvogt:
„Rado, übe du denn Bruderliebe!
Laſſ' ein Lücklein vor der Bruſt mir offen,
Meinem Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
Daß ich draus die Mutterbruſt kann reichen,
Draus mein Knäblein, wenn es weinet, ſtillen!"

Gern erweiſt die Bruderlieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein offen vor der Bruſt ihr,
Daß das Knäblein, wenn es kommt zur Mutter,
D'ran die weiße Mutterbruſt mag finden.

Alſo aber fleht noch die Unſel'ge:
„Rado, üb' um Gott, noch dieſe Lieb' mir!
Laſſ' ein Lücklein frei mir vor den Augen,
Daß ich ſchau nach meinen weißen Höfen,
Wenn ſie mir mein kleines Söhnlein bringen;
Daß ich's ſchaue, wenn ſie heim es tragen!"

Gern gewährt auch dieſe Lieb' ihr Rado,
Läßt ein Lücklein frei ihr vor den Augen,
Daß ſie ſchaun mag nach den weißen Höfen,
Wenn ſie ihr das Knäblein Jowo bringen,
Schauen, wenn ſie wieder heim es tragen.

Alſo ward ſie in den Grund gemauert,
Und man brachte das Knäblein in der Wiege,
Und ſie nährt' es einer Woche Dauer.
Nach der Woche gab ſie auf die Seele.
Ihrem Knäblein aber kam noch Nahrung,
Kam dorther noch eines Jahres Zeitlauf.

Alſo war's und alſo iſt's geblieben,
Und auch heute quillt hervor dort Nahrung,
So als Wunder, wie dann als Arznei auch
Müttern, denen Nahrung nicht gegeben."

Das Lied hat ſeine Wirkung nicht verfehlt.
t athemloſer Stille hat die geſammte Zu-
erſchaft dem Vortrage Panta's gelauſcht, und
allmälig, nachdem er ſchon lange geendet,
zt man wieder aufzuathmen.
Uns ſelbſt erſcheint dieſer unheimliche Menſch
mehr nur noch anziehender. Das Feuer,
Klarheit, mit der er ſeinen Heldengeſang
getragen, die Tiefe der Empfindung, die er
den Stellen auszudrücken gewußt, wo Mann
Weib, Mutter und Kind durch ein uner-
liches Geſchick von einander geriſſen werden,
t uns erkennen, daß er bei allem ſeinem
uenhaften Hange, bei all ſeiner Blutluſt,

tieferer, edlerer und menſchlicher Empfindungen in einem hohen Grade fähig ſei, und daß Das, was ihm dieſe Fähigkeit bewahrt, nur die Poeſie ſein könne, die in ſeinen Heimatsbergen ebenſo heimiſch iſt wie die Blutrache, Mordluſt und Grauſamkeit. Es kann nicht anders ſein: daſſelbe Geſchick, das dieſe Leute auf einen wüſten Felſenrücken, in ein Labyrinth unwirthlicher Schluchten hingeworfen, um in ihnen ein Exempel zu ſtatuiren, wie man Jahrhunderte lang unter den unſäglichſten Entbehrungen ſeine Unabhängigkeit bewahren und den Kampf der Vernichtung gegen den angeerbten Todfeind fortſetzen könne; daſſelbe Geſchick, das ihnen die ewige Waffe in die Hand gegeben und in ihnen alle Leidenſchaften und wilden Züge eines kriegeriſchen Stammes, deſſen oberſtes und ewiges Geſchäft der Kampf, der Streifzug, der Ueberfall, die Plünderung, die Verwüſtung iſt, erſtehen und mächtig werden ließ: daſſelbe Geſchick gab ihnen auch die wunderbare Poeſie des Heldenthums, um ſie vor völliger Verwilderung zu bewahren und ihnen, wenn ſie einſt ihre kriegeriſche Sendung vollbracht, die Rückkehr zur Menſchlichkeit und zur Civiliſation

ffen zu erhalten. Ohne ſie — was wären alle ieſe Pantas?

Auch für Anerkennung iſt Panta nicht unmpfänglich, und da wir nicht umhin können, ein Lied, das, nebenbei geſagt, eines der chönſten aus dem ganzen Schatze ſüdſlaviſcher Boeſie iſt, zu bewundern, iſt er von ſelbſt rbötig, uns auch ein Lied aus der neuern Zeit mitzutheilen, das nämlich, wie Radul Petrowitſch ſeinen Bruder Batritſch an den Türen rächt.

Es lautet:

Lob ſei Gott für jedes große Wunder!

Klagen hör' ich's im bajaner Kreiſe.
Iſt es eine Schlange? Iſt's die Wila?
Brach ein Adler ſich die mächt'gen Flügel?
Oder liegt im Sterben dort ein Falke?

Keine Schlang' iſt's, keine weiße Wila,
Seine Schwingen brach kein mächt'ger Adler,
Und im Sterben lieget auch kein Falke:
Im Gewahr des Tſchorowitſchen Osman
Wehklagt Batritſch Petrowitſch von Zuſe.
Ueberliſtet hat der böſe Türk' ihn,
Hat ihm Treu' und Bruderthum geſchworen,

Ihn gelockt nach ſeinem weißen Thurme,
Nicht, daß er ihn gaſtlich hier bewirthe,
Nein, an ſeinem Elend ſich zu weiden,
Den er warf in graunvoll tiefen Kerker.

Müde nun iſt Batritſch ſeines Elends,
Und zu Osman ſpricht er dieſe Rede:
„Osman, der du Bruderthum mir zuſchworſt,
Thu' an mir, wie Bruderart gebietet!
Tödte mich mit deines Säbels Schärfe,
Tödte mich mit deiner Gurtpiſtole:
Laß mich ſterben nur wie Helden ſterben,
Nicht im Elend ſchaudervoll verkommen!
So du aber meine Seele nicht willſt,
Fodre, Osman, fodre für mich Lösgeld!
Sieben Brüder leben mir im Hauſe,
Sieben Flinten bringen ſie dir gerne,
Sieben Spangen von den eignen Schultern
Ihre Frauen bringen ſieben Schleier,
Und ſelbſt Pero, der bejahrte Vater,
Gibt dir gern ſein eignes gutes Weißroß,
Von der Bruſt die eignen Silberſpangen,
Von dem Arm das eigne grüne Leibchen,
Und darüber funfzig Roß und Rinder
Und noch manche Heerde feiſter Lämmer!
Müßt' er's ſammeln ſelbſt bei den Lateinern,
Zahlen wird er, was du auch verlangeſt!"

Doch der Türke achtet ſeines Eids nicht,
Martert Batritſch ſchlimmer als zuvor noch,

Häufet Noth und Elend auf den Aermſten,
Läßt im Elend ſchmählich ihn verkommen.

Nach Zaljula dringt davon die Kunde,
Dringt bis zu des alten Pero Ohren.
Da er's hört, rauft er ſein graues Barthaar,
Rollt die Augen in des Schmerzes Unmaß,
Wehklagt — nur um Söhne klagt man alſo.

Zu ihm ſpricht der Petrowitſche Radul:
„Nicht ſo! Nicht doch, du mein greiſer Vater!
Iſt auch Batritſch dir, der Sohn, verloren,
Sind im Haus genug dir doch geblieben,
Sieben Söhne noch anſtatt des Einen.
Iſt des Vaters Glück mit dieſen Sieben,
Zahlt den Bruder theuer uns der Türke!"

Drauf jedoch erwidert dies ihm Pero:
„Schweige — Mädchen, aber nicht mein Sohn du!
Alle Sieben, wenn ihr mir entriſſen,
Und geblieben Batritſch nur, der Säbel,
Alle Sieben rächt' euch er, der Eine!"

Weh' im Herzen thut dies Wort dem Knaben,
Schart um ſich denn Freunde eine Handvoll,
Streift mit ihnen durch Gebirg und Hochwald,
Schlägt, was Türk' iſt unter den Banjanern.
Dreißig ſchon erſchlug er um den Einen;
Einem aber will er noch begegnen:

Tſchorow-Osman, ſeines Bruders Mörder;
Und der Eine läßt ſich nirgend ſchauen.

Müd' des langen Harrens ſind die Freunde,
Müd' des Umſpähns nach dem türk'ſchen Feigling.
Und zu Radul ſprechen ſie die Worte:
„Radul Petrowitſch, o Haram-Baſcha,
Abgenutzt ſind unſrer Schuhe Sohlen,
Matt geworden unſre blanken Rohre,
Wunderbar haſt du gerächt den Bruder,
Schlugſt für ihn, den Einen, dreißig Feinde —
Zeit iſt's, daß nach Hauſe wir uns wenden!"

Radul drauf erwidert ihnen Dieſes:
„Nun denn, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!
Doch ſo lang' mir Tſchorow-Osman übrig,
Er, der mir den Bruder hat getödtet,
Werd' ich meine Wunde nicht verſchmerzen;
Wohl erſt wird mir, ſchau' ich ihm ins Auge!"

Ausgeſprochen hat er noch dies Wort nicht,
Sieh, da läßt von fern ſich etwas ſchauen,
Von Welimnje, der Banjanereb'ne —
Osman iſt's, zu Roſſe ſtolz, der Türke!

Kaum erſchaut ihn, gleich erkennt ihn Radul,
Spricht alſo zu ſeinen treuen Freunden:
„Wohl mir, wohl, o Brüder Zernogorzen!
Seht dort Osman Tſchorowitſch, den Mörder,

Der beraubt mich meiner liebſten Augen!
Auf denn, auf! Und laßt uns ihn begrüßen!“

Klug dann auf des Weges beiden Seiten
Stellt er auf die Freunde, je zu zweien,
Hier im Gras, dort im Gebüſch ſie bergend.
— Gleich dem Rebhuhn lauern ſie verborgen. —
Selber aber ſtellt er auf den Weg ſich,
Mitten auf den Weg, des Türken harrend,
Der heranſprengt auf dem braunen Kriegsroß.

Nah heranwärts läßt ihn Nadul kommen,
Blitzt empor dann aus dem grünen Graſe,
— Eine Schlange ſchnellt ſo aus dem Raſen —
Faßt des Roſſes Zügel mit der einen,
Mit der andern Hand die Bruſt des Türken,
Reißt zu Boden von des Roſſes Höh' ihn.

Kaum erkennt der Türke ſeinen Gegner,
Hebt er ſo um Gott ihn an zu bitten:
„Schlag', o Giaur, mir nicht mein gutes Haupt ab!
Lösgeld biet' ich! Nimm ſo viel dir lieb iſt!
Brüder leben neun in meinem Thurme,
Bringen gern dir neun geſchmückte Flinten,
Spangen neun von ihren eignen Schultern,
Roſſe neun mit Sattel und mit Zügel!
Ihre Frauen bringen dir neun Schleier,
Pferd' und Rinder funfzig ſchönſte Paare,
Manche Heerde Lämmer noch darüber
Und an Geld ein Tauſend von Dukaten!“

Alſo aber ſpricht zu ihm drauf Radul:
„Tſchorow-Osman, Thor, wie ſprichſt du thöricht!
Gält' es jetzund Batritſch zu erlöſen,
Ihn, den armen Giaur der Zernogora,
Was, o Thor, als Lösgeld du verlangteſt,
Noch ſo viel, es wäre doch zu finden:
Dein Haupt aufzuwiegen — gibt es keines!"
Reißt das Meſſer dann vom blanken Gürtel,
Schwingt's, und Osman's Haupt entſinkt dem Rumpfe.
Hoch empor dann hält das blut'ge Haupt er:
„Auf nun, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!"

Und von dannen zieht die frohe Tſcheta;
Singend und aus ſchlanken Röhren feuernd
Zieht ſie graden Weges gen Saljuta.

Weit entgegen geht dem Sohn der Vater,
Führt ins Haus ihn, ſpricht zu ihm die Worte:
„Wohl nun mir, und dir, mein Söhnlein Radul!
Da gerächt du mir den Sohn ſo ruhmvoll,
Iſt's als ob ihn ſelbſt du mir zurückgabſt!
Tritt herein mit deinen wackern Freunden!"

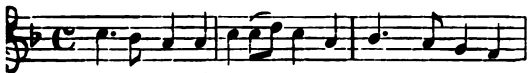
Zwei Lieder ſang uns Panta, und eines davon — mußte mit einem abgeſchnittenen Kopfe endigen!

Was in den Augen Panta's ſich abſpiegelte, während er mit innerlicher Befriedigung die

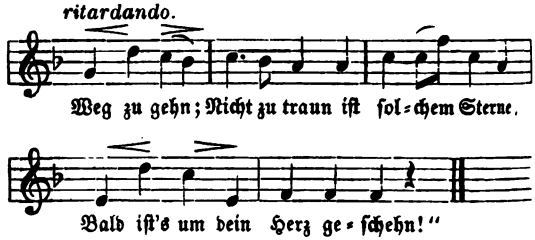
äßliche Kataſtrophe erzählte, die den Mörder chorow-Osman ereilte, läßt uns beiläufig nen, mit welchem Behagen er daſſelbe an ſei- n Feinden vorzunehmen gewohnt ſein mag, d wir ſind überzeugt, daß er in dem Augen- cke viel darum geben würde, ſich an Radul's telle verſetzt zu ſehen.

Der unheimliche Eindruck bleibt auch nicht ıs. Ihn zu mildern ſchlägt Jmritza, nach- m ſie dem Sänger im Namen der Geſellſchaft dankt, und dieſer ſich innerlich vergnügt und htlich an allen Nerven zuckend, in einen dun- ln Gang des Gartens zurückgezogen, zum chluſſe ein Rundlied vor, was denn auch freu- g angenommen wird.

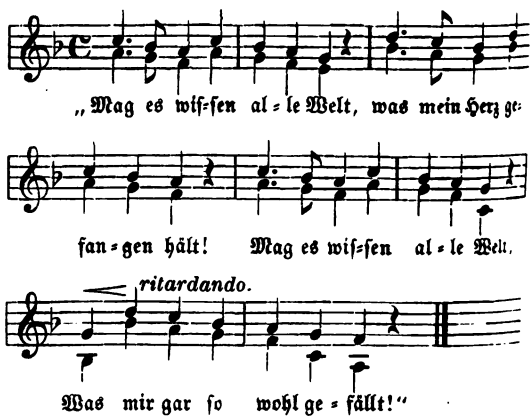
Wieder ertönt die Melodie, welche das Kolo nterbrochen, und ſo unwiderſtehlich zum Geſang ngeladen hatte. Mit ihr kehrt der frühere :ohſinn zurück, und eines der Mädchen nimmt : auf, indem es die folgenden Worte dazu im- oviſirt:



„Sieht dich wo ein Auge gerne, Tracht' ihm aus dem



worauf die ganze Geſellſchaft mit dem vollſtimmigen Refrain einfällt:



Nun nimmt der Nächſtſitzende, ein junger Burſche mit funkelnden Liebesaugen, den Geſang auf und improviſirt ſeinerſeits:

„Magſt dich wenden, magſt dich drehen,
Magſt mich meiden, magſt mich fliehn;
Soll es um dein Herz geſchehen,
Wirſt mir's dennoch nicht entziehn!"

Und wieder fällt der ganze Kreis mit dem Refrain ein:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält;
Mag es wiſſen alle Welt,
Was mir gar ſo wohlgefällt!"

Dann kömmt die Reihe an ſeine Nachbarin. Dieſe ſingt:

„Gerne, gern wär' ich dein eigen,
Könnte Alles für dich thun:
Doch dein Mund weiß nicht zu ſchweigen,
Und dein Auge kann nicht ruhn!"

Darauf der Chor:

„Mag es wiſſen alle Welt!" u. ſ. w.

Darauf wieder ein junger Burſche:

„Liebſt du mich, ſo mußt' nicht bangen,
Daß die Leute dich drum ſchmähn;
Wüßt' ich auch, ich müßt' drum hangen,
Müßt' dich dennoch täglich ſehn!"

Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“ u. ſ. w.

So geht es von Einem zum Andern in der Runde und Jeder improviſirt, was er eben auf dem Herzen hat und ſo gut er's kann, und immer fällt der Chor mit dem Refrain ein, und das um ſo lauter und bezüglicher, je beziehungsvoller das Improviſirte ſein mochte und je ſchlagender er auf das Vorgebrachte paßt.

Endlich iſt die Reihe an Imritza.

Daß ſie nicht ganz unbefangen iſt, kann uns, kann wol Niemandem leicht entgehen. Sie ſucht ihren Platz zu ändern, um auf eine kluge Art dem Anrechte, das die Geſellſchaft an ſie hat, zu entgehen. Wir ſind überzeugt, daß ſie, wenn ſie Dies und Jenes eher bedacht haben würde, es unterlaſſen hätte, einen Rundgeſang vorzuſchlagen. Nun aber iſt es geſchehen, und man ſcheint durchaus nicht geſonnen, ihr ihren Beitrag zu ſchenken.

Sie weiß auch, daß unter ſolchen Umſtänden Niemand leicht zu entkommen vermag, und ver-

icht das Befürchtete von ſich abzulenken, indem e Folgendes improviſirt:

„Schön'res kann mir Niemand nennen,
Als ein freies, freies Herz;
Mag wol manches Glück nicht kennen,
Aber auch nicht manchen Schmerz!“

Der Refrain, ſo wenig er auf die vorgebrach- n Reime paſſen mag, bleibt zwar nicht aus, llein — auch nicht die Erwiderung.

Nicht improviſirt, ſondern wie verabredet, immen Alle wie aus Einem Munde das fol- ende bekannte Lied an:

„Deine Augen üben Wunder,
Machen Todte auferſtehn,
Machen Greiſe jung und munter,
Lahme tanzen, Blinde ſehn.

Thore ſpringen, Mauern ſinken;
Aus dem finſtern Kloſterhaus,
Dich zu ſchauen, ſelbſt die Mönche
Ziehn in Proceſſion heraus!“

Daß der Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“

Tſchorow-Osman, ſeines Bruders Mörder;
Und der Eine läßt ſich nirgend ſchauen.

Müd' des langen Harrens ſind die Freunde,
Müd' des Umſpähns nach dem türk'ſchen Feigling.
Und zu Radul ſprechen ſie die Worte:
„Radul Petrowitſch, o Haram-Baſcha,
Abgenutzt ſind unſrer Schuhe Sohlen,
Matt geworden unſre blanken Rohre,
Wunderbar haſt du gerächt den Bruder,
Schlugſt für ihn, den Einen, dreißig Feinde —
Zeit iſt's, daß nach Hauſe wir uns wenden!"

Radul drauf erwidert ihnen Dieſes:
„Nun denn, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!
Doch ſo lang' mir Tſchorow-Osman übrig,
Er, der mir den Bruder hat getödtet,
Werd' ich meine Wunde nicht verſchmerzen;
Wohl erſt wird mir, ſchau' ich ihm ins Auge!"

Ausgeſprochen hat er noch dies Wort nicht,
Sieh, da läßt von fern ſich etwas ſchauen,
Von Welimnje, der Banjanereb'ne —
Osman iſt's, zu Roſſe ſtolz, der Türke!

Kaum erſchaut ihn, gleich erkennt ihn Radul,
Spricht alſo zu ſeinen treuen Freunden:
„Wohl mir, wohl, o Brüder Zernogorzen!
Seht dort Osman Tſchorowitſch, den Mörder,

Der beraubt mich meiner liebſten Augen!
Auf denn, auf! Und laßt uns ihn begrüßen!“

Klug dann auf des Weges beiden Seiten
Stellt er auf die Freunde, je zu zweien,
Hier im Gras, dort im Gebüſch ſie bergend.
— Gleich dem Rebhuhn lauern ſie verborgen. —
Selber aber ſtellt er auf den Weg ſich,
Mitten auf den Weg, des Türken harrend,
Der heranſprengt auf dem braunen Kriegsroß.

Nah heranwärts läßt ihn Nabul kommen,
Blitzt empor dann aus dem grünen Graſe,
— Eine Schlange ſchnellt ſo aus dem Raſen —
Faßt des Roſſes Zügel mit der einen,
Mit der andern Hand die Bruſt des Türken,
Reißt zu Boden von des Roſſes Höh' ihn.

Kaum erkennt der Türke ſeinen Gegner,
Hebt er ſo um Gott ihn an zu bitten:
„Schlag', o Giaur, mir nicht mein gutes Haupt ab!
Lösgeld biet' ich! Nimm ſo viel dir lieb iſt!
Brüder leben neun in meinem Thurme,
Bringen gern dir neun geſchmückte Flinten,
Spangen neun von ihren eignen Schultern,
Roſſe neun mit Sattel und mit Zügel!
Ihre Frauen bringen dir neun Schleier,
Pferd' und Rinder funfzig ſchönſte Paare,
Manche Heerde Lämmer noch darüber
Und an Geld ein Tauſend von Dukaten!“

Alſo aber ſpricht zu ihm drauf Radul:
„Tſchorow-Osman, Thor, wie ſprichſt du thöricht!
Gält' es jetzund Batritſch zu erlöſen,
Ihn, den armen Giaur der Zernogora,
Was, o Thor, als Lösgeld du verlangteſt,
Noch ſo viel, es wäre doch zu finden:
Dein Haupt aufzuwiegen — gibt es keines!"
Reißt das Meſſer dann vom blanken Gürtel,
Schwingt's, und Osman's Haupt entſinkt dem Rumpfe.
Hoch empor dann hält das blut'ge Haupt er:
„Auf nun, Freunde, laßt nach Haus uns kehren!"

Und von dannen zieht die frohe Tſcheta;
Singend und aus ſchlanken Röhren feuernd
Zieht ſie graden Weges gen Saljuta.

Weit entgegen geht dem Sohn der Vater,
Führt ins Haus ihn, ſpricht zu ihm die Worte:
„Wohl nun mir, und dir, mein Söhnlein Radul!
Da gerächt du mir den Sohn ſo ruhmvoll,
Iſt's als ob ihn ſelbſt du mir zurückgabſt!
Tritt herein mit deinen wackern Freunden!"

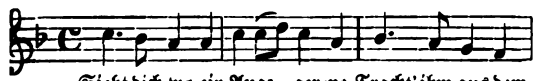
Zwei Lieder ſang uns Panta, und eines davon — mußte mit einem abgeſchnittenen Kopfe endigen!

Was in den Augen Panta's ſich abſpiegelte, während er mit innerlicher Befriedigung die

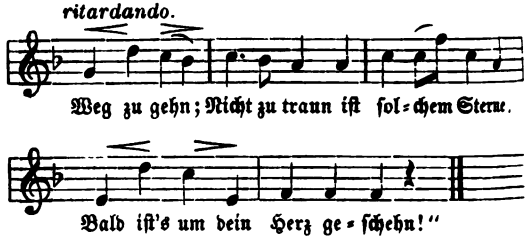
äßliche Kataſtrophe erzählte, die den Mörder ſchorow-Osman ereilte, läßt uns beiläufig nen, mit welchem Behagen er daſſelbe an ſein Feinden vorzunehmen gewohnt ſein mag, d wir ſind überzeugt, daß er in dem Augenicke viel darum geben würde, ſich an Radul's telle verſetzt zu ſehen.

Der unheimliche Eindruck bleibt auch nicht s. Ihn zu mildern ſchlägt Imritza, nachm ſie dem Sänger im Namen der Geſellſchaft dankt, und dieſer ſich innerlich vergnügt und htlich an allen Nerven zuckend, in einen dunn Gang des Gartens zurückgezogen, zum chluſſe ein Rundlied vor, was denn auch freug angenommen wird.

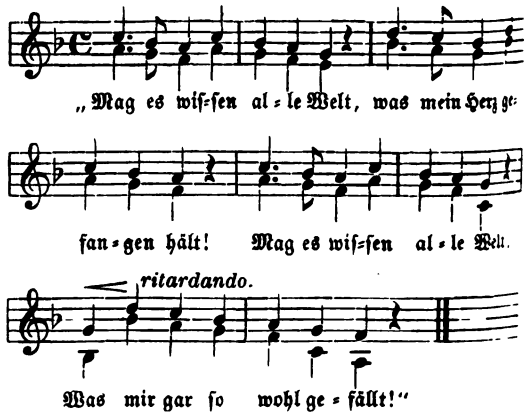
Wieder ertönt die Melodie, welche das Kolo terbrochen, und ſo unwiderſtehlich zum Geſang geladen hatte. Mit ihr kehrt der frühere ohſinn zurück, und eines der Mädchen nimmt auf, indem es die folgenden Worte dazu improviſirt:



„Sieht dich wo ein Auge gerne, Tracht' ihm aus dem



worauf die ganze Geſellſchaft mit dem vollſtimmigen Refrain einfällt:



Nun nimmt der Nächſtſitzende, ein junger Burſche mit funkelnden Liebesaugen, den Geſang auf und improviſirt ſeinerſeits:

„Magſt dich wenden, magſt dich drehen,
Magſt mich meiden, magſt mich fliehn;
Soll es um dein Herz geſchehen,
Wirſt mir's dennoch nicht entziehn!"

Und wieder fällt der ganze Kreis mit dem Refrain ein:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält;
Mag es wiſſen alle Welt,
Was mir gar ſo wohlgefällt!"

Dann kömmt die Reihe an ſeine Nachbarin. Dieſe ſingt:

„Gerne, gern wär' ich dein eigen,
Könnte Alles für dich thun:
Doch dein Mund weiß nicht zu ſchweigen,
Und dein Auge kann nicht ruhn!"

Darauf der Chor:

„Mag es wiſſen alle Welt!" u. ſ. w.

Darauf wieder ein junger Burſche:

„Liebſt du mich, ſo mußt' nicht bangen,
Daß die Leute dich drum ſchmähn;
Müßt' ich auch, ich müßt' drum hangen,
Müßt' dich dennoch täglich ſehn!"

Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“ u. ſ. w.

So geht es von Einem zum Andern in der Runde und Jeder improviſirt, was er eben auf dem Herzen hat und ſo gut er's kann, und immer fällt der Chor mit dem Refrain ein, und das um ſo lauter und bezüglicher, je beziehungsvoller das Improviſirte ſein mochte und je ſchlagender er auf das Vorgebrachte paßt.

Endlich iſt die Reihe an Imritza.

Daß ſie nicht ganz unbefangen iſt, kann uns, kann wol Niemandem leicht entgehen. Sie ſucht ihren Platz zu ändern, um auf eine kluge Art dem Anrechte, das die Geſellſchaft an ſie hat, zu entgehen. Wir ſind überzeugt, daß ſie, wenn ſie Dies und Jenes eher bedacht haben würde, es unterlaſſen hätte, einen Rundgeſang vorzuſchlagen. Nun aber iſt es geſchehen, und man ſcheint durchaus nicht geſonnen, ihr ihren Beitrag zu ſchenken.

Sie weiß auch, daß unter ſolchen Umſtänden Niemand leicht zu entkommen vermag, und ver-

icht das Befürchtete von ſich abzulenken, indem e Folgendes improviſirt:

„Schön'res kann mir Niemand nennen,
Als ein freies, freies Herz;
Mag wol manches Glück nicht kennen,
Aber auch nicht manchen Schmerz!“

Der Refrain, ſo wenig er auf die vorgebrach- n Reime paſſen mag, bleibt zwar nicht aus, llein — auch nicht die Erwiderung.

Nicht improviſirt, ſondern wie verabredet, immen Alle wie aus Einem Munde das fol- ende bekannte Lied an:

„Deine Augen üben Wunder,
Machen Todte auferſtehn,
Machen Greiſe jung und munter,
Lahme tanzen, Blinde ſehn.

Thore ſpringen, Mauern ſinken;
Aus dem finſtern Kloſterhaus,
Dich zu ſchauen, ſelbſt die Mönche
Ziehn in Proceſſion heraus!“

)aß der Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“

auf dieſe Anſpielung mit einem wahrhaft enthuſiaſtiſchen Jubel einfallen werde, konnten wir wol vorausſetzen. Daß Imritza den Moment benutzt, um im Schutze der Dunkelheit plötzlich unſichtbar zu werden und ſich in die Verborgenheit ihrer Kammer zurückzuziehen, erlaubt uns wol den Schluß, daß der theoretiſche Oekonom von Semlin ſeine Liebesſchlöſſer nicht in die Wolken gebaut!

Sei den Liebenden das Geſchick, ſei ihnen der alte Fiskal hold!

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poeſie der Südſlaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen.

Wir haben dem alten Fiskalen, wir haben der hübſchen Imritza Lebewohl geſagt und ſind wieder nach Semlin zurückgekehrt, um von da aus auf der Donau, dem Leitfaden unſerer Wanderungen, unſere Fahrt ſtromabwärts fortzuſetzen.

Das Dampfboot, an deſſen Bord wir uns befinden, iſt zwar von einer nicht unbedeutenden Anzahl Soldaten aller Waffengattungen beſetzt, die theils mit Depeſchen, theils mit Transporten ſich nach den verſchiedenen Standpunkten des Obſervationscorps zu begeben die Beſtimmung haben; allein von ſonſtigen Reiſenden bemerken

wir nur ſehr wenige. Der Grund davon, erfahren wir, ſei die Unſicherheit der Donaufahrt unterhalb Orſovas, ſeit die Ruſſen das linke und die Türken das rechte Ufer der walachiſchen Donau beſetzt hätten, und ſeit letzterer Zeit vollends die Unmöglichkeit, von dem genannten Orte ab ungefährdet weiter abwärts zu kommen. Kaum habe man den Landungsplatz von Orſova hinter ſich, ſo ſtoße man ſchon gegenüber von Ada-Kaleſſi (Neu-Orſova) auf die erſten ruſſiſchen Piquets, und werde man nicht von dieſen angehalten, ſo dürfe man gewiß ſein, eine Strecke weiter ſtromab bei Tſchernetz feſtgenommen zu werden. Dieſe Unſicherheit oder eigentlich Unmöglichkeit die Donau zu befahren, habe weniger in dem Benehmen der Türken als in jenem der Ruſſen ihren Grund. Wäre das rechte Ufer von dem linken überall weit genug entfernt oder wenigſtens das Waſſer in ſeiner Nähe überall gut fahrbar, dann könnte man, ohne von den Türken das Mindeſte befürchten zu müſſen, unbeſorgt die ganze Donau hinabfahren. Da man jedoch nirgend im Stande iſt, der Schußweite der ruſſiſchen Geſchütze zu entgehen und

ſich oft ganze Strecken weit dem linken Ufer nahe halten muß, ſo iſt an eine Fahrt auch nur von wenigen Stunden gar nicht zu denken. Die Dampfbootagentien unterhalb Orſovas hätten daher auch ſämmtlich ihre Geſchäfte aufgegeben.

Dieſe Mittheilungen ſind wenig geeignet, uns zu befriedigen. Sollten ſie ſich bewähren, ſo dürfte ein ruſſiſcher Vorpoſtencommandant höchſt wahrſcheinlich unſern Wanderungen viel früher ein Ziel ſetzen, als wir dies ſelbſt zu thun im Plane hatten. Das wäre allerdings ein etwas unangenehmer Incidenzfall. Allein wir wollen uns von einer unliebſamen Eventualität den Genuß der Gegenwart nicht trüben und uns wenigſtens Das nicht entziehen laſſen, was der Augenblick bietet.

Wir ſetzen uns an den Kiel des Schiffes unter ein ſchattendes Dach, aus einem Stück Segel improviſirt, welches einer der Schiffsjungen hier zum Trocknen ausgeſpannt. So vor der Sonne geſchützt, die zu einer Zeit, wo in unſerer nordiſchen Heimat vielleicht noch mancher empfindliche Froſt die frühlingsluſtige Welt überraſcht, hier

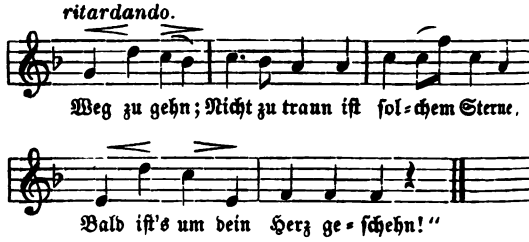
bereits mit ſüdlicher Glut brennt, laſſen wir unſere Blicke in die Landſchaft vor uns hinausſchweifen, durch welche der raſche Kiel dahinrauſcht.

Wieder links unabſehbar weitgedehnte Ebenen, zunächſt dem Ufer die fiebererzeugenden Sumpfwüſten des ſüdweſtlichen Banats und hinter ihnen die Kornkammern Oeſtreichs, die fruchtreichen Pußten der Theiß und der Temeſch bis an die Maroſch hinauf. Von einem genug hohen Punkte müßte man von hier aus leicht das ganze Banat und darüber hinaus ganz Mittelungarn bis an die Karpathen hinauf überſehen können. Rechts die dunkelgrünen Berghöhen Serbiens, die Gipfel des Awala-Gebirges, die zerſtreuten Hütten der kleinen ſerbiſchen Uferdörfer, oft an ſchroffe Felswände hingelehnt oder hoch oben auf ſteilen Kanten, daß man faſt beſorgt iſt, es müſſe ſie der nächſte Windſtoß in den Grund des Stromes herabfegen. Weiter unten die maleriſchen Ruinen von Semendria und von da bis über die Mündung der Mlawa hinaus die blühende, liederreiche Ebene von Poſcharewatz.

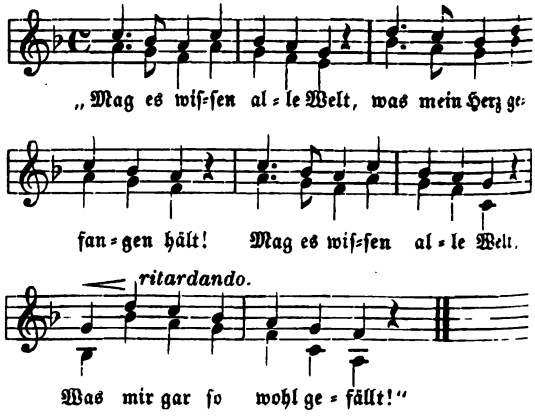
Hier erſt, im ſüdöſtlichen Banate, erreichen

die im Oſten Ungarns ſich herabziehenden Karpathen die Donau und ſchließen ſie mit den ſerbiſchen Waldgebirgen in jenes prachtvoll felſige Strombett ein, das mit ſeinen wilden und ſtillen Einſamkeiten nicht nur zu den ſchönſten Partien der Donau, ſondern mit zu den ſchönſten Punkten Europas gehört. Der Rhein iſt ſchön durch ſeine Weingebirge, ſeine Städtebilder, ſeine Ruinen; die obere Donau durch die lachenden Fluren und Höhen Oberöſtreichs; die Strecke bis zum Eiſernen Thor, ohne Schlöſſer und Ruinen, mahnt an die berg- und walddichten Einſamkeiten der nordamerikaniſchen Ströme und iſt ſchön durch ihre wilde, von Menſchenhand noch unberührte Romantik.

Noch klingen uns die Lieder des Gartens von R..., noch Panta's tragiſcher Geſang von der Gründung Skutaris und dem Rachezuge Radul's in den Ohren, und wir können uns nicht erwehren, daß uns die ganze Fülle ſüdſlaviſcher Poeſie, mit der wir im Verlaufe der Jahre und zumeiſt in dieſen Gegenden ſelbſt vertraut worden, mit einem male wieder in aller Lebhaftigkeit überkommt und ſich uns mit allen ihren wunder-



worauf die ganze Geſellſchaft mit dem vollſtimmigen Refrain einfällt:



Nun nimmt der Nächſtſitzende, ein junger Burſche mit funkelnden Liebesaugen, den Geſang auf und improviſirt ſeinerſeits:

„Magſt dich wenden, magſt dich drehen,
Magſt mich meiden, magſt mich fliehn;
Soll es um dein Herz geſchehen,
Wirſt mir's dennoch nicht entziehn!"

Und wieder fällt der ganze Kreis mit dem Refrain ein:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält;
Mag es wiſſen alle Welt,
Was mir gar ſo wohlgefällt!"

Dann kömmt die Reihe an ſeine Nachbarin. Dieſe ſingt:

„Gerne, gern wär' ich dein eigen,
Könnte Alles für dich thun;
Doch dein Mund weiß nicht zu ſchweigen,
Und dein Auge kann nicht ruhn!"

Darauf der Chor:

„Mag es wiſſen alle Welt!" u. ſ. w.

Darauf wieder ein junger Burſche:

„Liebſt du mich, ſo mußt' nicht bangen,
Daß die Leute dich drum ſchmähn;
Wüßt' ich auch, ich müßt' drum hangen,
Müßt' dich dennoch täglich ſehn!"

Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!“ u. ſ. w.

So geht es von Einem zum Andern in der Runde und Jeder improviſirt, was er eben auf dem Herzen hat und ſo gut er's kann, und immer fällt der Chor mit dem Refrain ein, und das um ſo lauter und bezüglicher, je beziehungsvoller das Improviſirte ſein mochte und je ſchlagender er auf das Vorgebrachte paßt.

Endlich iſt die Reihe an Imritza.

Daß ſie nicht ganz unbefangen iſt, kann uns, kann wol Niemandem leicht entgehen. Sie ſucht ihren Platz zu ändern, um auf eine kluge Art dem Anrechte, das die Geſellſchaft an ſie hat, zu entgehen. Wir ſind überzeugt, daß ſie, wenn ſie Dies und Jenes eher bedacht haben würde, es unterlaſſen hätte, einen Rundgeſang vorzuſchlagen. Nun aber iſt es geſchehen, und man ſcheint durchaus nicht geſonnen, ihr ihren Beitrag zu ſchenken.

Sie weiß auch, daß unter ſolchen Umſtänden Niemand leicht zu entkommen vermag, und ver-

cht das Befürchtete von ſich abzulenken, indem Folgendes improviſirt:

„Schön'res kann mir Niemand nennen,
Als ein freies, freies Herz;
Mag wol manches Glück nicht kennen,
Aber auch nicht manchen Schmerz!"

Der Refrain, ſo wenig er auf die vorgebrach- i Reime paſſen mag, bleibt zwar nicht aus, ein — auch nicht die Erwiderung.

Nicht improviſirt, ſondern wie verabredet, mmen Alle wie aus Einem Munde das fol- nde bekannte Lied an:

„Deine Augen üben Wunder,
Machen Todte auferſtehn,
Machen Greiſe jung und munter,
Lahme tanzen, Blinde ſehn.

Thore ſpringen, Mauern ſinken;
Aus dem finſtern Kloſterhaus,
Dich zu ſchauen, ſelbſt die Mönche
Ziehn in Proceſſion heraus!"

aß der Refrain:

„Mag es wiſſen alle Welt,
Was mein Herz gefangen hält!"

auf dieſe Anſpielung mit einem wahrhaft enthuſiaſtiſchen Jubel einfallen werde, konnten wir wol vorausſetzen. Daß Imritza den Moment benutzt, um im Schutze der Dunkelheit plötzlich unſichtbar zu werden und ſich in die Verborgenheit ihrer Kammer zurückzuziehen, erlaubt uns wol den Schluß, daß der theoretiſche Oekonom von Semlin ſeine Liebesſchlöſſer nicht in die Wolken gebaut!

Sei den Liebenden das Geſchick, ſei ihnen der alte Fiskal hold!

XVII.

Von Semlin abwärts. — Donau-Scenerie. — Die Poeſie der Südſlaven. — Die Heiligen vergöttert. — Die Wila. — Die Helden des Untergangs. — Parallelen.

Wir haben dem alten Fiskalen, wir haben der hübſchen Imritza Lebewohl geſagt und ſind wieder nach Semlin zurückgekehrt, um von da aus auf der Donau, dem Leitfaden unſerer Wanderungen, unſere Fahrt ſtromabwärts fortzuſetzen.

Das Dampfboot, an deſſen Bord wir uns befinden, iſt zwar von einer nicht unbedeutenden Anzahl Soldaten aller Waffengattungen beſetzt, die theils mit Depeſchen, theils mit Transporten ſich nach den verſchiedenen Standpunkten des Obſervationscorps zu begeben die Beſtimmung haben; allein von ſonſtigen Reiſenden bemerken

wir nur ſehr wenige. Der Grund davon, erfahren wir, ſei die Unſicherheit der Donaufahrt unterhalb Orſovas, ſeit die Ruſſen das linke und die Türken das rechte Ufer der walachiſchen Donau beſetzt hätten, und ſeit letzterer Zeit vollends die Unmöglichkeit, von dem genannten Orte ab ungefährdet weiter abwärts zu kommen. Kaum habe man den Landungsplatz von Orſova hinter ſich, ſo ſtoße man ſchon gegenüber von Ada-Kaleſſi (Neu-Orſova) auf die erſten ruſſiſchen Piquets, und werde man nicht von dieſen angehalten, ſo dürfe man gewiß ſein, eine Strecke weiter ſtromab bei Tſchernetz feſtgenommen zu werden. Dieſe Unſicherheit oder eigentlich Unmöglichkeit die Donau zu befahren, habe weniger in dem Benehmen der Türken als in jenem der Ruſſen ihren Grund. Wäre das rechte Ufer von dem linken überall weit genug entfernt oder wenigſtens das Waſſer in ſeiner Nähe überall gut fahrbar, dann könnte man, ohne von den Türken das Mindeſte befürchten zu müſſen, unbeſorgt die ganze Donau hinabfahren. Da man jedoch nirgend im Stande iſt, der Schußweite der ruſſiſchen Geſchütze zu entgehen und

ſich oft ganze Strecken weit dem linken Ufer nahe halten muß, ſo iſt an eine Fahrt auch nur von wenigen Stunden gar nicht zu denken. Die Dampfbootagentien unterhalb Orſovas hätten daher auch ſämmtlich ihre Geſchäfte aufgegeben.

Dieſe Mittheilungen ſind wenig geeignet, uns zu befriedigen. Sollten ſie ſich bewähren, ſo dürfte ein ruſſiſcher Vorpoſtencommandant höchſt wahrſcheinlich unſern Wanderungen viel früher ein Ziel ſetzen, als wir dies ſelbſt zu thun im Plane hatten. Das wäre allerdings ein etwas unangenehmer Incidenzfall. Allein wir wollen uns von einer unliebſamen Eventualität den Genuß der Gegenwart nicht trüben und uns wenigſtens Das nicht entziehen laſſen, was der Augenblick bietet.

Wir ſetzen uns an den Kiel des Schiffes unter ein ſchattendes Dach, aus einem Stück Segel improviſirt, welches einer der Schiffsjungen hier zum Trocknen ausgeſpannt. So vor der Sonne geſchützt, die zu einer Zeit, wo in unſerer nordiſchen Heimat vielleicht noch mancher empfindliche Froſt die frühlingsluſtige Welt überraſcht, hier

bereits mit ſüdlicher Glut brennt, laſſen wir unſere Blicke in die Landſchaft vor uns hinausſchweifen, durch welche der raſche Kiel dahinrauſcht.

Wieder links unabſehbar weitgedehnte Ebenen, zunächſt dem Ufer die fiebererzeugenden Sumpfwüſten des ſüdweſtlichen Banats und hinter ihnen die Kornkammern Oeſtreichs, die fruchtreichen Pußten der Theiß und der Temeſch bis an die Maroſch hinauf. Von einem genug hohen Punkte müßte man von hier aus leicht das ganze Banat und darüber hinaus ganz Mittelungarn bis an die Karpathen hinauf überſehen können. Rechts die dunkelgrünen Berghöhen Serbiens, die Gipfel des Awala-Gebirges, die zerſtreuten Hütten der kleinen ſerbiſchen Uferdörfer, oft an ſchroffe Felswände hingelehnt oder hoch oben auf ſteilen Kanten, daß man faſt beſorgt iſt, es müſſe ſie der nächſte Windſtoß in den Grund des Stromes herabfegen. Weiter unten die maleriſchen Ruinen von Semendria und von da bis über die Mündung der Mlawa hinaus die blühende, liederreiche Ebene von Poſcharewatz.

Hier erſt, im ſüdöſtlichen Banate, erreichen

die im Oſten Ungarns ſich herabziehenden Karpathen die Donau und ſchließen ſie mit den ſerbiſchen Waldgebirgen in jenes prachtvoll felſige Strombett ein, das mit ſeinen wilden und ſtillen Einſamkeiten nicht nur zu den ſchönſten Partien der Donau, ſondern mit zu den ſchönſten Punkten Europas gehört. Der Rhein iſt ſchön durch ſeine Weingebirge, ſeine Städtebilder, ſeine Ruinen; die obere Donau durch die lachenden Fluren und Höhen Oberöſtreichs; die Strecke bis zum Eiſernen Thor, ohne Schlöſſer und Ruinen, mahnt an die berg- und walddichten Einſamkeiten der nordamerikaniſchen Ströme und iſt ſchön durch ihre wilde, von Menſchenhand noch unberührte Romantik.

Noch klingen uns die Lieder des Gartens von R..., noch Panta's tragiſcher Geſang von der Gründung Skutaris und dem Rachezuge Radul's in den Ohren, und wir können uns nicht erwehren, daß uns die ganze Fülle ſüdſlaviſcher Poeſie, mit der wir im Verlaufe der Jahre und zumeiſt in dieſen Gegenden ſelbſt vertraut worden, mit einem male wieder in aller Lebhaftigkeit überkommt und ſich uns mit allen ihren wunder-

baren Geſtalten und Stoffen in die Erinnerung drängt. Die Geſchicke dieſer Poeſie ſind nicht minder wunderbar und eigenthümlich als die des Volks, deſſen geiſtiges Eigenthum ſie iſt. Aelter als das Chriſtenthum hat ſie von der Donau abwärts bis an das Schwarze Meer und über den Balkan hinüber, vom Schwarzen Meere bis an die Ufer des Adriatiſchen gelebt und ihre Schauplätze gewählt, ohne daß die gebildete Welt von ihr nur irgend eine Kenntniß nahm oder auch nur eine Ahnung hatte, bis ein reiſender Abbé des vorigen Jahrhunderts, Fortis, eines ihrer urwüchſigen Erzeugniſſe in den Bergſchluchten der Morlachen kennen lernte und es als Curioſum in ſeiner Reiſebeſchreibung mittheilte, und zwei deutſche Dichter, Herder und Goethe, zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſie hinzuleiten begannen. Und doch iſt ſie mit dem Leben, mit den Sitten, mit der Weltanſchauung, und was noch mehr iſt, mit den Geſchicken der ſüdſlaviſchen Volksſtämme ſo einig verwachſen, wie die Poeſie keines Volks der Erde mehr. Was wir von ihr kennen, ſpiegelt die Beziehungen zwiſchen ſüdſlaviſchem Chriſtenthum und Türkenthum ſo lebendig,

ſo klar, ſo treu ab, daß wir den Verluſt ihrer Producte aus jenen frühern Zeiten, wo Südſlaventhum und Griechenwelt miteinander in Berührung ſtanden, als einen unerſetzlichen, für die Kenntniß damaligen Lebens und damaliger Geſchichte unausfüllbaren, erſt jetzt ſchmerzlich empfinden müſſen. Ein Volk, das ſeine Geſchichte dem Gedächtniſſe in Liedern zu überliefern gewohnt iſt und deſſen Streiter in den Reihen Philipp's und Alexander's ſtanden, hat gewiß auch von dieſen geſungen!

Iſt nun auch vom Standpunkte dieſer Poeſie aus ein Blick in jene frühern Zeiten und leider auch in manche nähern für uns verloren, ſo wollen wir doch in Augenblicken, wo die beiden Elemente, die den Kern Deſſen ausmachen, was uns von ihr überkommen iſt, Chriſtenthum und Türkenthum nämlich, gegeneinander in einen Kampf getreten ſind, an deſſen Reſultaten ganz Europa betheiligt iſt, es nicht unterlaſſen, einen Blick in die nähere Vergangenheit, in die Gegenwart, auf die im Gedichte ſich abſpiegelnden Beziehungen der ſtreitenden Elemente, vielleicht auch in die Zukunft zu thun. Denn eine ewige Wahrheit iſt es, daß

„in Dichterherzen
Vorreifen lang der Völker heil'ge Schmerzen,
Und daß das Lied kein deutungsloſer Schemen!"

Wie wir die ſüdſlaviſche Poeſie in dieſem Augenblicke kennen, iſt ſie eine vorwiegend epiſche. Beſchauungen der Natur, Verſenkungen ins Gefühlsleben ſind ihr durchaus fremd. Schilderungen von Naturerſcheinungen und lange Reflexionen kennt ſie nicht. Die Lyrik gedeiht nur unter glücklichen Verhältniſſen und im Unglücke nur dort, wo der Geiſt mehr zur Betrachtung, das Gemüth zur Klage aufgelegt iſt, als der Arm zur That. Was aber der Südſlave dachte, das wurde in ſeiner Phantaſie von jeher zur Handlung; was er fühlte, das ſteigerte ſich in ſeinem heißen Blute zur That. Heute noch, wenn er ſingt, ergeht er ſich nicht in Anſchauung und Analyſe ſeiner Gefühle, ſondern hält ſich an etwas Geſchehenes oder doch thatſächlich Mögliches, feiert oder verdammt irgend eine That, ſucht ſich in der Dichtung Erſatz für die traurige und ernüchternde Wirklichkeit, will Staunen erregen, oder auch irgend einen ſittlichen Zug in plaſtiſcher Verlebendigung vor die Augen führen. Er will,

daß man die Heldenader in ihm erkenne, nicht aber die Thräne des Mitleids, des Bedauerns, der weichlichen Rührung fließen ſehen. Selbſt ſeine Liebeslieder — die er übrigens bezeichnend genug: ženske pesme, d. i. Frauenlieder, eigentlich aber weibiſche Lieder, nennt, und mit denen ſich der Sänger nie befaßt, ſondern ſie den Mädchen und Frauen überläßt, ſind durch und durch epiſch; ſie ſind nie ſubjectiv, ſtets objectiv. Was ſich rein Lyriſches darin vorfindet, das iſt nachweislich von auswärts hinzugekommen, fremd, aus modernem Einfluß hervorgegangen, namentlich durch italieniſche und deutſche Berührung entſtanden.

Bei einer ſo entſchiedenen, ſeit wenigſtens zwei Jahrtauſenden fortgeerbten und fortgeübten Richtung, hat ſich denn aus der Fülle epiſcher Geſtaltungen allmälig eine Reihe von Geſtalten, eine Art Heroenkreis theils nachweisbaren, theils unnachweisbaren Urſprungs herausgebildet, um welchen ſich im Verlaufe der Zeit der geſammte Dichtungsſchatz in einer Folge mehr oder minder zuſammenhängender Cyklen reihte, von denen immer noch kein einziger als abgeſchloſſen be-

trachtet werden kann und auch wol nie zum Abſchluſſe gelangen wird. Denn dieſer Heroenkreis iſt nicht nur tiefſinnerſtes Eigenthum des ſüdſlaviſchen Volkes im Allgemeinen, ſondern lebt vom Kinde bis zum Greiſe, vom Sänger des Marktes bis zum Heerführer, der es nicht verſchmäht, bei einem Becher Wein dem Guslar die Gusle aus der Hand zu nehmen und ſeine eigenen Thaten zu ſingen, in der lebendigſten Vorſtellung jedes Einzelnen, ununterbrochen ſchaffend und fortdichtend.

Jeder Einzelne im Volke trägt dieſe Geſtalten und mit ihnen etwas von einem Poeten in ſich, ohne daß es geradezu einzelne Poeten von Fach gäbe. Niemand ſinnt für ſich auf neue Charaktere, neue Conflicte, neue Löſungen. Der eigentliche Poet iſt das ganze Volk, und was der Einzelne thut, iſt eben nicht mehr, als daß er für Alle das Wort ergreift, Einen aus dem weiten Heldenkreiſe herausfaßt, ihn in dieſe oder jene Lage verſetzt und ſeiner Natur entſprechend handeln läßt.

Faſt jedes Lied, das geſungen wird, iſt auf dieſe Weiſe nichts Anderes, als eine Art Frag-

ment eines größern epiſchen Ganzen, das zwar nicht niedergeſchrieben iſt, nichtsdeſtoweniger aber in der poetiſchen Welt des Volks beſteht: ein Stück poetiſchen Selbſtbewußtſeins, ein Theil Geſchichte, Religion, Politik, Ethik des Volks. Bei keinem andern Stamme, deſſen Dichtungsweiſe uns bekannt iſt, wiederholt ſich dieſe Erſcheinung. Weder irgend ein Volk germaniſcher, noch romaniſcher Zunge hat noch heutzutage ſeinen derartigen Himmel voll Helden, die als ſcharfumſchriebene Einzelgeſtalten Jedermann bekannt ſind, und deren Namen der Sänger nur zu nennen braucht, um gewiß zu ſein, daß ſich auch der Letzte ſeiner Zuhörer bereits orientirt habe und ihn verſtehen werde. Karl der Große, Friedrich Barbaroſſa, Sanct Ludwig, Cid Campeador ſind vereinzelte Geſtalten; und wie ſehr man ſie als allgemein bekannt vorausſetzen kann, ſo leben ſie den Deutſchen, Franzoſen und Spaniern doch nicht ſo ſcharf gezeichnet, ſo klar vergegenwärtigt fort, wie dem Südſlaven ſein Duſchan, Lazar, Marko.

Dies Beſtehen eines ſtereotypen Heldenkreiſes hat die ſüdſlaviſche Poeſie nur mit der altgriechi-

ſchen in ſo ausgedehntem Maße gemein. Aber wie dieſe, ſo hat ſie auch ihre Götterwelt, ihren Olymp: Ueberlieferungen vorchriſtlicher Zeit ins Gewand des Chriſtenthums gehüllt, chriſtliche Heilige mit den Attributen vorchriſtlicher Götter ausgeſtattet.

Durch und durch epiſch konnte ſie des wunderthätigen Eingreifens übermenſchlicher Weſen nicht entbehren. Da ſie aber die Götter der Vorzeit in die neue Lehre nicht hinüberzunehmen wagte, die neue Lehre jedoch nichts bot, was dieſe Götter zu erſetzen vermochte, ſo griff ſie zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel einer Verſchmelzung. Hierdurch aber bewahrte ſie auch den epiſchen Charakter, während dieſer bei allen andern ſlaviſchen Stämmen, die mit den Göttern ihrer Vorzeit vollkommen brachen, ebenſo vollkommen abſtarb. Wir brauchen, um uns hiervon zu überzeugen, z. B. nur die Producte der heutigen czechiſchen Volkspoeſie mit den wunderbaren Dichtungen der Königinhofer Handſchrift zu vergleichen!

Um dieſes Auskunftsmittel zu rechtfertigen, mußte Gott ſelbſt die Heiligen zu einer Verſamm-

lung in den Himmel berufen, und auf irgend eine Weiſe die neue chriſtliche Weltordnung mit der alten zu vermitteln ſuchen. Er kann es nicht zugeben, daß mit der Ausbreitung des Evangeliums die ſchöne Religion des Liedes verkomme.

Sind verſammelt die Apoſtel Gottes,
Sind verſammelt vor des Himmels Thoren.
Vor ſie tritt der Donnerer Ilia (Elias),
Und ihn fragt die feurige Maria:
„Sprich, wo warſt du, Ilia, mein Bruder?“

„Will dir's ſagen, feurige Maria!
Auf der Erde war ich, auf der ſünd'gen,
Wo nicht waltet mehr die Satzung Gottes,
Niemand mehr zu Gott fleht, daß er helfe,
Auf die Zeuger nicht mehr hört die Nachkunft
Und der Jüngre nicht mehr auf den Aeltern;
Wo ſich Kumen nicht wie Kumen achten,
Mit der Schwäg'rin zuchtlos ſpricht der Schwager,
Vor Gericht ein Bruder ſchleift den andern
Und mishandelt ſchlimmer als ein Türk' ſelbſt;
Wo kein Feſttag fromm mehr wird begangen,
Nicht der Kirche heil'ger Dienſt geachtet,
Nicht geübt die Liturgie am Sonntag!“

Alſo ſpricht er. — Aufſteht die Verſammlung,
Theilt vorerſt die mannichfachen Güter,

Wie der Herr ſie zugewieſen Jedem.
Pawle, dem Apoſtel, und Sanct-Peter
Wird zu Theil der Wein, der goldne Weizen,
Dieſem noch dazu des Himmels Schlüſſel.
Sanct-Ilia nimmt des Himmels Donner
Und Maria den entflammten Blitzſtrahl.
Sanct-Thomas der Wolken Siegel laſſend,
Nimmt des Herbſtes Herrſchaft der Erzengel (Michael),
Sanct-Georg des Lenzes blühnde Fülle,
Spaſe Kornblum' und der Ernte Segen,
Sawa Schnee und Froſt und Eis, der Heil'ge,
Nikolaus die Wäſſer mit den Furthen,
Sanct-Jowan Gevatterſchaft und Freundſchaft
Und der Engel ſelige Verſammlung,
Panteleimon aber nimmt die Stürme.

Als die Heil'gen ſo getheilt die Güter,
Schlagen ſie die Welt mit bittern Plagen.
Sanct-Ilia ſchreckt mit ſeinen Donnern,
Mit des Blitzes Flammen ſie Maria,
Ob ſie alſo ſich zu Gott bekehre.
Nebelſchauer ſendet der Erzengel,
Nikolaus macht unfahrbar die Furthen,
Pawle der Apoſtel und Sanct-Peter
Halten Wein zurück und goldnen Weizen
Wie des Bodens jegliche Beſcherung.
Seine Sonne läßt drauf Gott erglühen.
Dreier Jahre Dauer ſengt die Sonne,
Daß den Helden das Gehirn ſie ausdorrt,
Daß ſo Stein wie Wieſengrund zerklüften,

)aß Gebirg und Bergeswald verödden,
llerorts die ſchwarze Erde berſtet,
)erſtet auf drei Ellen in die Tiefe,
Rann und Roß zu unerlebter Marter.
5einen Schnee dann ſchickt der heil'ge Sawa;
)reier Jahre Dauer weicht der Schnee nicht,
)is der Blüten keine mehr geblieben
.nd den Schäfern keines ihrer Schafe,
)on der Erde alle Bienen flohen
.nd zuletzt in Nacht die ganze Welt ſinkt.
u. ſ. w.

So war der Heiligen-Götterkreis gebildet, dem llenfalls einigermaßen die Heiligen-Patronate es Katholicismus verwandt ſein möchten, der ber den Menſchen und ihrem Leben und Treiben ngleich näher gerückt iſt, für und gegen ſie theil- immt, ihnen behülflich oder hinderlich, wohl-)ollend zugethan oder feindlich geſinnt iſt, und t der Poeſie den übernatürlichen Einfluß, die Roral und das Chriſtenthum vertritt. Dieſe)eiligen beſuchen den Säemann auf dem Acker, hweben in Wolken gehüllt über den Schnittern,)enn dieſe am Sonntag, den Geboten der Kirche ntgegen, die Frucht des Feldes einſammeln, um e vor den Türken in Sicherheit zu bringen,

und verwenden ſich für ſie, damit ihnen die Sünde vergeben werde:

„Denn dem Türken kann der Chriſt nicht trauen,
Ungemäht im Feld die Saat nicht laſſen!“

Sie wiſſen, wo ſie das Strafamt zu üben haben; ſie beſchützen die dem Kreuze Getreuen im Kampfe ſowol mit den Ungläubigen, als in den Leiden der Gefangenſchaft; ſie beſtärken ſie in ihrer Ausdauer, wenn ſie den Verſuchungen ausgeſetzt ſind, das Kreuz gegen den Koran zu vertauſchen und erlöſen ſie aus dergleichen kritiſchen Lagen durch guten Rath ſowol, als durch perſönliche Intervention, und entgeht ihnen irgend ein Abtrünniger oder Uebelthäter im Leben, ſo ereilen ſie ihn im Tode, wie wir dies z. B. aus der Legende „Von der ſündigen Seele“ erſehen, in welcher wir nebenbei die Heiligen Elias und Nikolaus als eine Art Herren der Unterwelt kennen lernen, und den Glauben an einen Strom, über welchen von dieſen Heiligen, die dabei die Stelle Charon's vertreten, die abgeſchiedenen Seelen in einem Kahne hinübergeſchafft werden, auf chriſtlichen Boden verſetzt finden.

Es iſt nämlich Sonntag. Sanct-Nikolaus ruht unter einem goldbezweigten und ſilberbelaubten Oelbaum auf einem goldenen, mit Roſen beſtreuten Lager. Da tritt zu ihm der Spender des ewigen Friedens, der „Wojewode Elias", und fodert ihn auf, ſich zu erheben, mit ihm die Kähne auszurüſten, zur Oberwelt zu gehen und die Seelen aus jener Welt in dieſe zu überführen. Sanct-Nikolaus meint zwar, es ſei Sonntag, ein Tag, an welchem eigentlich „nur getauft und getraut, das goldene Haar gekämmt und die weiße Wange gepflegt werden ſolle", leiſtet aber, damit die armen Seelen, die ſich nach endlicher Ruhe ſehnen, nicht gar ſo lange warten müſſen, endlich Folge. Auf der Oberwelt angelangt, nimmt er die Seelen in den Kahn. Nur dreien Seelen verweigert er die Aufnahme unbedingt: einer, die den Frieden der Familie nicht heilig geachtet und den Gevatter vor Gericht gezogen, der andern, die in Zwiſt und Hader mit den Nachbarn lebte, und der dritten, die durch üble Nachrede den guten Ruf einer Jungfrau untergraben. Man kann ſich nicht leicht eine praktiſchere, reinmenſchlichere Moral denken, als die

durch dieſe Legende ſich auszuſprechen verſucht. Was als die ſchwerſte, unverzeihlichſte Sünde hingeſtellt iſt, das iſt die Verſündigung gegen die heiligſten Güter der Menſchheit: Familie, Frieden und Ehre!

Nur eine einzige Geſtalt hat ſich aus dem Glauben der Vorzeit in die chriſtliche Poeſie herübergerettet, frei von aller chriſtlichen Zuthat — die Wila, ein luſtiges, leidenſchaftliches, amazonenartiges Weib, das in Bergwäldern und Felsgebirgen wohnt, den Menſchen Haß ſchwört oder ſich mit ihnen verbrüdert, ſie warnt oder ins Verderben lockt, mit ihnen ringt oder ihnen im Kampfe ungeſehen beiſteht, ſie krank macht oder heilt, wie ſie denn überhaupt als Urheberin von Glück und Unglück, Freude und Leid, Segen und Unſegen, Krankheit und Gebrechen gilt und andererſeits die geſammte populäre Medicin vertritt, eine Art Hygea.

Dieſe Wila iſt übrigens ſehr patriotiſch geſinnt. Droht dem Lande, dem Volke eine große Calamität, Krieg, Verwüſtung, Miſernte, ſo hört man ſie lange vorher in den Waldgeklüften wehklagen, und wenn ſie kann, ſo wird ſie es gewiß

nicht unterlaſſen, die drohende Gefahr abzulenken.

Den Türken iſt ſie eine geſchworene Feindin und als ſolche die beſondere Freundin aller Bekämpfer der leztern, insbeſondere der Haiduken. Als z. B. einmal der berühmte Haiduk Rowak*) den Kaufmann Manoilo überfiel und von dieſem in die Flucht geſchlagen wurde, rief er die „Schweſter Wila" zu Hülfe. Alſogleich nahm dieſe die Geſtalt eines ſchönen Weibes an, umſtrickte als ſolche die Sinne des Kaufmanns und überlieferte ihn „ihrem Bruder, dem Haiduken". Ein anderes mal, als die Türken unter drei Vezieren gegen Belgrad heranzogen, war ſie es wieder, die durch ihren Ruf die nichts Arges ahnenden Bewohner der Stadt vor der drohenden Ueberrumpelung bewahrte.

Auf gleiche Weiſe ſehen wir ſie in faſt allen Beziehungen des Lebens walten, bei der Geburt, in der Liebe, in der Familie, in der Ehe, bei Gericht und ſelbſt im Tode. So innig iſt ſie in

*) Näheres über ihn in meinen „Geſängen der Serben" (Leipzig 1852), Th. 1.

die Weltanſchauung verwoben, daß ſelbſt Aebte und Patriarchen, ja ſogar die Heiligen es nicht verſchmähen, ſich trotz ihrer durchaus heidniſchen Natur mit ihr zu verbrüdern und ſie „Bundesſchweſter“ zu nennen.

Wie ſie lebt und wie ſie wohnt, mag uns einigermaßen folgendes, dem Munde des Volkes wörtlich entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der andre,
Doch der höchſte iſt der Lovtſchen;
Diſtel nur und Dornen gibt's dort,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröſte,
Sturm jahraus jahrein und Regen,
Und die Wilen, die dort wohnen,
Schwingen drunter ihren Reigen.
Reitet dort ein Held vorüber,
Um der Liebe Glück zu werben,
Und die Wilen ſchauen ihn,
Rufen ſie ihm zu zur Stelle:
Kehr bei uns ein, wackrer Held!
Sieh, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt ſich ein in Sonnenſchein,
Nährt ſich von bleichem Mondenglanz,
Schmückt ſich mit weißem Sternenkranz! —

Dieſer Heroenkreis, dieſes verkörperte Hereinragen des Uebermenſchlichen iſt übrigens nicht

das Einzige, was die Heldenpoeſie des Südſlaventhums mit der Heldendichtung der Griechen Verwandtes hat. Eine weitere, faſt bis zum Parallelen geſteigerte Verwandtſchaft liegt darin, daß es bei jenen, wie bei dieſen insbeſondere Ein großes Ereigniß, und nach dieſem Eine überlebende Perſon iſt, um was ſich ein großer Theil der Rhapſodien reiht: der Untergang der ſerbiſchen Selbſtändigkeit in der blutigen Schlacht auf Koſſowo (15. Juni 1389) als Ausgang des verzweiflungsvollen Kampfes gegen den weltbedrohenden Islam und nach dieſer die Irrfahrten des Königsſohnes Marko. Wie Odyſſee an Iliade, ſo ſchließt ſich der Liederkreis von Marko an den von Koſſowo an. Als Epigonen der Helden von Koſſowo und des abenteuernden Königsſohnes treten dann die Kämpfer und Haiduken des 15., 16., 17., 18. und ſelbſt 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendſten unter allen Geſtalten des ſüdſlaviſchen Heldenkreiſes ſind unſtreitig die der Kataſtrophe von Koſſowo angehörenden, ſowie die Lieder, welche die Entwickelung dieſes Ereigniſſes zum Stoffe haben, zu den vollendet-

ſchen in ſo ausgedehntem Maße gemein. Aber wie dieſe, ſo hat ſie auch ihre Götterwelt, ihren Olymp: Ueberlieferungen vorchriſtlicher Zeit ins Gewand des Chriſtenthums gehüllt, chriſtliche Heilige mit den Attributen vorchriſtlicher Götter ausgeſtattet.

Durch und durch epiſch konnte ſie des wunderthätigen Eingreifens übermenſchlicher Weſen nicht entbehren. Da ſie aber die Götter der Vorzeit in die neue Lehre nicht hinüberzunehmen wagte, die neue Lehre jedoch nichts bot, was dieſe Götter zu erſetzen vermochte, ſo griff ſie zu dem merkwürdigen Auskunftsmittel einer Verſchmelzung. Hierdurch aber bewahrte ſie auch den epiſchen Charakter, während dieſer bei allen andern ſlaviſchen Stämmen, die mit den Göttern ihrer Vorzeit vollkommen brachen, ebenſo vollkommen abſtarb. Wir brauchen, um uns hiervon zu überzeugen, z. B. nur die Producte der heutigen czechiſchen Volkspoeſie mit den wunderbaren Dichtungen der Königinhofer Handſchrift zu vergleichen!

Um dieſes Auskunftsmittel zu rechtfertigen, mußte Gott ſelbſt die Heiligen zu einer Verſam-

lung in den Himmel berufen, und auf irgend eine Weiſe die neue chriſtliche Weltordnung mit der alten zu vermitteln ſuchen. Er kann es nicht zugeben, daß mit der Ausbreitung des Evangeliums die ſchöne Religion des Liedes verkomme.

Sind verſammelt die Apoſtel Gottes,
Sind verſammelt vor des Himmels Thoren.
Vor ſie tritt der Donnerer Ilia (Elias),
Und ihn fragt die feurige Maria:
„Sprich, wo warſt du, Ilia, mein Bruder?“

„Will dir's ſagen, feurige Maria!
Auf der Erde war ich, auf der ſünd'gen,
Wo nicht waltet mehr die Satzung Gottes,
Niemand mehr zu Gott fleht, daß er helfe,
Auf die Zeuger nicht mehr hört die Nachkunft
Und der Jüngre nicht mehr auf den Aeltern;
Wo ſich Kumen nicht wie Kumen achten,
Mit der Schwäg'rin zuchtlos ſpricht der Schwager,
Vor Gericht ein Bruder ſchleift den andern
Und mishandelt ſchlimmer als ein Türk' ſelbſt;
Wo kein Feſttag fromm mehr wird begangen,
Nicht der Kirche heil'ger Dienſt geachtet,
Nicht geübt die Liturgie am Sonntag!“

Alſo ſpricht er. — Aufſteht die Verſammlung,
Theilt vorerſt die mannichfachen Güter,

Wie der Herr ſie zugewieſen Jedem.
Pawle, dem Apoſtel, und Sanct-Peter
Wird zu Theil der Wein, der goldne Weizen,
Dieſem noch dazu des Himmels Schlüſſel.
Sanct-Ilia nimmt des Himmels Donner
Und Maria den entflammten Blitzſtrahl.
Sanct-Thomas der Wolken Siegel laſſend,
Nimmt des Herbſtes Herrſchaft der Erzengel (Michael
Sanct-Georg des Lenzes blühnde Fülle,
Spaſe Kornblum' und der Ernte Segen,
Sawa Schnee und Froſt und Eis, der Heil'ge,
Nikolaus die Wäſſer mit den Furthen,
Sanct-Jowan Gevatterſchaft und Freundſchaft
Und der Engel ſelige Verſammlung,
Panteleimon aber nimmt die Stürme.

Als die Heil'gen ſo getheilt die Güter,
Schlagen ſie die Welt mit bittern Plagen.
Sanct-Ilia ſchreckt mit ſeinen Donnern,
Mit des Blitzes Flammen ſie Maria,
Ob ſie alſo ſich zu Gott bekehre.
Nebelſchauer ſendet der Erzengel,
Nikolaus macht unfahrbar die Furthen,
Pawle der Apoſtel und Sanct-Peter
Halten Wein zurück und goldnen Weizen
Wie des Bodens jegliche Beſcherung.
Seine Sonne läßt drauf Gott erglühen.
Dreier Jahre Dauer ſengt die Sonne,
Daß den Helden das Gehirn ſie ausdorrt,
Daß ſo Stein wie Wieſengrund zerklüften,

Daß Gebirg und Bergeswald verödben,
Allerorts die ſchwarze Erde berſtet,
Berſtet auf drei Ellen in die Tiefe,
Mann und Roß zu unerlebter Marter.
Seinen Schnee dann ſchickt der heil'ge Sawa;
Dreier Jahre Dauer weicht der Schnee nicht,
Bis der Blüten keine mehr geblieben
Und den Schäfern keines ihrer Schafe,
Von der Erde alle Bienen flohen
Und zuletzt in Nacht die ganze Welt ſinkt.
u. ſ. w.

So war der Heiligen-Götterkreis gebildet, dem allenfalls einigermaßen die Heiligen-Patronate des Katholicismus verwandt ſein möchten, der aber den Menſchen und ihrem Leben und Treiben ungleich näher gerückt iſt, für und gegen ſie theilnimmt, ihnen behülflich oder hinderlich, wohlwollend zugethan oder feindlich geſinnt iſt, und in der Poeſie den übernatürlichen Einfluß, die Moral und das Chriſtenthum vertritt. Dieſe Heiligen beſuchen den Säemann auf dem Acker, ſchweben in Wolken gehüllt über den Schnittern, wenn dieſe am Sonntag, den Geboten der Kirche entgegen, die Frucht des Feldes einſammeln, um ſie vor den Türken in Sicherheit zu bringen,

und verwenden ſich für ſie, damit ihnen die Sünde vergeben werde:

„Denn dem Türken kann der Chriſt nicht trauen,
Ungemäht im Feld die Saat nicht laſſen!“

Sie wiſſen, wo ſie das Strafamt zu üben haben; ſie beſchützen die dem Kreuze Getreuen im Kampfe ſowol mit den Ungläubigen, als in den Leiden der Gefangenſchaft; ſie beſtärken ſie in ihrer Ausdauer, wenn ſie den Verſuchungen ausgeſetzt ſind, das Kreuz gegen den Koran zu vertauſchen und erlöſen ſie aus dergleichen kritiſchen Lagen durch guten Rath ſowol, als durch perſönliche Intervention, und entgeht ihnen irgend ein Abtrünniger oder Uebelthäter im Leben, ſo ereilen ſie ihn im Tode, wie wir dies z. B. aus der Legende „Von der ſündigen Seele“ erſehen, in welcher wir nebenbei die Heiligen Elias und Nikolaus als eine Art Herren der Unterwelt kennen lernen, und den Glauben an einen Strom, über welchen von dieſen Heiligen, die dabei die Stelle Charon's vertreten, die abgeſchiedenen Seelen in einem Kahne hinübergeſchafft werden, auf chriſtlichen Boden verſetzt finden.

Es ist nämlich Sonntag. Sanct-Nikolaus ruht unter einem goldbezweigten und silberbelaubten Oelbaum auf einem goldenen, mit Rosen bestreuten Lager. Da tritt zu ihm der Spender des ewigen Friedens, der „Wojewode Elias", und fodert ihn auf, sich zu erheben, mit ihm die Kähne auszurüsten, zur Oberwelt zu gehen und die Seelen aus jener Welt in diese zu überführen. Sanct-Nikolaus meint zwar, es sei Sonntag, ein Tag, an welchem eigentlich „nur getauft und getraut, das goldene Haar gekämmt und die weiße Wange gepflegt werden solle", leistet aber, damit die armen Seelen, die sich nach endlicher Ruhe sehnen, nicht gar so lange warten müssen, endlich Folge. Auf der Oberwelt angelangt, nimmt er die Seelen in den Kahn. Nur dreien Seelen verweigert er die Aufnahme unbedingt: einer, die den Frieden der Familie nicht heilig geachtet und den Gevatter vor Gericht gezogen, der andern, die in Zwist und Hader mit den Nachbarn lebte, und der dritten, die durch üble Nachrede den guten Ruf einer Jungfrau untergraben. Man kann sich nicht leicht eine praktischere, reinmenschlichere Moral denken, als die

durch dieſe Legende ſich auszuſprechen verſucht. Was als die ſchwerſte, unverzeihlichſte Sünde hingeſtellt iſt, das iſt die Verſündigung gegen die heiligſten Güter der Menſchheit: Familie, Frieden und Ehre!

Nur eine einzige Geſtalt hat ſich aus dem Glauben der Vorzeit in die chriſtliche Poeſie herübergerettet, frei von aller chriſtlichen Zuthat — die Wila, ein luftiges, leidenſchaftliches, amazonenartiges Weib, das in Bergwäldern und Felsgebirgen wohnt, den Menſchen Haß ſchwört oder ſich mit ihnen verbrüdert, ſie warnt oder ins Verderben lockt, mit ihnen ringt oder ihnen im Kampfe ungeſehen beiſteht, ſie krank macht oder heilt, wie ſie denn überhaupt als Urheberin von Glück und Unglück, Freude und Leid, Segen und Unſegen, Krankheit und Gebrechen gilt und andererſeits die geſammte populäre Medicin vertritt, eine Art Hygea.

Dieſe Wila iſt übrigens ſehr patriotiſch geſinnt. Droht dem Lande, dem Volke eine große Calamität, Krieg, Verwüſtung, Miſernte, ſo hört man ſie lange vorher in den Waldgeklüften wehklagen, und wenn ſie kann, ſo wird ſie es gewiß

nicht unterlaſſen, die drohende Gefahr abzulenken.

Den Türken iſt ſie eine geſchworene Feindin und als ſolche die beſondere Freundin aller Bekämpfer der letztern, insbeſondere der Haiduken. Als z. B. einmal der berühmte Haiduk Nowak*) den Kaufmann Manoilo überfiel und von dieſem in die Flucht geſchlagen wurde, rief er die „Schweſter Wila" zu Hülfe. Alſogleich nahm dieſe die Geſtalt eines ſchönen Weibes an, umſtrickte als ſolche die Sinne des Kaufmanns und überlieferte ihn „ihrem Bruder, dem Haiduken". Ein anderes mal, als die Türken unter drei Vezieren gegen Belgrad heranzogen, war ſie es wieder, die durch ihren Ruf die nichts Arges ahnenden Bewohner der Stadt vor der drohenden Ueberrumpelung bewahrte.

Auf gleiche Weiſe ſehen wir ſie in faſt allen Beziehungen des Lebens walten, bei der Geburt, in der Liebe, in der Familie, in der Ehe, bei Gericht und ſelbſt im Tode. So innig iſt ſie in

*) Näheres über ihn in meinen „Geſängen der Serben" (Leipzig 1852), Th. 1.

die Weltanſchauung verwoben, daß ſelbſt Aebte und Patriarchen, ja ſogar die Heiligen es nicht verſchmähen, ſich trotz ihrer durchaus heidniſchen Natur mit ihr zu verbrüdern und ſie „Bundesſchweſter“ zu nennen.

Wie ſie lebt und wie ſie wohnt, mag uns einigermaßen folgendes, dem Munde des Volkes wörtlich entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der andre,
Doch der höchſte iſt der Lovtſchen;
Diſtel nur und Dornen gibt's dort,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröſte,
Sturm jahraus jahrein und Regen,
Und die Wilen, die dort wohnen,
Schwingen drunter ihren Reigen.
Reitet dort ein Held vorüber,
Um der Liebe Glück zu werben,
Und die Wilen ſchauen ihn,
Rufen ſie ihm zu zur Stelle:
Kehr bei uns ein, wackrer Held!
Sieh, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt ſich ein in Sonnenſchein,
Nährt ſich von bleichem Mondenglanz,
Schmückt ſich mit weißem Sternenkranz! —

Dieſer Heroenkreis, dieſes verkörperte Hereinragen des Uebermenſchlichen iſt übrigens nicht

das Einzige, was die Heldenpoeſie des Südſlaventhums mit der Heldendichtung der Griechen Verwandtes hat. Eine weitere, faſt bis zum Parallelen geſteigerte Verwandtſchaft liegt darin, daß es bei jenen, wie bei dieſen insbeſondere Ein großes Ereigniß, und nach dieſem Eine überlebende Perſon iſt, um was ſich ein großer Theil der Rhapſodien reiht: der Untergang der ſerbiſchen Selbſtändigkeit in der blutigen Schlacht auf Koſſowo (15. Juni 1389) als Ausgang des verzweiflungsvollen Kampfes gegen den weltbedrohenden Islam und nach dieſer die Irrfahrten des Königsſohnes Marko. Wie Odyſſee an Iliade, ſo ſchließt ſich der Liederkreis von Marko an den von Koſſowo an. Als Epigonen der Helden von Koſſowo und des abenteuernden Königsſohnes treten dann die Kämpfer und Haiduken des 15., 16., 17., 18. und ſelbſt 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendſten unter allen Geſtalten des ſüdſlaviſchen Heldenkreiſes ſind unſtreitig die der Kataſtrophe von Koſſowo angehörenden, ſowie die Lieder, welche die Entwickelung dieſes Ereigniſſes zum Stoffe haben, zu den vollendet-

ſten und großartigſten Denkmalen rhapſodiſcher Volkspoeſie gehören.

Ein trauriges Verhängniß ſcheint darin zu walten, daß der Verfall der ſüdſlaviſchen Hauptmacht mit demſelben Fürſten beginnt, unter deſſen Scepter ſie eben erſt eine bisher ungekannte Größe erreicht hatte.

Es iſt dies Duſchan, der vorletzte Herrſcher aus dem Stamme der Nemanjitſche, deren Familiengeſchichte eine Kette der tragiſcheſten Wechſelfälle und ſchauderhafteſten Gräuelthaten iſt. Auch Duſchan wird von der Geſchichte als ein grauſamer, vielfach mit dem Blute ſeiner Angehörigen befleckter Despot geſchildert. Das Volk aber und das Lied will davon nichts wiſſen. Es geht über die blutigen Spuren, die ſeine Ferſe hinterlaſſen, ſchweigend hinweg und ſieht in ihm nur den Zaren, deſſen perſönlicher Muth, deſſen tiefe Einſicht und deſſen gleich kluge wie feſte Hand es verſtanden, die Geltung des ſerbiſchen Namens vom Adriatiſchen bis ans Schwarze Meer auszubreiten, die Ordnung im Innern durch Geſetze zu befeſtigen und den Einfluß des ſüdſlaviſchen Stammes nach außen zu begründen; es erkennt

in ihm den Erſten, der die weltgeſchichtliche Sendung der ſüdlichen Slaven in ſich aufgenommen, nach welcher ſie vor Allen berufen waren, den Boden Europas an deſſen zugänglichſter Stelle vor dem Andrange eines Elementes zu bewahren, das der Gegner alles chriſtlichen Humanismus, aller fortſchreitenden Entwickelung, aller Bildung und Cultur auf dieſem Boden zu werden drohte und, wie die Folge gelehrt, theilweiſe auch wirklich ward. Für die Schatten ſeines Charakters hat es keine Erinnerung. Es kennt ihn nur als den hochherzigen, mächtigen, weiſen, beſonnenen und durch und durch tiefchriſtlichen Herrſcher, an deſſen Namen ſich das unvergeßliche Gedächtniß einſtiger Größe und das unvertilgbare Bewußtſein der Sendung, nicht eher zu ruhen, als bis der europäiſche Boden von jenem feindſeligen Elemente wieder gereinigt iſt, unzertrennlich feſtknüpft. Er iſt es, deſſen Namen zu nennen genügt, um das Volk zu entflammen und fortzureißen. An ihn zu erinnern, hat ſeit Kara Georg und Miloſch Obrenowitſch bis auf Knitſchanin, Daniel von Montenegro kein ſüdſlaviſcher Heerführer unterlaſſen; denn er zündet wie ein Blitz-

ſtrahl jenſeit und diesſeit der Donau, am Fuße des Balkan wie auf den Höhen um Cetinje.

Dieſem Fürſten nun zur Seite ſtellt das Lied einen Kreis von Perſönlichkeiten, in deren wechſelſeitiger Beziehung das Scheitern der großen Miſſion des Volks ſowol als ſeiner Fürſten, der Keim der tragiſchen Kataſtrophe bereits vorbereitet iſt.

Es iſt dies ein verhängnißvoller Zug, den wir wie einen rothen Faden durch die Geſchichte faſt aller ſlaviſchen Stämme verfolgen können, daß ihre größten Unternehmungen nicht ſowol an äußern Gewalten, als an innern Zerwürfniſſen ſcheitern; ihre entwickelungsfähigſten Inſtitutionen nicht ſowol an innerer Unhaltbarkeit, als am aufopferungsunfähigen Intereſſe der Einzelnen zu Grunde gehen; ihre Geſchicke nicht ſowol durch große, allgemeine Ereigniſſe, als durch Perſonen einer unglückſeligen Wendung zugeführt werden. Man denke nur an Polen, an Böhmen, an Rußland!

Da iſt zuerſt der greiſe Jug Bogdan, ein Vaſall von faſt unumſchränkter Selbſtändigkeit, der zu Duſchan mehr, weil er es ſo will und

weil er darin die Förderung des Allgemeinen erkennt, zu halten ſcheint, als weil er es muß. Eine Art Neſtor, der Repräſentant bis zur prophetiſchen Vorausſicht gereifter Erfahrung, und mit ſeinen neun Söhnen und ſeiner lieblichen Tochter Militza das Bild patriarchaliſcher Macht und des Gewichts der Familie durch inniges Zuſammenhalten. Er iſt, umgeben von ſeinen Söhnen, beſtändig um den Fürſten, trägt immer die „altehrwürdigen Bücher" mit ſich, und ſchlägt in dieſen nach, um, wenn es nöthig, Rath zu ſchaffen oder die Zukunft zu befragen. Der Zar nennt ihn zwar ebenſo wie den unterſten Knecht „vieran sluga", ſeinen treuen Diener; nichtsdeſtoweniger aber achtet er ihn hoch und fürchtet ihn ſogar, theils um ſeiner Söhne willen, theils weil er „mächtig in Akarnanien" iſt: ein Zug, der einen intereſſanten Blick in die föderativen Staatenverhältniſſe des ehemaligen Südſlaventhums thun läßt. Seinem tiefen Blick entgeht das Unheil der Zukunft nicht und er prophezeit es an der Tafel Duſchan's in verhängnißvollen Worten, nicht ohne in ſcharfen Zügen auf die Urſachen hinzudeuten, unter deren Ein-

fluſſe ſelbſt das Größte, das Heiligſte unterliegen muß:

„Vor Gerichte hadern Kum mit Kumen (Pathe mit Pathen),
Und im Kampf ſteht Bruder gegen Bruder!“ *)

Dann ſind die drei Brüder Wukaſchin, Gojko und Ugljeſcha, in ihrer Herkunft an einen ſerbiſchen Fürſten der neueſten Zeit erinnernd, die der Zar aus Dankbarkeit für das ihm gerettete Leben aus der Hütte des Schweinhirts Merljawa, ihres Vaters, an den Hof gezogen und mit Ländereien und Ehren ausgeſtattet, und von denen namentlich der Erſtere ſein Vertrauen, in das er ſich durch ſcheinbare Unterwürfigkeit und Liſt, dabei aber auch durch perſönliche Tapferkeit und Heldenſinn zu ſetzen gewußt, in beſonderm Grade beſitzt, um durch den Misbrauch deſſelben den erſten Grund zu jahrhundertelangem Elende zu legen.

Zwei Erſcheinungen ganz eigenthümlicher Art

*) Das Lied von Lazar's Brautwerbung in Talvj's „Volkslieder der Serben“, I, 109, und in meinem „Fürſt Lazar“, S. 33.

ſind Marko und Miloſch; erſterer der Sohn des eben erwähnten Wukaſchin, eine der merkwürdigſten Kundgebungen poetiſcher Geſtaltungsgabe, wie wir ſie im Volkslied ſowol als in der Kunſtdichtung nicht leicht wieder antreffen: der Inbegriff der ſtrengen Weltordnung, des unbeugſamen Rechtſinns, gepaart mit allen Auswüchſen von Schroffheit und Derbheit, wie ſie dergleichen Perſönlichkeiten oft eigen ſind, den das Lied dem ränkeſüchtigen, ehrgeizigen, herrſchgierigen und vor keinem böſen Mittel zurückſcheuenden Vater in dem eigenen Sohne entgegenſtellt. Unter allen ſüdſlaviſchen Heldengeſtalten auswärts am meiſten bekannt, aber auch am meiſten misverſtanden, für einen rohen, leidenſchaftlichen, ungezügelten, im Genuß wie in der Rache maßloſen Dramarbas gehalten, iſt er in Wirklichkeit die vom dichteriſchen Sinne des Volks in einen concreten Charakter zuſammengefaßte rückſichtsloſe Strenge und Gerechtigkeitsliebe, gepaart einerſeits mit der heiligſten Verehrung für die Bande der Familie und der Freundſchaft, andererſeits mit aller Rauheit eines Abenteurers, der das Bewußtſein mit ſich herumträgt, um der Gerechtig-

keit willen eine Krone ausgeſchlagen zu haben, und ausgeſtattet mit allen Cardinalfehlern ſeines Stammes; gleichwie ſein Buſenfreund Miloſch, der junge, heitere, lebensfrohe Heerführer, gleich gefeiert als Sänger wie als Held, die verkörperte Poeſie des ſüdſlaviſchen Volks ſelbſt iſt.

Unſcheinbar neben dieſen in dem Hintergrund ſteht die Geſtalt Lazar's, eines Menſchen von dunkler Herkunft, über deſſen Abſtammung ſelbſt die Geſchichte nichts Näheres weiß, dem jedoch die bedeutendſte Rolle in den ſich vorbereitenden Ereigniſſen vorbehalten iſt.

Das Volk freilich gibt dem wunderbaren Manne auch eine wunderbare Herkunft und ſieht in ihm einen dunkelgeborenen Sohn des Zaren ſelbſt, der, als junger Menſch an den Hof gekommen, hier anfangs die Dienſte eines ſchlichten Dieners verſieht, ſich jedoch durch frommen Sinn und Klugheit die Gunſt des Zaren in ſo hohem Grade erwirbt, daß dieſer nicht anſteht, ihn zu hohen Ehren zu erheben, und der greiſe Jug, der die künftige Größe des jungen Mannes vorausſieht, ihm ſeine einzige Tochter Militza zur Ehe gibt.

So ſtehen die Perſonen und die Verhältniſſe inander gegenüber, als Duſchan's Sterbeſtunde aht.

Auf dem Sterbebette überträgt der Zar die Vormundſchaft über ſeinen einzigen Sohn und Erben, „das Knäblein Uroſch", das erſt vierzig Tage zählt, ſeinem Günſtling Wukaſchin, den er früher ſchon durch den Königstitel vor allen Großen des Reiches ausgezeichnet und in deſſen Treue er unbedingten Glauben ſetzt.

„Dir, Wukaſchin, König, werther Kume,
Dir empfehl' ich meine weiten Reiche,
Dir die Klöſter und die feſten Burgen,
Dir die Völker und die Wojewoden,
Dir die Zarin und das Knäblein Uroſch.
In der Wiege liegt das zarte Knäblein,
Kaum noch zählt es vierzig volle Tage.
Herrſche du ſtatt ſeiner ſieben Jahre,
Sieben Jahr in allen meinen Reichen!
Kommt das achte, nimm ſodann die Krone,
Setz' aufs Haupt ſie Uroſch meinem Sohne!"

Daß der Regent mit allen ihm zu Gebote ehenden Mitteln das große Ziel, das ihn ſelbſt in ganzes Leben lang beſchäftigt und in deſſen

die Weltanſchauung verwoben, daß ſelbſt Aebte und Patriarchen, ja ſogar die Heiligen es nicht verſchmähen, ſich trotz ihrer durchaus heidniſchen Natur mit ihr zu verbrüdern und ſie „Bundesſchweſter" zu nennen.

Wie ſie lebt und wie ſie wohnt, mag uns einigermaßen folgendes, dem Munde des Volkes wörtlich entnommene Lied zeigen:

Ein Berg höher als der andre,
Doch der höchſte iſt der Lovtſchen;
Diſtel nur und Dornen gibt's dort,
Ew'gen Schnee und ew'ge Fröſte,
Sturm jahraus jahrein und Regen,
Und die Wilen, die dort wohnen,
Schwingen drunter ihren Reigen.
Reitet dort ein Held vorüber,
Um der Liebe Glück zu werben,
Und die Wilen ſchauen ihn,
Rufen ſie ihm zu zur Stelle:
Kehr bei uns ein, wackrer Held!
Sieh, bei uns hier weilt dein Glück,
Hüllt ſich ein in Sonnenſchein,
Nährt ſich von bleichem Mondenglanz,
Schmückt ſich mit weißem Sternenkranz! —

Dieſer Heroenkreis, dieſes verkörperte Hereinragen des Uebermenſchlichen iſt übrigens nicht

das Einzige, was die Heldenpoeſie des Südſlaventhums mit der Heldendichtung der Griechen Verwandtes hat. Eine weitere, faſt bis zum Parallelen geſteigerte Verwandtſchaft liegt darin, daß es bei jenen, wie bei dieſen insbeſondere Ein großes Ereigniß, und nach dieſem Eine überlebende Perſon iſt, um was ſich ein großer Theil der Rhapſodien reiht: der Untergang der ſerbiſchen Selbſtändigkeit in der blutigen Schlacht auf Koſſowo (15. Juni 1389) als Ausgang des verzweiflungsvollen Kampfes gegen den weltbedrohenden Islam und nach dieſer die Irrfahrten des Königsſohnes Marko. Wie Odyſſee an Iliade, ſo ſchließt ſich der Liederkreis von Marko an den von Koſſowo an. Als Epigonen der Helden von Koſſowo und des abenteuernden Königsſohnes treten dann die Kämpfer und Haiduken des 15., 16., 17., 18. und ſelbſt 19. Jahrhunderts hinzu.

Die hervorragendſten unter allen Geſtalten des ſüdſlaviſchen Heldenkreiſes ſind unſtreitig die der Kataſtrophe von Koſſowo angehörenden, ſowie die Lieder, welche die Entwickelung dieſes Ereigniſſes zum Stoffe haben, zu den vollendet-

ſten und großartigſten Denkmalen rhapſodiſcher Volkspoeſie gehören.

Ein trauriges Verhängniß ſcheint darin zu walten, daß der Verfall der ſüdſlaviſchen Hauptmacht mit demſelben Fürſten beginnt, unter deſſen Scepter ſie eben erſt eine bisher ungekannte Größe erreicht hatte.

Es iſt dies Duſchan, der vorletzte Herrſcher aus dem Stamme der Nemanjitſche, deren Familiengeſchichte eine Kette der tragiſcheſten Wechſelfälle und ſchauderhafteſten Gräuelthaten iſt. Auch Duſchan wird von der Geſchichte als ein grauſamer, vielfach mit dem Blute ſeiner Angehörigen befleckter Despot geſchildert. Das Volk aber und das Lied will davon nichts wiſſen. Es geht über die blutigen Spuren, die ſeine Ferſe hinterlaſſen, ſchweigend hinweg und ſieht in ihm nur den Zaren, deſſen perſönlicher Muth, deſſen tiefe Einſicht und deſſen gleich kluge wie feſte Hand es verſtanden, die Geltung des ſerbiſchen Namens vom Adriatiſchen bis ans Schwarze Meer auszubreiten, die Ordnung im Innern durch Geſetze zu befeſtigen und den Einfluß des ſüdſlaviſchen Stammes nach außen zu begründen; es erkennt

in ihm den Erſten, der die weltgeſchichtliche Sendung der ſüdlichen Slaven in ſich aufgenommen, nach welcher ſie vor Allen berufen waren, den Boden Europas an deſſen zugänglichſter Stelle vor dem Andrange eines Elementes zu bewahren, das der Gegner alles chriſtlichen Humanismus, aller fortſchreitenden Entwickelung, aller Bildung und Cultur auf dieſem Boden zu werden drohte und, wie die Folge gelehrt, theilweiſe auch wirklich ward. Für die Schatten ſeines Charakters hat es keine Erinnerung. Es kennt ihn nur als den hochherzigen, mächtigen, weiſen, beſonnenen und durch und durch tiefchriſtlichen Herrſcher, an deſſen Namen ſich das unvergeßliche Gedächtniß einſtiger Größe und das unvertilgbare Bewußtſein der Sendung, nicht eher zu ruhen, als bis der europäiſche Boden von jenem feindſeligen Elemente wieder gereinigt iſt, unzertrennlich feſtknüpft. Er iſt es, deſſen Namen zu nennen genügt, um das Volk zu entflammen und fortzureißen. An ihn zu erinnern, hat ſeit Kara Georg und Miloſch Obrenowitſch bis auf Knitſchanin, Daniel von Montenegro kein ſüdſlaviſcher Heerführer unterlaſſen; denn er zündet wie ein Blitz-

ſtrahl jenſeit und diesſeit der Donau, am Fuße des Balkan wie auf den Höhen um Cetinje.

Dieſem Fürſten nun zur Seite ſtellt das Lied einen Kreis von Perſönlichkeiten, in deren wechſelſeitiger Beziehung das Scheitern der großen Miſſion des Volks ſowol als ſeiner Fürſten, der Keim der tragiſchen Kataſtrophe bereits vorbereitet iſt.

Es iſt dies ein verhängnißvoller Zug, den wir wie einen rothen Faden durch die Geſchichte faſt aller ſlaviſchen Stämme verfolgen können, daß ihre größten Unternehmungen nicht ſowol an äußern Gewalten, als an innern Zerwürfniſſen ſcheitern; ihre entwickelungsfähigſten Inſtitutionen nicht ſowol an innerer Unhaltbarkeit, als am aufopferungsunfähigen Intereſſe der Einzelnen zu Grunde gehen; ihre Geſchicke nicht ſowol durch große, allgemeine Ereigniſſe, als durch Perſonen einer unglückſeligen Wendung zugeführt werden. Man denke nur an Polen, an Böhmen, an Rußland!

Da iſt zuerſt der greiſe Jug Bogdan, ein Vaſall von faſt unumſchränkter Selbſtändigkeit, der zu Duſchan mehr, weil er es ſo will und

weil er darin die Förderung des Allgemeinen erkennt, zu halten ſcheint, als weil er es muß. Eine Art Neſtor, der Repräſentant bis zur prophetiſchen Vorausſicht gereifter Erfahrung, und mit ſeinen neun Söhnen und ſeiner lieblichen Tochter Militza das Bild patriarchaliſcher Macht und des Gewichts der Familie durch inniges Zuſammenhalten. Er iſt, umgeben von ſeinen Söhnen, beſtändig um den Fürſten, trägt immer die „altehrwürdigen Bücher" mit ſich, und ſchlägt in dieſen nach, um, wenn es nöthig, Rath zu ſchaffen oder die Zukunft zu befragen. Der Zar nennt ihn zwar ebenſo wie den unterſten Knecht „vieran sluga", ſeinen treuen Diener; nichtsdeſtoweniger aber achtet er ihn hoch und fürchtet ihn ſogar, theils um ſeiner Söhne willen, theils weil er „mächtig in Akarnanien" iſt: ein Zug, der einen intereſſanten Blick in die föderativen Staatenverhältniſſe des ehemaligen Südſlaventhums thun läßt. Seinem tiefen Blick entgeht das Unheil der Zukunft nicht und er prophezeit es an der Tafel Duſchan's in verhängnißvollen Worten, nicht ohne in ſcharfen Zügen auf die Urſachen hinzudeuten, unter deren Ein-

fluſſe ſelbſt das Größte, das Heiligſte unterliegen muß:

„Vor Gerichte hadern Kum mit Kumen (Pathe mit Pathen),
Und im Kampf ſteht Bruder gegen Bruder!“ *)

Dann ſind die drei Brüder Wukaſchin, Gojko und Ugljeſcha, in ihrer Herkunft an einen ſerbiſchen Fürſten der neueſten Zeit erinnernd, die der Zar aus Dankbarkeit für das ihm gerettete Leben aus der Hütte des Schweinhirts Merljawa, ihres Vaters, an den Hof gezogen und mit Ländereien und Ehren ausgeſtattet, und von denen namentlich der Erſtere ſein Vertrauen, in das er ſich durch ſcheinbare Unterwürfigkeit und Liſt, dabei aber auch durch perſönliche Tapferkeit und Heldenſinn zu ſetzen gewußt, in beſonderm Grade beſitzt, um durch den Misbrauch deſſelben den erſten Grund zu jahrhundertelangem Elende zu legen.

Zwei Erſcheinungen ganz eigenthümlicher Art

*) Das Lied von Lazar's Brautwerbung in Talvj's „Volkslieder der Serben“, I, 109, und in meinem „Fürst Lazar“, S. 33.

› Marko und Miloſch; erſterer der Sohn des
n erwähnten Wukaſchin, eine der merkwürdig-
ı Kundgebungen poetiſcher Geſtaltungsgabe,
: wir ſie im Volkslied ſowol als in der
nſtdichtung nicht leicht wieder antreffen: der
begriff der ſtrengen Weltordnung, des un-
ıgſamen Rechtſinns, gepaart mit allen Aus-
chſen von Schroffheit und Derbheit, wie ſie
ßleichen Perſönlichkeiten oft eigen ſind, den das
› dem ränkeſüchtigen, ehrgeizigen, herrſchgieri-
ı und vor keinem böſen Mittel zurückſcheuenden
ter in dem eigenen Sohne entgegenſtellt. Unter
:n ſüdſlaviſchen Heldengeſtalten auswärts am
iſten bekannt, aber auch am meiſten misver-
ıden, für einen rohen, leidenſchaftlichen, un-
ßgelten, im Genuß wie in der Rache maßloſen
amarbas gehalten, iſt er in Wirklichkeit die
n dichteriſchen Sinne des Volks in einen
creten Charakter zuſammengefaßte rückſichtsloſe
:enge und Gerechtigkeitsliebe, gepaart einerſeits
der heiligſten Verehrung für die Bande der
nilie und der Freundſchaft, andererſeits mit
r Rauheit eines Abenteurers, der das Be-
ßtſein mit ſich herumträgt, um der Gerechtig-

keit willen eine Krone ausgeſchlagen zu haben, und ausgeſtattet mit allen Cardinalfehlern ſeines Stammes; gleichwie ſein Buſenfreund Miloſch, der junge, heitere, lebensfrohe Heerführer, gleich gefeiert als Sänger wie als Held, die verkörperte Poeſie des ſüdſlaviſchen Volks ſelbſt iſt.

Unſcheinbar neben dieſen in dem Hintergrund ſteht die Geſtalt Lazar's, eines Menſchen von dunkler Herkunft, über deſſen Abſtammung ſelbſt die Geſchichte nichts Näheres weiß, dem jedoch die bedeutendſte Rolle in den ſich vorbereitenden Ereigniſſen vorbehalten iſt.

Das Volk freilich gibt dem wunderbaren Manne auch eine wunderbare Herkunft und ſieht in ihm einen dunkelgeborenen Sohn des Zaren ſelbſt, der, als junger Menſch an den Hof gekommen, hier anfangs die Dienſte eines ſchlichten Dieners verſieht, ſich jedoch durch frommen Sinn und Klugheit die Gunſt des Zaren in ſo hohem Grade erwirbt, daß dieſer nicht anſteht, ihn zu hohen Ehren zu erheben, und der greiſe Jug, der die künftige Größe des jungen Mannes voraus ſieht, ihm ſeine einzige Tochter Militza zur Ehe gibt.

So ſtehen die Perſonen und die Verhältniſſe inander gegenüber, als Duſchan's Sterbeſtunde aht.

Auf dem Sterbebette überträgt der Zar die Vormundſchaft über ſeinen einzigen Sohn und Erben, „das Knäblein Uroſch", das erſt vierzig Tage zählt, ſeinem Günſtling Wukaſchin, den er früher ſchon durch den Königstitel vor allen Großen des Reiches ausgezeichnet und in deſſen Treue er unbedingten Glauben ſetzt.

„Dir, Wukaſchin, König, werther Kume,
Dir empfehl' ich meine weiten Reiche,
Dir die Klöſter und die feſten Burgen,
Dir die Völker und die Wojewoden,
Dir die Zarin und das Knäblein Uroſch.
In der Wiege liegt das zarte Knäblein,
Kaum noch zählt es vierzig volle Tage.
Herrſche du ſtatt ſeiner ſieben Jahre,
Sieben Jahr in allen meinen Reichen!
Kommt das achte, nimm ſodann die Krone,
Setz' aufs Haupt ſie Uroſch meinem Sohne!"

Daß der Regent mit allen ihm zu Gebote ehenden Mitteln das große Ziel, das ihn ſelbſt in ganzes Leben lang beſchäftigt und in deſſen

Erreichung allein er die hohe Sendung des Südſlaventhums ſah, die Eroberung Konſtantinopels nämlich als des Schlüſſels der europäiſchen Chriſtenheit und des Schutzwalls gegen die eben anſtürmenden Türken, weiter verfolgen werde, daran glaubt er nicht erſt zweifeln zu dürfen.

Wukaſchin jedoch iſt durchaus nicht gewillt, ſieben Jahre lang die Sorgen der Regierung zu tragen, um dann einem Knaben den Thron einzuräumen. Vielmehr iſt er entſchloſſen, nunmehr ſelber Herr von Serbien zu bleiben.

Sein erſtes Streben geht dahin, den jungen Prinzen durch weibiſche Erziehung zu verweichlichen, ihn durch üppige Lebensweiſe regierungsunfähig zu machen. Frühzeitig läßt er ſeine Sinne durch Liebe beſtricken. Die Politik Duſchan's, an die Stelle des ſchwachen, widerſtandsunfähigen Griechenthums das ſtarke Serbenthum den Türken entgegenzuſetzen, verleugnend, verlobt er ihn mit der Tochter des Griechenzaren von Konſtantinopel.

Indeß ſind Fürſten und Volk dem Uſurpator weniger geneigt, als er vielleicht, auf ſeinen per-

önlichen Muth bauend, glauben mochte. Bald ilden ſich Parteiungen zu ſeinem Sturze.

Zunächſt erheben ſich ſeine eigenen Brüder egen ihn mit Anſprüchen auf das Reich. Neben ieſen, Lazar an der Spitze, bildet ſich eine legi- imiſtiſche Partei zu Gunſten Uroſch's, der ſich ittlerweile einigermaßen ermannt hat. Vier eere ſtehen ſchon im Felde einander gegenüber, m durch das Schwert zu entſcheiden, wem das eich gehören ſoll. Da einigt man ſich, um Blutvergießen zu verhüten, auf den Vorſchlag es Popen Nedelko dahin, Marko, den Sohn Vukaſchin's und ſchriftkundigen Zögling des Po- en, der bei Zar Duſchan die Dienſte eines Ge- eimſchreibers verſehen, nach der Wahlſtatt zu ſcheiden und ſich ſeinem Ausſpruche zu fügen.

Marko, der ſich von dem Schauplatze eines unwürdigen Streites fern gehalten, weil ihm in Rechtlichkeitsgefühl, ſowie das Gefühl kind- cher Achtung verbot, gegen ſeinen Vater die Waffe zu ergreifen, erſcheint und entſcheidet, un- irrt durch die glänzenden Verheißungen, durch elche ihn Vater und Oheime zu gewinnen ver- chen, für Uroſch. Der unverſöhnliche Zorn ſeines

Vaters, deſſen nachgeſchleudertem Schwerte er nur durch ein Wunder entgeht, iſt ſein Lohn dafür und treibt ihn in ein abenteuervolles Irrleben hinaus.

Indeß iſt es Uroſch nicht beſchieden, lange zu regieren. Er eilt nach Konſtantinopel, die ſchöne Braut heimzuholen. Auf dem Rückwege ereilt ihn die von Wukaſchin gedungene Mörderhand, und wieder iſt dieſer Herr im Lande.

Mittlerweile hat das türkiſche Verhängnis bereits europäiſchen Boden betreten und rückt immer näher auch an die Grenzen des ſerbiſchen Reiches heran. Wukaſchin zieht gegen die islamitiſchen Horden zu Felde und findet auf dem Schlachtfelde von Samakow ſeinen Tod von Feindesſchwert.

Die Lage des Volkes iſt eine verzweifelte. Murad ſandte ihnen die Unterwerfungsacte und ſtellt die Wahl zwiſchen unbedingter Annahme oder einem erbarmungsloſen Vernichtungskrieg — eine Art Ultimatum, wie wir es in ganz jüngſter Zeit den Nachkommen der damaligen Sieger von einer Macht geſtellt ſehen, die ſich als die Erbin der Miſſion des damals Beſiegten betrachtet.

In dieſem Augenblicke ſind Aller Augen auf
azar gerichtet. In ihm erkennt das Volk den
inzigen, der zu retten vermag, wenn Rettung
berhaupt noch möglich iſt.

Lazar, durch einen Brief, den ihm die Mutter
ottes durch den heiligen Elias ſchon früher
eſandt, auf den Ruf, der ihm werden würde,
orbereitet, nimmt die auf ihn fallende Wahl
m oberſten Heerführer an.

Zwiſchen irdiſchem Glanze und himmliſcher
eligkeit, zwiſchen dem Reich der Erde und dem
eich des Himmels hatte ihm die Mutter Gottes
ie freie Wahl geſtellt und er hatte ſich dem
imel zugewandt. So wenig es ihn alſo auch
ach irdiſcher Größe verlangt, ſo aufopfernd und
ereitwillig folgt er dem Zuruf, welchen das
anze Volk an ihn ergehen läßt.

Seine Waffen ſind ſiegreich, das Volk ruft
n zum Zaren aus. Macht und Glanz umgeben
n, und es ſcheint, als könne er das dem
imel gethane Gelöbniß einen Augenblick dar-
ber vergeſſen; — denn es bedarf erſt der Mah-
ung ſeiner frommen Frau, der Zarin Militza,
m ihn zu erinnern, daß irdiſche Größe ohne

frommer Werke Stiftung nicht Alles ſei, und ihn zur Gründung der noch heute in Serbien an den Ufern der Reſawa beſtehenden Kloſters Ravanitza zu beſtimmen.

Indeß, da er Aufopferung für den Kreuzesglauben einmal angelobt, ſoll es ihm nicht erlaſſen ſein, ſein Gelübde treulich einzulöſen.

In neuen Maſſen rücken Murad's Heere heran, gewaltig und unaufhaltſam wie das beſiegelte Verhängniß.

„Roß an Roß und Held gedrängt an Helden,
Lanz' an Lanz' gleich einem Wald von Stahle,
Fahn' an Fahn' gleich drüberwehnden Wolken,
Zelt an Zelt gleich friſch gefallnem Schnee,
Daß vom Regen, fiel er aus den Himmeln,
Schwerlich wol zur Erde fiel ein Tropfen,
Nur auf Krieger fiel und Kriegesroſſe —"

ſo dicht laſſen ſie ſich auf den Höhen und Ebenen Koſſowo's, des Amſelfeldes, nieder.

„Nimmer gut thut's, kann auch nimmer gut thun,
Daß die Rajah zwei Gebietern höre,
Bald des Einen, bald des Andern Seckel
Mit der Steuer ſchweren Laſten füllend;
Herr ſein muß nur Einer, Knecht der Andre!"

Darum ſoll das Schwert entſcheiden, wer von Beiden, Murad oder Lazar, fortan Herr des Reiches ſein ſoll.

Die Anſtrengungen, mit denen Fürſten und Völker dem Aufrufe Lazar's unter die Waffen olgen, ſind ebenſo rieſenhaft und oft von Zügen ührendſter Hingebung begleitet, als die Begeiſte- ung und Opferſeligkeit, mit der ſich Alles um ie „Kreuzesfahne" ſchart, allgemein iſt. Doch ıſtet unverkennbar eine dunkele Ahnung der herein- rechenden Wendung des Geſchickes auf Aller Seele. Die Vorbereitungen zur Schlacht am Vorabende des Wahltages ſehen mehr einem Todtenmahle ähnlich, welches Führer und Krieger ch ſelbſt noch bei lebendigem Leibe feiern, als üſtungen zum Kampfe. Lazar ſelbſt, der unter inem Zelte den vornehmſten Heerführern ein länzendes Mahl gibt, erhebt den Becher und ißt Worte fallen, die erkennen laſſen, daß er ohl wiſſe, der morgige Tag werde der letzte Serbiens und ſeiner Macht ſein: denn der Ver- äther ſitze hier mit zu Tiſche.

Dem iſt auch in der That ſo, nur daß der ürſt, falſchen Einflüſterungen Gehör gebend, ihn

in Jemand Anderm erkannt zu haben glaubt, als er hätte ſollen.

Die beiden kühnſten und angeſehenſten, an Gemüth aber ungleichen Helden des Landes, Miloſch Obilitſch und Vuk Brankowitſch, ſind ſeine Schwiegerſöhne, die Männer ſeiner ebenſo ungleichen beiden Töchter Vukoſawa und Mara. Gleiches hatte ſich zu Gleichem gefunden. Mara, die ſtolzere und leidenſchaftlichere, konnte es nie ertragen, die liebliche und beſcheidene Vukoſawa an der Seite des Sängers und Helden Miloſch allenthalben bevorzugt zu ſehen, indeß Brankowitſch, ihr Mann, ſeines überhebenden Weſens halber wenig Freunde zählte. Miloſch und ihre eigene Schweſter gedemüthigt zu ſehen, war ihr einziges Sinnen.

Dies veranlaßte ſie, den Ehrgeiz und die angeborene Herrſchſucht ihres Mannes ſo lange aufzuſtacheln, bis dieſer mit Murad heimlich einen Vertrag abſchloß, wonach er am Schlachttage mit ſeinen Truppen ins türkiſche Lager übergehen, dadurch den Türken den Sieg zuwenden und zum Lohn dafür mit Serbien belehnt werden ſollte.

Lazar hatte hiervon ſo wenig eine Ahnung, daß ſich ſein Argwohn vielmehr auf Miloſch wandte, auf welchen ihn Brankowitſch klug zu lenken gewußt. Dieſer Argwohn erreicht in ſeinen Augen vollends völlige Gewißheit, als Miloſch, der ſeinen jungen Freund Ivan Koſſantſchitſch zur Erforſchung der feindlichen Stellungen ausgeſandt, ihm die wahrhaftigen Berichte deſſelben verſchweigt, und in der wohlgemeinten Abſicht, das Heer nicht zu entmuthigen, die Anzahl und Macht des Feindes geringer angibt, als ſie wirklich iſt.

Bei dem Feſtmahl am Vorabend der Schlacht bezeichnet der Fürſt ſeinen ihm ſonſt ſo treuen Miloſch als den Untreuen des künftigen Tages.

„Auf dein Wohl, du ungetreuer Treuer!“

trinkt er ihm den letzten Becher zu;

„Treu — dereinſt; zu dieſer Stunde — treulos,
Treulos, der du morgen in der Feldſchlacht
Deinen Herrn den Türken wirſt verrathen!
Dennoch auf dein Wohl! — — — — —“

Miloſch, darüber ebenſo erſtaunt als entrüſtet, verläßt das Zelt mit dem Schwure, den Fürſten am morgigen Tage eines Beſſern belehren zu wollen, und ſtürzt, blos mit ſeinem Schwerte bewaffnet, ins feindliche Lager hinaus. Niemand weiß, was er im Sinne führt.

Der Schlachttag bricht an, die Heere meſſen ſich, beiderſeits kämpft man verzweifelt. Schon neigt ſich der Sieg auf die Seite der Serben, da erſchimmern die Fahnen Brankowitſch's mitten unter den feindlichen Maſſen, die Serben gerathen in Unordnung und werden aufs Haupt geſchlagen. Lazar ſelbſt wird gefangen und vor Murad gebracht.

Doch auch dieſer iſt indeß am Ziele ſeiner ſiegenden Laufbahn angelangt. Tollkühn hatte Miloſch in der verfloſſenen Nacht den Weg in in ſein Zelt zu finden gewußt und das Schwert hier in ſein Blut getaucht. Zu Tode verwundet hatte er, auf einem Schilde getragen, die Schlacht befehligt. Sterbend nun ſieht er den beſiegten Chriſtenfürſten vor ſich, ſpricht mit ſeinem letzten Lebenshauche über ihn das Todesurtheil aus, und im nächſten Augenblick liegen die Leichen

zweier Fürſten neben einander auf dem blutgetränkten Boden.

Miloſch erliegt ſeinen Verfolgern.

Von dem geſammten chriſtlichen Heere bleibt nur Goluban, Lazar's Diener, übrig, um der rückgebliebenen Zarin und ihren beiden Töchtern die Trauerkunde von dem Untergange des ſerbiſchen Reiches zu überbringen, und Marko, um ein abenteuerndes Leben zu führen, den Türken zwar dienſtbar, nichtsdeſtoweniger aber von ihnen gefürchtet und ihr immerwährender Schrecken — ein Bild der ſüdſlaviſchen Stämme unter dem Joche der türkiſchen Herrſchaft.

Die Parallelen zwiſchen dieſer dichteriſchen Ueberlieferung eines der verhängnißvollſten Abſchnitte in der ſüdſlaviſchen Geſchichte und den Ereigniſſen, die ſich heute und unter unſern Augen auf demſelben Schauplatze entwickeln, auf welchem ſich das eben Erzählte zugetragen, liegen nahe genug, als daß es nöthig wäre, erſt beſonders darauf hinzuweiſen. Es iſt, als hätte es dem leitenden Geiſte der Geſchichte gefallen, einmal den vollſtändigen Revers der Vergangenheit uns als Gegenwart vorzuführen. Faſt alle weſent-

lichen Beziehungen ſind dieſelben wie damals, nur in umgekehrter Richtung; die Vorgänge faſt die gleichen, nur daß die Rollen gewechſelt ſind.

Die Bedrängten von heute ſind die Bedrängenden von damals. Wie damals ſo handelt es ſich auch heute nicht nur um ſie allein, ſondern um ganz Europa, gegen welches ſich eine ungeheure Macht heranwälzt, es mit Unterjochung, materieller ſowol als geiſtiger, bedrohend. Wie es damals im Intereſſe ganz Europas gelegen geweſen wäre, den Bedrängten beizuſtehen und in ihnen ſich ſelbſt vor einem Feinde zu ſchützen, der es Jahrhunderte lang bedrohte und mit Krieg überzog, ſo erkennt es Europa heute als in ſeinem eigenen Intereſſe gelegen, ſich der Bedrängten anzunehmen, um — ſich zu ſchützen. Der einzige Unterſchied beſteht nur darin, daß die Dränger damals Türken waren und die Bedrängten Chriſten, während die Bedrängten heute die Türken ſind und Chriſten die Rolle der Bedränger übernommen haben ... ein launiges Spiel der Geſchichte zugleich mit einem ſeltſamen Walten der Nemeſis, das über alle menſchliche

Berechnung weit hinausgeht! Läge es im Rathſchluſſe der Geſchichte, die Parallele bis zum Erfolge fortzuführen — was wir nicht hoffen wollen — es wäre eine ſchmerzliche Vergeltung an der europäiſchen Welt dafür, daß ſie ihre Vorkämpfer damals in einem ſo ungleichen Kampfe im Stiche gelaſſen, ſie, ohne ſich ſelbſt zu nützen, hingeopfert hat!

Und dann die Details! Damals die Khalifen — heute die Romanows; damals Sultan Murad, der für die Lehre des Propheten das Schwert führt; — heute der Selbſtherrſcher aller Reußen, der das Gleiche für die orthodoxe Kirche thut, wenigſtens zu thun vorgibt. Damals Duſchan, der mit neuen Organiſationsideen umgeht, nach ihm Wukaſchin, endlich Lazar mit der niederdrückenden Ahnung des unvermeidlichen Ausgangs im ſchwerbetrübten Herzen; — heute Selim — Mahmud — Abd-ul-Medſchid! Damals Verrath mit den Drängern im Bunde; — heute Aufwiegelung, Empörung — und wer weiß wer und was noch!

Wohin das führen wird? Wenn nicht dahin, daß ſich Europa für alle Zeiten der Einen

wie der Andern entledigt — wer weiß es? Vielleicht zu einer ſchweren Buße, die Europa die Augen darüber erſchließen wird, daß man nicht ungeſtraft — zwei mal fehlen darf!

XVIII.

Eine Geſtalt, die das ganze Volk iſt. — Poetiſches und Schauderhaftes. — Die Poeſie und die Bedeutung der Familie.

Doch kehren wir zu unſern Liedern zurück! — Kein Ereigniß von der Schlacht auf Koſſowo bis auf die Befreiung eines Theils der ſüdſlaviſchen Stämme durch den ſchwarzen Georg war eingreifend genug in die Geſchicke dieſer Stämme, um ihnen den Mittelpunkt einer neuen, bedeutendern Reihe von Geſängen abzugeben.

Die Jahrhunderte zwiſchen den beiden genannten Ereigniſſen ſind von Verfolgung, Unterdrückung, tyranniſcher Willkür und Barbarei einerſeits, andererſeits von Elend, Trotz, Widerſtand, Empörung und Märtyrerthum ausgefüllt.

frommer Werke Stiftung nicht Alles ſei, und ihn zur Gründung der noch heute in Serbien an den Ufern der Reſawa beſtehenden Kloſters Ravanitza zu beſtimmen.

Indeß, da er Aufopferung für den Kreuzesglauben einmal angelobt, ſoll es ihm nicht erlaſſen ſein, ſein Gelübde treulich einzulöſen.

In neuen Maſſen rücken Murad's Heere heran, gewaltig und unaufhaltſam wie das beſiegelte Verhängniß.

„Roß an Roß und Held gedrängt an Helden,
Lanz' an Lanz' gleich einem Wald von Stahle,
Fahn' an Fahn' gleich drüberwehnden Wolken,
Zelt an Zelt gleich friſch gefallnem Schnee,
Daß vom Regen, fiel er aus den Himmeln,
Schwerlich wol zur Erde fiel ein Tropfen,
Nur auf Krieger fiel und Kriegesroſſe —"

ſo dicht laſſen ſie ſich auf den Höhen und Ebenen Koſſowo's, des Amſelfeldes, nieder.

„Nimmer gut thut's, kann auch nimmer gut thun,
Daß die Rajah zwei Gebietern höre,
Bald des Einen, bald des Andern Seckel
Mit der Steuer ſchweren Laſten füllend;
Herr ſein muß nur Einer, Knecht der Andre!"

Darum ſoll das Schwert entſcheiden, wer von Beiden, Murad oder Lazar, fortan Herr des Reiches ſein ſoll.

Die Anſtrengungen, mit denen Fürſten und Völker dem Aufrufe Lazar's unter die Waffen folgen, ſind ebenſo rieſenhaft und oft von Zügen rührendſter Hingebung begleitet, als die Begeiſterung und Opferſeligkeit, mit der ſich Alles um die „Kreuzesfahne" ſchart, allgemein iſt. Doch ruhet unverkennbar eine dunkele Ahnung der hereinbrechenden Wendung des Geſchickes auf Aller Seele. Die Vorbereitungen zur Schlacht am Vorabende des Wahltages ſehen mehr einem Todtenmahle ähnlich, welches Führer und Krieger ſich ſelbſt noch bei lebendigem Leibe feiern, als Rüſtungen zum Kampfe. Lazar ſelbſt, der unter einem Zelte den vornehmſten Heerführern ein glänzendes Mahl gibt, erhebt den Becher und läßt Worte fallen, die erkennen laſſen, daß er wohl wiſſe, der morgige Tag werde der letzte Serbiens und ſeiner Macht ſein: denn der Verräther ſitze hier mit zu Tiſche.

Dem iſt auch in der That ſo, nur daß der Fürſt, falſchen Einflüſterungen Gehör gebend, ihn

in Jemand Anderm erkannt zu haben glaubt, als er hätte ſollen.

Die beiden kühnſten und angeſehenſten, an Gemüth aber ungleichen Helden des Landes, Miloſch Obilitſch und Vuk Brankowitſch, ſind ſeine Schwiegerſöhne, die Männer ſeiner ebenſo ungleichen beiden Töchter Vukoſawa und Mara. Gleiches hatte ſich zu Gleichem gefunden. Mara, die ſtolzere und leidenſchaftlichere, konnte es nie ertragen, die liebliche und beſcheidene Vukoſawa an der Seite des Sängers und Helden Miloſch allenthalben bevorzugt zu ſehen, indeß Brankowitſch, ihr Mann, ſeines überhebenden Weſens halber wenig Freunde zählte. Miloſch und ihre eigene Schweſter gedemüthigt zu ſehen, war ihr einziges Sinnen.

Dies veranlaßte ſie, den Ehrgeiz und die angeborene Herrſchſucht ihres Mannes ſo lange aufzuſtacheln, bis dieſer mit Murad heimlich einen Vertrag abſchloß, wonach er am Schlachttage mit ſeinen Truppen ins türkiſche Lager übergehen, dadurch den Türken den Sieg zuwenden und zum Lohn dafür mit Serbien belehnt werden ſollte.

Lazar hatte hiervon ſo wenig eine Ahnung, daß ſich ſein Argwohn vielmehr auf Miloſch wandte, auf welchen ihm Branfowitſch klug zu lenken gewußt. Dieſer Argwohn erreicht in ſeinen Augen vollends völlige Gewißheit, als Miloſch, der ſeinen jungen Freund Ivan Kuſmanitſchitſch zur Erforſchung der feindlichen Stellungen ausgeſandt, ihm die wahrhaftigen Berichte deſſelben verſchweigt, und in der wohlgemeinten Abſicht, das Heer nicht zu entmuthigen, die Anzahl und Macht des Feindes geringer angibt, als ſie wirklich iſt.

Bei dem Feſtmahl am Vorabend der Schlacht bezeichnet der Fürſt ſeinen ihm ſonſt ſo treuen Miloſch als den Untreuen des künftigen Tages.

„Auf dein Wohl, du ungetreuer Treuer!“

trinkt er ihm den letzten Becher zu;

„Treu — dereinſt; zu dieſer Stunde — treulos,
Treulos, der du morgen in der Feldſchlacht
Deinen Herrn den Türken wirſt verrathen!
Dennoch auf dein Wohl! — — — — —“

Miloſch, darüber ebenſo erſtaunt als entrüſtet, verläßt das Zelt mit dem Schwure, den Fürſten am morgigen Tage eines Beſſern belehren zu wollen, und ſtürzt, blos mit ſeinem Schwerte bewaffnet, ins feindliche Lager hinaus. Niemand weiß, was er im Sinne führt.

Der Schlachttag bricht an, die Heere meſſen ſich, beiderſeits kämpft man verzweifelt. Schon neigt ſich der Sieg auf die Seite der Serben, da erſchimmern die Fahnen Brankowitſch's mitten unter den feindlichen Maſſen, die Serben gerathen in Unordnung und werden aufs Haupt geſchlagen. Lazar ſelbſt wird gefangen und vor Murad gebracht.

Doch auch dieſer iſt indeß am Ziele ſeiner ſiegenden Laufbahn angelangt. Tollkühn hatte Miloſch in der verfloſſenen Nacht den Weg in in ſein Zelt zu finden gewußt und das Schwert hier in ſein Blut getaucht. Zu Tode verwundet hatte er, auf einem Schilde getragen, die Schlacht befehligt. Sterbend nun ſieht er den beſiegten Chriſtenfürſten vor ſich, ſpricht mit ſeinem letzten Lebenshauche über ihn das Todesurtheil aus, und im nächſten Augenblick liegen die Leichen

zweier Fürſten neben einander auf dem blutgetränkten Boden.

Miloſch erliegt ſeinen Verfolgern.

Von dem geſammten chriſtlichen Heere bleibt nur Goluban, Lazar's Diener, übrig, um der rückgebliebenen Zarin und ihren beiden Töchtern die Trauerkunde von dem Untergange des ſerbiſchen Reiches zu überbringen, und Marko, um ein abenteuerndes Leben zu führen, den Türken zwar dienſtbar, nichtsdeſtoweniger aber von ihnen gefürchtet und ihr immerwährender Schrecken — ein Bild der ſüdſlaviſchen Stämme unter dem Joche der türkiſchen Herrſchaft.

Die Parallelen zwiſchen dieſer dichteriſchen Ueberlieferung eines der verhängnißvollſten Abſchnitte in der ſüdſlaviſchen Geſchichte und den Ereigniſſen, die ſich heute und unter unſern Augen auf demſelben Schauplatze entwickeln, auf welchem ſich das eben Erzählte zugetragen, liegen nahe genug, als daß es nöthig wäre, erſt beſonders darauf hinzuweiſen. Es iſt, als hätte es dem leitenden Geiſte der Geſchichte gefallen, einmal den vollſtändigen Revers der Vergangenheit uns als Gegenwart vorzuführen. Faſt alle weſent-

lichen Beziehungen ſind dieſelben wie damals, nur in umgekehrter Richtung; die Vorgänge faſt die gleichen, nur daß die Rollen gewechſelt ſind.

Die Bedrängten von heute ſind die Bedrängenden von damals. Wie damals ſo handelt es ſich auch heute nicht nur um ſie allein, ſondern um ganz Europa, gegen welches ſich eine ungeheure Macht heranwälzt, es mit Unterjochung, materieller ſowol als geiſtiger, bedrohend. Wie es damals im Intereſſe ganz Europas gelegen geweſen wäre, den Bedrängten beizuſtehen und in ihnen ſich ſelbſt vor einem Feinde zu ſchützen, der es Jahrhunderte lang bedrohte und mit Krieg überzog, ſo erkennt es Europa heute als in ſeinem eigenen Intereſſe gelegen, ſich der Bedrängten anzunehmen, um — ſich zu ſchützen. Der einzige Unterſchied beſteht nur darin, daß die Dränger damals Türken waren und die Bedrängten Chriſten, während die Bedrängten heute die Türken ſind und Chriſten die Rolle der Bedränger übernommen haben ... ein launiges Spiel der Geſchichte zugleich mit einem ſeltſamen Walten der Nemeſis, das über alle menſchliche

Berechnung weit hinausgeht! Läge es im Rathſchluſſe der Geſchichte, die Parallele bis zum Erfolge fortzuführen — was wir nicht hoffen wollen — es wäre eine ſchmerzliche Vergeltung an der europäiſchen Welt dafür, daß ſie ihre Vorkämpfer damals in einem ſo ungleichen Kampfe im Stiche gelaſſen, ſie, ohne ſich ſelbſt zu nützen, hingeopfert hat!

Und dann die Details! Damals die Khalifen — heute die Romanows; damals Sultan Murad, der für die Lehre des Propheten das Schwert führt; — heute der Selbſtherrſcher aller Reußen, der das Gleiche für die orthodoxe Kirche thut, wenigſtens zu thun vorgibt. Damals Duſchan, der mit neuen Organiſationsideen umgeht, nach ihm Wukaſchin, endlich Lazar mit der niederdrückenden Ahnung des unvermeidlichen Ausgangs im ſchwerbetrübten Herzen; — heute Seim — Mahmud — Abd-ul-Medſchid! Damals Verrath mit den Drängern im Bunde; — heute Aufwiegelung, Empörung — und wer weiß wer und was noch!

Wohin das führen wird? Wenn nicht dahin, daß ſich Europa für alle Zeiten der Einen

wie der Andern entledigt — wer weiß es? Vielleicht zu einer ſchweren Buße, die Europa die Augen darüber erſchließen wird, daß man nicht ungeſtraft — zwei mal fehlen darf!

XVIII.

Eine Geſtalt, die das ganze Volk iſt. — Poetiſches und Schauderhaftes. — Die Poeſie und die Bedeutung der Familie.

Doch kehren wir zu unſern Liedern zurück! — Kein Ereigniß von der Schlacht auf Koſſowo bis auf die Befreiung eines Theils der ſüdſlaviſchen Stämme durch den ſchwarzen Georg war eingreifend genug in die Geſchicke dieſer Stämme, um ihnen den Mittelpunkt einer neuen, bedeutendern Reihe von Geſängen abzugeben.

Die Jahrhunderte zwiſchen den beiden genannten Ereigniſſen ſind von Verfolgung, Unterdrückung, tyranniſcher Willkür und Barbarei einerſeits, andererſeits von Elend, Trotz, Widerſtand, Empörung und Märtyrerthum ausgefüllt.

An die Stelle von Ereigniſſen von allgemeiner Bedeutung treten die Erlebniſſe einzelner Perſonen: eine Richtung, die ſchon mit den Liedern von den Irrfahrten und Abenteuern Marko's ihren Anfang nimmt und ſich fortlaufend bis auf den heutigen Tag auf die Thaten und Schickſale einzelner mannhafter Bekämpfer des Türkenthums, verwegener Streifzügler, heldenmüthiger und märtyrhafter Prieſter erſtreckt.

Zunächſt und unmittelbar aus den Koſſowo-Liedern gehen die eben erwähnten Marko-Lieder hervor, faſt ebenſo wie die Odyſſee aus der Ilias, nur daß ſie dem ganzen Umfange nach, in welchem wir ſie kennen, jedes Zuſammenhanges entbehren und eher vereinzelten Romanzen als den Bruchſtücken eines größern Epos gleichen.

Wie innig Marko mit der Geſchichte des Untergangs der ſüdſlaviſchen Selbſtändigkeit verwoben iſt, erſehen wir aus dem Frühern. Auf eine nähere Charakteriſtik dieſer merkwürdigen, halb hiſtoriſchen, halb mythiſchen Geſtalt einzugehen, glauben wir jedoch hier unterlaſſen zu dürfen, da wir dies bei Gelegenheit unſerer

erſten „Südſlaviſchen Wanderungen" bereits ausführlich verſucht.*)

Bewegt und abenteuerlich wie ſein Leben, ſind die Lieder von dieſem Marko: Schilderungen von Zügen ebenſo großer Tapferkeit als Grauſamkeit, ebenſo großen Edelmuthes als Rachedurſtes, ebenſo großer Frömmigkeit und Ausdauer als Härte und Unmäßigkeit.

Flüchtig vor ſeinem Vater irrt er im Lande umher, ſich zeitweiſe bei ſeinem Freunde Miloſch aufhaltend, zeitweiſe gegen die Türken auf eigene Fauſt kleine Scharmützel und Zweikämpfe unternehmend. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſcheint er denn auch in die Gefangenſchaft der „Arapen", wie im Liede die Morgenländer genannt werden, zu gerathen, und ſelbſt eine zeitlang in Kleinaſien gefangen gehalten zu werden, bis ſich ihm hier die Leidenſchaft der Tochter eines arabiſchen Fürſten zuwendet, welche ihn in Freiheit ſetzt und mit ihm entflieht, wiewol ihr dies das Leben koſtet. Auf Koſſowo, wo indeſſen

*) „Südſlaviſche Wanderungen im Sommer 1850", 2. Ausg., I, 163—213.

um Sein oder Nichtſein gekämpft wurde, war er deshalb wahrſcheinlich nicht zugegen; was das Volk noch jetzt für ein großes Unglück hält. Denn, heißt es, wäre er zugegen geweſen, hätte die Schlacht unmöglich verloren und Serbien nicht zu Grunde gehen können. Erſt nach geſchlagener Schlacht begegnen wir ihm wieder auf heimatlichem Boden, erſt einem Falken, dem während der Schlacht die Flügel zerbrochen worden waren, Hülfe leiſtend; dann wie er des Vaters Schwert wiederfindet; wie er am Heerwege des Sultans pflügt und darüber mit den Knechten des Sultans in blutigen Streit geräth; ein andermal die Türken während des Ramazan verhöhnend, deshalb vor den Sultan gebracht, von dieſem aber, der ihn ſehr fürchtet, ſtatt beſtraft, mit Gnaden überhäuft. Dann finden wir ihn plötzlich wieder in türkiſcher Gefangenſchaft. Es geht ihm da ſo elend, daß er faſt bis auf Haut und Knochen eingedörrt iſt. Nägel, Haupt- und Barthaar ſind an ihm ſo verwildert, daß er kaum noch einem Menſchen ähnlich ſieht. Da erfährt der Sultan große Noth durch den Keſſedſchi Muſſa, einen verwe-

genen, zu bedeutender Macht gelangten Räuber, der alle Brücken, Flüſſe und Häfen mit Ketten abgeſperrt und ſich der dem Sultan gehörigen Zölle bemächtigt hat. Niemand hat den Muth, ihn zu bekämpfen. Da wird denn der faſt vergeſſene Königsſohn hervorgeholt und übernimmt es, den Kampf ſiegreich durchzuführen, wenn er ſich nur erſt ſo weit erholt haben würde, daß er im Stande wäre, aus einem Stück trockenen Cornelholzes einen Tropfen Saft herauszupreſſen; was allerdings den Zeitraum mehrer Monate erfodert. Hierauf aber tödtet er den Räuber wirklich, nicht ohne in ihm, in deſſen Bruſt er ein doppeltes Herz findet, einen „edlern Helden" zu beweinen, als er ſelbſt ſei, und gelangt neuerdings zu hohem Anſehen.

Wenn ein deutſcher Kritiker bei Gelegenheit der Beſprechung einer in jeder Beziehung misglückten Bearbeitung der Marko-Lieder aus der Feder des Dichters J. N. Vogl auf Grundlage des ihm vorliegenden Buches den Schluß zieht, Marko's kriegeriſchen Thaten ſeien nichts als ein Ausbund von Münchhauſeniaden, ſo geht dies Urtheil ebenſo aus der Unverſtändniß der ganzen

südslavischen Dichtungsform von Seite des Bearbeiters wie des Beurtheilers hervor, wie jenes, das in dem „Vorsichherjagen von dreihundert Türken durch einen Einzigen" oder in dem „Durchhauen von zwölfen zu vierundzwanzig Hälften" — Rodomontaden erkennt.

Der südslavischen Poesie wohnt nicht jene Nüchternheit inne, die an dergleichen Dingen Anstoß nehmen könnte. Der Südslave, der dies hört, erkennt darin eben nichts Anderes, als das was es ist, einen bildlichen Ausdruck für ungewöhnlichen Muth, für ungewöhnliche Kraft. Es wird ihm nie einfallen es numerisch wörtlich zunehmen, ebenso wenig wie dies den Griechen bei gewissen homerischen Bildern. Daß feinfühlige Nerven es für baare Münze nehmen und sich dadurch in ihrer Wahrheitsliebe sowol als in ihren ästhetischen Gefühlen verletzt sehen, thut dem Werthe dieser Ausdrucksweise nicht den mindesten Abbruch. Sie ist ja eben keine auf solche Nerven berechnete, sondern für Naturen bestimmt, die, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen, und denen umgekehrt die Bilder unserer blassen Mondschein-

poeten ebenſo komiſch und unnatürlich vorkommen würden. —

Eine organiſche Einheit übrigens in dieſe Lieder zu bringen, wie wir es z. B. in der epiſchen Dichtung „Fürſt Lazar" verſuchten, dürfte nicht leicht möglich ſein, und ſchwerlich je mit Erfolg verſucht werden. Der Sagen und Lieder von Marko gibt es ſo viele, und der einzige gemeinſame Faden, der ſich durch ſie hinzieht, iſt eben nur der Held ſelbſt. Nie aber werden dieſe Lieder verſtanden werden können, wenn nicht der Gedanke feſtgehalten wird, daß Marko der Königsſohn, wie er ſich in den Geſängen uns darſtellt, nichts Anderes als die Verkörperung des Südſlaventhums iſt, eine Verkörperung, die das dichtende Volk gerade deshalb rückhaltlos mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern ausgeſtattet hat, wie es ſie zum Träger all ſeiner Geſchicke, all ſeiner Leiden, ſeiner Beſtrebungen und Hoffnungen macht.

Zudem iſt der Kreis der Marko-Lieder noch nicht einmal abgeſchloſſen, ebenſo wenig wie das Schickſal des Volks, das er repräſentirt, noch zum Abſchluſſe gekommen iſt. Und will auch

eines der Lieder wiſſen, daß ſich der lebensmüde Held im Waldgebirge Rawa hart am Wege unter einen Baum hingelegt, hier von ſeinem guten und getreuen Lebensgefährten, dem verſtändigen Roſſe Scharatz (Scheck) Abſchied genommen, ſeine Keule in die Tiefe geworfen, und ſich dann in ſeinen Wolfspelz gehüllt, um die Augen für ewig zu ſchließen; ſo behaupten ihn doch hundert Andere noch lebend und abenteuernd, und erzählen von ihm Dinge, die ſich erſt vorgeſtern und geſtern zugetragen haben, ſowie ſie ihn bei keinem, das ganze Volk intereſſirenden Ereigniſſe fehlen laſſen.

So wurde z. B. vor drei Jahren in der Batſchka ein Lied geſungen, worin erzählt wird, wie Marko bei Szent-Tomas, dem bekannten Bollwerke der Serben, mit dem magyariſchen Kriegsminiſter Mészáros einen Zweikampf beſtanden habe:

Kühlen Wein trinkt Königsſöhnlein Marko,
Trinket ihn zu Karlowitz im Schenkhaus,
Trinkt ihn bei der jungen Schenkin Mara;
Mit ihm trinken dreißig junge Serben.
Da des Weines er ſich froh getrunken,

Spricht zu ihm der jungen Serben Einer:
„Bundesbruder, Königssöhnlein Marko,
Leicht wol iſt dir's lichten Wein zu trinken,
Schwer jedoch iſt's uns, den jungen Serben;
Denn, o ſieh, vor Szent-Tomas, der Veſte,
Liegt im Lager Mészáros, der Ungar,
Liegt daſelbſt mit dreißigtauſend Ungarn,
Lauter ſtarken kampfgeübten Reitern,
So viel Reitern und ſo viel zu Fuße;
Läßt nicht ab, die Veſte zu beſtürmen.
Früh vom Morgen, wenn der Frühſtern aufgeht,
Donnern die Kanonen bis zum Abend,
Und des Nachts noch manchmal die Gewehre.
Gibt es keinen Helden, den die Mutter
Groß geſäugt, die Schweſter groß gewiegt,
Ohne Wieglein, auf dem rechten Arme,
Der es wagt gen Szent-Tomas zu ziehen,
Zu bekämpfen Mészáros, den Ungar;
— Ueber Ungarn waltet dieſer mächtig,
Schafft daſelbſt den Müttern großes Herzleid,
Ihre Söhnlein in die Feldſchlacht führend —
Muß erliegen Szent-Tomas, die Veſte!"

Da dies Marko hört, erhebt er ſich, leert noch ein Gefäß, das ſieben Okka Wein faßt, auf einen Zug, ſchwingt ſich dann auf ſein gleich ihm unſterbliches Kampfroß, watet durch die Donau, durchfliegt die Batſchka und langt vor

Szent-Tomas an. Hier breitet er nun ſein Wolfsfell über den Raſen, bohrt ſeine Lanze in den Boden, fodert Méßáros heraus; kurz, benimmt ſich ganz ſo, wie er ſich ſchon in hundert ähnlichen Fällen benommen und wie es in ebenſo vielen Liedern von ihm geſungen wurde. Das Volk hat ihn einmal als den Ausdruck ſeines eigenen Charakters und als den Repräſentanten ſeiner eigenen Geſchicke hingeſtellt, und kann ſich nicht entſchließen, ihn als ſolchen aufzugeben. Wir ſind überzeugt, daß er auch heute wieder irgendwo im Lande geſehen worden iſt, ſei es nun bei Kalafat, bei Schumla oder am See von Skutari!

Die nächſte größere Liedergruppe nach jener von Marko umfaßt die Geſchichten der Brüder Jakſchitſch. Dieſe, Demetrius, Bogdan, Stefan und Todor mit Namen, — wenn ſie in der That Alle Brüder waren, woran jedoch zu zweifeln mancher Grund vorliegt, — mußten in den erſten Zeiten nach dem Untergange des ſerbiſchen Reiches gelebt haben, vielleicht auch Einer oder der Andere von ihnen noch ſpäter. Jedenfalls

zählten ſie zu den Vornehmſten des Landes, da es eine „Königin von Buda (Ofen)" nicht unter ihrem Range hielt — wenigſtens verſichert ſo das Lied — ſich einen von ihnen, Todor nämlich, zum Schwiegerſohne zu erſehen.

In Belgrad, wo ſie ihren Wohnſitz hatten, zeigte man noch vor kurzem den Thurm Neboiſcha als den Reſt der Kula Jakſchitſchewa, d. i. des Hauſes der Jakſchitſche.

Die Lieder, die uns einzelne Momente aus dem Leben dieſer Brüder erzählen, müſſen wir eines tiefpoetiſchen Zuges wegen, der in ihnen allen herrſcht, zu dem Bedeutendſten zählen, was Volkspoeſie irgendwo hervorgebracht hat: es iſt dies das Gewicht, das in ihnen allen auf die Heiligkeit und Macht der Liebe im Bereiche der Familie gelegt wird. Wie im ritterlichen Weſten die Liebe zu einer Dame ihren Verehrer die verwegenſten Abenteuer beſtehen läßt; ſo iſt es hier die Liebe der Brüder gegeneinander, die Liebe zur Schweſter, die der Schweſter zu den Brüdern, die Würde des Familienhauptes, die milde Weisheit der Hausfrau, was gefeiert, der

Gegensatz von dem Allen, was bitter durch sich selbst bestraft wird.

Als einmal Belgrad von den Türken bedroht ist, und einer dieser Brüder, Demetrius, vor den Schwertern des Feindes ins Awalagebirge flüchtet, und sich da im Gefühle gewonnener Sicherheit an einem Wasser niederläßt, um auszuraſten, wird ihm das Bewußtsein der vollbrachten Rettung des eigenen Lebens, indeß sein Bruder vielleicht den feindlichen Waffen erliegt, so unerträglich, daß er schmerzüberwältigt ausruft: „Wehe, Demetrius, daß du lieber todt wäreſt! Floheſt du schon ins Gebirge, warum dann verließeſt du deinen Bruder?“ Sogleich rafft er sich empor, und wenn auch in den Straßen der Stadt bereits die Feinde wüthen, es hält ihn das nicht ab, nach Belgrad zurückzukehren. Daß sein Bruder mittlerweile den Türken in die Hände gefallen, nach Stambul abgeführt worden, und sich nur nach mannichfachen Leiden und Abenteuern aus peinvoller Gefangenschaft zu retten vermag, ist für ihn die bitterste Buße, die ihm auferlegt werden konnte. —

Wie Brüder in der Liebe zu ihrer Schweſter
uszudauern vermögen, und welchen Stolz ſie
arein ſetzen, ihre Familien von fremden, unrei-
ien Elementen rein zu erhalten, ſoll uns in
inem andern Liede gezeigt werden.

Den Brüdern Demetrius und Bogdan iſt
hre Schweſter durch Türken entführt worden.
Vier Jahre lang ſuchen ſie ſelbe über der ganzen
Erde, bis es endlich Demetrius gelingt, ſie als
Ehefrau eines Aga wiederzufinden. Die Erken-
ungsſcene iſt herzergreifend. Mit Gefahr ſei-
es Lebens bringt Demetrius in das Haus des
Aga ein, tödtet dieſen und befreit ſeine Schwe-
ter. Auch das Araberkind, der Schweſter ein-
iges Söhnlein, will er ſogleich tödten. „Nicht
och, Bruder", fällt ſie ihm in die Arme; „iſt
s ſchwarz auch, ſo trug ich es ja doch unter
einem Herzen!" Demetrius läßt für den Au-
enblick von ſeinem Vorhaben nach. Auf die
Dauer aber kann er den Gedanken nicht ertra-
en, den Sproſſen eines verhaßten Moham-
edaners in ſein Haus aufzunehmen, erfaßt den
Knaben, da ſie eben über eine Brücke reiten
nd dieſer nicht aufhören will zu ſchreien, und

ſchleudert ihn in den Strom hinab. „Schweige, Thörin!“ ruft er die Lautaufjammernde an; „beſſer werden dich daheim deine Brüder vermählen, und beſſere Nachkunft wirſt du zur Welt bringen als ſolche ſchwarze Brut! Recht aber iſt, daß von böſem Stamm kein Splitter und von räudigem Hund kein Junges bleibe!“

Ein ſolcher Act unerbittlich nachhaltiger Rache iſt unbedingt entſetzlich, und wir können ihn vom Standpunkte unſerer Weltanſchauung aus gar nicht faſſen; und dennoch liegt Etwas darin, was unſere Sympathie für den ſcheinbar herzloſen Kindesmörder gefangen nimmt, und das iſt einerſeits die poetiſche Gerechtigkeit, andererſeits der nationale Schmerz, und endlich die Stärke der Idee der Familie, die er einem Volk gegenüber vertritt, das die Familie mit Füßen tritt, und bei welchem, um der ſinnlichen Luſt der Vielweiberei deſto unbeeinträchtigter zu fröhnen, der Kindesmord in den Harems zur Lebens- und Tagesordnung gehört.

Um ſo ergreifender iſt die rührende Einfachheit, mit welcher wir die Unnatur der Bruder-

feindſchaft geſchildert und den milden, verſöhnlichen Beruf der Hausfrau hervorgehoben finden. Soviel über das Thema feindlicher Brüder gedichtet worden, etwas Schlichteres, Tieferes iſt uns noch nicht begegnet.

Schon der Beginn der Erzählung, wie bezeichnend! Der Mond ſchilt den Morgenſtern aus und fragt ihn, was ihm denn ſo Außerordentliches vorgekommen ſei, daß er drei Tage lang ſeine Pflicht vergaß, zur beſtimmten Stunde zu erſcheinen? Nun erzählt der Morgenſtern das Außerordentliche, wodurch er eine Verſäumniß, deren er ſich ſonſt nie ſchuldig gemacht, entſchuldigen zu können meint. Zwei Brüder, Bogdan und Demetrius Jakſchitſch, denen Beiden nach dem Tode des Vaters ausgedehnte Ländereien zum Erbtheil geworden, gerathen, nachdem ſie ſich in dieſelben friedlich getheilt, wegen des Roſſes und des Falkens ihres Vaters in ſo bittere Feindſchaft, daß Bogdan dem Demetrius nach dem Leben trachtet und ſeine Ehefrau, während er ſelbſt ausreitet, um zu jagen, beauftragt, ihn zu vergiften, widrigenfalls er nie mehr ins Haus zurückkehren würde.

Lange reitet er durch den Wald; da erblickt er endlich eine goldene Wildente über einem See und läßt ſeinen Falken nach ihr los. Der Falke, mit der Wildente ringend, zerbricht ſeinen rechten Flügel und ſinkt in den See. Mit Mühe vermag ihn Bogdan, der ſich ſogleich in die Fluten ſtürzt und nach ihm ſchwimmt, zu retten. „Wie iſt dir, mein armes Thier, ohne rechten Flügel?“ fragt er nun den Falken. „So wie einem Bruder ohne den andern iſt!“ erwidert dieſer. Bogdan, ſich im Innerſten getroffen fühlend, lenkt ſogleich um und fliegt ſo ſchnell er zu Roſſe kann, nach ſeinen Höfen zurück.

„Was iſt's mit meinem Bruder?“ ruft er von ferne ſchon ſeiner Ehefrau entgegen: „O, daß du ihn noch nicht vergiftet hätteſt!“

„Statt ihn zu vergiften, habe ich ihn dir verſöhnt, und gern tritt er dir Roß und Falken ab!“ erwidert die Frau, und der Friede des Hauſes iſt befeſtigter denn je.

Dagegen zeigt uns ein anderes Lied, wie tief das Glück der Familie erſchüttert werden kann, wenn ein Weib ihren ſchönen Beruf ver-

geſſend, Hader und Feindſchaft zwiſchen Brüdern ſtiftet. Wir wollen, um ein Beiſpiel zu geben, wie dieſe Lieder ihre ſchönen Stoffe behandeln, dies Lied hier ſelbſt mittheilen. Es lautet:

Kühlen Wein zwei Brüder Jakſchitſch trinken,
Jakſchitſch Stefan und Dimitar Jakſchitſch.

Als ſie ſich des Weines froh getrunken,
Spricht Dimitar ſo zu ſeinem Bruder:
„Komm, mein Bruder! Laß uns gehn und jagen!
Ausgekundſchaft in den grünen Wäldern
Hab' ich geſtern einen braunen Hirſchen!"

Stefan aber dies ihm drauf erwidert:
„Gerne ging ich, Bruder, doch ich kann nicht;
Schweres Weh hält mir das Haupt befangen!"

Und Dimitar macht ſich auf zur Stunde,
Ruft die Diener, läßt heraus die Rüden,
Will allein zum Wald hinaus und jagen.

Alſo aber ſpricht zu ihm die Eh'frau:
„Solchen Spott, wie kannſt du ihn ertragen?
Darum höre, was ich jetzt dir ſage:
Scheiden dich von deinem Bruder mußt du!
Thuſt du's nicht — an einem Seile hangen
Siehſt dein Weib du an des Thores Pfoſten!"

Zürnend drauf erwidert ihr Dimitar:
„Schweige, Weib — daß dich das Glück verlaſſe!
Sag', mit wem ſoll dann mein Bruder leben,
Da er weder Schweſter hat noch Mutter
Und kein Lieb', das ſeiner liebend pflege?"

Abend aber, als es dunkel worden,
Und er heimkehrt, müd' des wilden Jagens,
Spricht er dennoch ſo zu ſeinem Bruder:
„Bruder . . . laß uns theilen . . . laß uns ſcheiden!"

Auffährt Stefan, ſchmerzvoll, eine Natter:
„Und mit wem dann, Bruder, ſoll ich leben?"

Doch geſprochen iſt's, und nicht zu ändern,
Und die Brüder gehen hin, und theilen.

Was zuerſt ſie theilen, ſind die Heerden;
Sich die beſten Schafe nimmt Dimitar,
Seinem Bruder theilt er zu die räud'gen.

Was ſodann ſie theilen, iſt die Baarſchaft;
Sich die Golddukaten nimmt Dimitar,
Bis zum letzten auch die blanken Thaler,
Seinem Bruder läßt er nur die Pfenn'ge.

Stefan merkt es, ſpricht jedoch nur dieſes:
„Nimm's, mein Bruder! Ehrlich ſei's das deine!
Mög's gedeihn dir — Stefan iſt kein Mäkler!"

Was zuletzt ſie theilen, ſind die Waffen;
Sich die neuen, blanken, nimmt Demetrius,
Seinem Bruder theilt er zu die roſt'gen.

Doch auch dazu ſpricht nur Stefan dieſes:
„Immer nimm, und ehrlich ſei's dein eigen!
Brauch' ich Waffen? Stefan iſt kein Schläger!"
Macht ſich auf dann, ſcheidet von dem Bruder. —

Aemſig ſeiner Habe waltet Stefan,
Treibt die räud'gen Schafe ins Gebirge
Zu den fetten Triften von Swiesda,
Baut ſich eine Hütte im Gebirge,
Wohnt darin neun Jahre, ſtill und einſam,
Und die Heerde mehrt ſich ihm da wuchernd. —

Arm indeſſen iſt Dimitar worden,
Sitzt, Gott ſandt' es ſo, in leeren Höfen.

Da ſpricht alſo zu ihm ſeine Eh'frau:
„Solchen Hohn, wie magſt du ihn ertragen?
Sprich! Und haſt du nichts davon vernommen,
Wie ſich wuchernd Stefan's Habe mehre?
Darum höre, was ich jetzt dir ſage!
Nimm dein Roß, nimm deine blanken Waffen,
Geh' zu ihm ins Waldgebirg' Swiesda,
Lad' ihn ein, im Wald mit dir zu jagen!
Geht er mit dir, treibe du das Wild auf,
Treib' ihm zu die Rehe und die Hirſche;
Ihn jedoch, ihn laß das Wild verfolgen,

Daß ein Hirſch ins Dickicht ihn verlocke,
Und derweil du ſeine Heerden forttreibſt
Uns zu helfen aus dem bittern Elend!"

Wie ſie ſprach, ſo thut zur Stell' Dimitar,
Geht hinaus ins Waldgebirg Swiesda.

Da er nah' kommt Stefan's ſchlichter Hütte,
Was vernimmt er? Einer Flöte Töne!
Stefan bläſt ein wohlbekanntes Lied ihm,
Singt dazu, des Bruders gramvoll denkend.

Vor ihn an die Hütte tritt Dimitar:
„Kennſt du nicht Dimitar, deinen Bruder?"

Aufſpringt Stefan, da er dieſes höret,
Schließt ihn in die Arme, küßt ſein Antlitz,
Fragt beſorgt nach ſeinem Wohlbefinden,
Und beehrt ihn, wie er kann, aufs Beſte.

Als darauf die dunkle Nacht entſchwunden
Und der Morgen leuchtend angebrochen,
Gehn ſie in das Waldgebirg und jagen.

Stefan lauſcht, Dimitar treibt das Wild auf,
Treibt nicht lang, und treibt ihm einen Hirſch zu.

Doch mit Stefan iſt des Glückes Gnade.
Rücklings ſcheut vor ihm das braune Waldwild,
Setzet um, und wirft ſich auf Dimitar,

Spießt ihn auf das zackige Geweihe,
Bohrt ihm in den Leib die ſpitzen Aeſte,
Schleudert blutend an den felſ'gen Grund ihn.

Auffährt Stefan, da er ſolches ſiehet,
— Aus den Wangen floh vor Schreck das Blut ihm —
Hebt empor ihn auf die ſtarken Schultern,
Trägt ihn ſchnell nach ſeiner ſchlichten Hütte,
Reicht ihm Labung, hebt ihn auf ſein Roß dann,
Führt das Roß, treibt mit ſich tauſend Schafe,
— Schmerzensthränen netzen ihm das Antlitz —
Bringt zurück nach ſeinem weißen Hof ihn.

Aus dem Hofe eilt Dimitar's Eh'frau,
Eilt, daß den Gebieter ſie begrüße.

Da ſie aber dieſen wund zu Roß ſieht,
Sieht den Schwager, der das Roß am Zaum führt,
Schrei't ſie auf, — verhüllt vor Scham ihr Antlitz.

In den Hof trägt Stefan ſeinen Bruder,
Eilt ans Meer dann, holt erfahrne Aerzte,
Weicht vom Bruder nicht, bis er geneſen. —

Da Dimitar völlig nun geneſen,
Langt nach ſeinem Stabe wieder Stefan,
Will zurück zu ſeiner ſchlichten Hütte.

Alſo aber ſpricht zu ihm Dimitar:
„Nicht ſo, Bruder! Komm, laß uns verſöhnt ſein!“

Doch ſein Weib — das faßt er an den Armen,
Bohrt ihr aus der Stirn die ſchwarzen Augen,
Gibt ihr einen Tannſtab in die Hände,
Heißt ſie gehen und ihr Brot erflehen:
„Lerne nun, beraubt des Lichts der Augen,
Lerne, wie ſich's lebt beraubt des Bruders!“

Der Zug, mit welchem dies Lied endet, iſt, wir können es nicht in Abrede ſtellen, abermals ein entſetzlicher, allen unſern hergebrachten Begriffen und allen Gefühlen in uns widerſtrebend. Die furchtbare Grauſamkeit, das ſchuldige Weib zu blenden, wir hätten ſie dem reuigen Dimitar gern erlaſſen. Es hätte genügt, wenn er ſeine böſe Ehehälfte von Haus und Hof gejagt!

Dennoch behaupten wir, daß das tiefſittliche Princip, welches den Grundgedanken des Liedes bildet, dadurch nicht verdunkelt wird!

Ja, je finſterer und bedauerlicher dieſe wie manche andere Schattenſeiten in der Poeſie ſowol wie im Charakter der Südſlaven ſind, deſto lichter tritt neben ihnen eine Reihe von ſittlichen Momenten hervor, die um ſo mehr unſere Anerkennung beanſpruchen, mit je wildern,

grauenhaftern, unbändigern Zügen wir sie gepaart finden.

Tiefe, rein menschliche und unter allen Himmelsstrichen und Dogmen sich behauptende Wahrheiten des Gemüthes kommen da oft neben einer (übrigens mehr aus den Verhältnissen hervorgegangenen als ureigenen) Wildheit zur Anschauung; neben Tollkühnheit und Uebermuth oft eine Weisheit, wie sie bei uns, deren Lebensphilosophie das Resultat der mannichfachsten religiösen, politischen und socialen Einflüsse ist, kaum mehr begriffen werden kann, weil eben der Quell, dem sie entspringt, bei uns immer mehr im Versiegen begriffen ist: — die Familie.

Die Rolle, die diese im Leben der Südslaven spielt, ist überhaupt eine bedeutende. Sie ist ihre Religion, sie ist das Grundgesetz ihres sittlichen Verhaltens, der Leitfaden ihres Handelns. Sie hat bei ihnen eine Bedeutung und eine Ausdehnung erlangt, wie vielleicht bei keinem andern Volke auf Erden; in Europa gewiß. Es sind Verhältnisse in sie hineinbezogen, für welche wir nicht einmal Namen kennen, und die bei ihnen, je nach dem Standpunkte, von wel-

ſchleudert ihn in den Strom hinab. „Schweige, Thörin!“ ruft er die Lautaufjammernde an; „beſſer werden dich daheim deine Brüder vermählen, und beſſere Nachkunft wirſt du zur Welt bringen als ſolche ſchwarze Brut! Recht aber iſt, daß von böſem Stamm kein Splitter und von räudigem Hund kein Junges bleibe!“

Ein ſolcher Act unerbittlich nachhaltiger Rache iſt unbedingt entſetzlich, und wir können ihn vom Standpunkte unſerer Weltanſchauung aus gar nicht faſſen; und dennoch liegt Etwas darin, was unſere Sympathie für den ſcheinbar herzloſen Kindesmörder gefangen nimmt, und das iſt einerſeits die poetiſche Gerechtigkeit, andererſeits der nationale Schmerz, und endlich die Stärke der Idee der Familie, die er einem Volk gegenüber vertritt, das die Familie mit Füßen tritt, und bei welchem, um der ſinnlichen Luſt der Vielweiberei deſto unbeeinträchtigter zu fröhnen, der Kindesmord in den Harems zur Lebens- und Tagesordnung gehört.

Um ſo ergreifender iſt die rührende Einfachheit, mit welcher wir die Unnatur der Bruder-

feindſchaft geſchildert und den milden, verſöhnlichen Beruf der Hausfrau hervorgehoben finden. Soviel über das Thema feindlicher Brüder gedichtet worden, etwas Schlichteres, Tieferes iſt uns noch nicht begegnet.

Schon der Beginn der Erzählung, wie bezeichnend! Der Mond ſchilt den Morgenſtern aus und fragt ihn, was ihm denn ſo Außerordentliches vorgekommen ſei, daß er drei Tage lang ſeine Pflicht vergaß, zur beſtimmten Stunde zu erſcheinen? Nun erzählt der Morgenſtern das Außerordentliche, wodurch er eine Verſäumniß, deren er ſich ſonſt nie ſchuldig gemacht, entſchuldigen zu können meint. Zwei Brüder, Bogdan und Demetrius Jakſchitſch, denen Beiden nach dem Tode des Vaters ausgedehnte Ländereien zum Erbtheil geworden, gerathen, nachdem ſie ſich in dieſelben friedlich getheilt, wegen des Roſſes und des Falkens ihres Vaters in ſo bittere Feindſchaft, daß Bogdan dem Demetrius nach dem Leben trachtet und ſeine Ehefrau, während er ſelbſt ausreitet, um zu jagen, beauftragt, ihn zu vergiften, widrigenfalls er nie mehr ins Haus zurückkehren würde.

Lange reitet er durch den Wald; da erblickt er endlich eine goldene Wildente über einem See und läßt seinen Falken nach ihr los. Der Falke, mit der Wildente ringend, zerbricht seinen rechten Flügel und sinkt in den See. Mit Mühe vermag ihn Bogdan, der sich sogleich in die Fluten stürzt und nach ihm schwimmt, zu retten. „Wie ist dir, mein armes Thier, ohne rechten Flügel?“ fragt er nun den Falken. „So wie einem Bruder ohne den andern ist!“ erwidert dieser. Bogdan, sich im Innersten getroffen fühlend, lenkt sogleich um und fliegt so schnell er zu Rosse kann, nach seinen Höfen zurück.

„Was ist's mit meinem Bruder?“ ruft er von ferne schon seiner Ehefrau entgegen: „O, daß du ihn noch nicht vergiftet hättest!“

„Statt ihn zu vergiften, habe ich ihn dir versöhnt, und gern tritt er dir Roß und Falken ab!“ erwidert die Frau, und der Friede des Hauses ist befestigter denn je.

Dagegen zeigt uns ein anderes Lied, wie tief das Glück der Familie erschüttert werden kann, wenn ein Weib ihren schönen Beruf ver-

geſſend, Hader und Feindſchaft zwiſchen Brüdern ſtiftet. Wir wollen, um ein Beiſpiel zu geben, wie dieſe Lieder ihre ſchönen Stoffe behandeln, dies Lied hier ſelbſt mittheilen. Es lautet:

Kühlen Wein zwei Brüder Jakſchitſch trinken,
Jakſchitſch Stefan und Dimitar Jakſchitſch.

Als ſie ſich des Weines froh getrunken,
Spricht Dimitar ſo zu ſeinem Bruder:
„Komm, mein Bruder! Laß uns gehn und jagen!
Ausgekundſchaft in den grünen Wäldern
Hab' ich geſtern einen braunen Hirſchen!"

Stefan aber dies ihm drauf erwidert:
„Gerne ging ich, Bruder, doch ich kann nicht;
Schweres Weh hält mir das Haupt befangen!"

Und Dimitar macht ſich auf zur Stunde,
Ruft die Diener, läßt heraus die Rüden,
Will allein zum Wald hinaus und jagen.

Alſo aber ſpricht zu ihm die Eh'frau:
„Solchen Spott, wie kannſt du ihn ertragen?
Darum höre, was ich jetzt dir ſage:
Scheiden dich von deinem Bruder mußt du!
Thuſt du's nicht — an einem Seile hangen
Siehſt dein Weib du an des Thores Pfoſten!"

Zürnend drauf erwidert ihr Dimitar:
„Schweige, Weib — daß dich das Glück verlaſſe!
Sag', mit wem ſoll dann mein Bruder leben,
Da er weder Schweſter hat noch Mutter
Und kein Lieb', das ſeiner liebend pflege?"

Abend aber, als es dunkel worden,
Und er heimkehrt, müd' des wilden Jagens,
Spricht er dennoch ſo zu ſeinem Bruder:
„Bruder . . . laß uns theilen . . . laß uns ſcheiden!"

Auffährt Stefan, ſchmerzvoll, eine Natter:
„Und mit wem dann, Bruder, ſoll ich leben?"

Doch geſprochen iſt's, und nicht zu ändern,
Und die Brüder gehen hin, und theilen.

Was zuerſt ſie theilen, ſind die Heerden;
Sich die beſten Schafe nimmt Dimitar,
Seinem Bruder theilt er zu die räud'gen.

Was ſodann ſie theilen, iſt die Baarſchaft;
Sich die Golddukaten nimmt Dimitar,
Bis zum letzten auch die blanken Thaler,
Seinem Bruder läßt er nur die Pfenn'ge.

Stefan merkt es, ſpricht jedoch nur dieſes:
„Nimm's, mein Bruder! Ehrlich ſei's das deine!
Mög's gedeihn dir — Stefan iſt kein Mäkler!"

Was zuletzt ſie theilen, ſind die Waffen;
Sich die neuen, blanken, nimmt Demetrius,
Seinem Bruder theilt er zu die roſſ'gen.

Doch auch dazu ſpricht nur Stefan dieſes:
„Immer nimm, und ehrlich ſei's dein eigen!
Brauch' ich Waffen? Stefan iſt kein Schläger!"
Macht ſich auf dann, ſcheidet von dem Bruder. —

Aemſig ſeiner Habe waltet Stefan,
Treibt die räud'gen Schafe ins Gebirge
Zu den fetten Triften von Swiesda,
Baut ſich eine Hütte im Gebirge,
Wohnt darin neun Jahre, ſtill und einſam,
Und die Heerde mehrt ſich ihm da wuchernd. —

Arm indeſſen iſt Dimitar worden,
Sitzt, Gott ſandt' es ſo, in leeren Höfen.

Da ſpricht alſo zu ihm ſeine Eh'frau:
„Solchen Hohn, wie magſt du ihn ertragen?
Sprich! Und haſt du nichts davon vernommen,
Wie ſich wuchernd Stefan's Habe mehre?
Darum höre, was ich jetzt dir ſage!
Nimm dein Roß, nimm deine blanken Waffen,
Geh' zu ihm ins Waldgebirg' Swiesda,
Lad' ihn ein, im Wald mit dir zu jagen!
Geht er mit dir, treibe du das Wild auf,
Treib' ihm zu die Rehe und die Hirſche;
Ihn jedoch, ihn laß das Wild verfolgen,

Daß ein Hirſch ins Dickicht ihn verlocke,
Und derweil du ſeine Heerden forttreibſt
Uns zu helfen aus dem bittern Elend!“

Wie ſie ſprach, ſo thut zur Stell' Dimitar,
Geht hinaus ins Waldgebirg Swiesda.

Da er nah' kommt Stefan's ſchlichter Hütte,
Was vernimmt er? Einer Flöte Töne!
Stefan bläſt ein wohlbekanntes Lied ihm,
Singt dazu, des Bruders gramvoll denkend.

Vor ihn an die Hütte tritt Dimitar:
„Kennſt du nicht Dimitar, deinen Bruder?“

Aufſpringt Stefan, da er dieſes höret,
Schließt ihn in die Arme, küßt ſein Antlitz,
Fragt beſorgt nach ſeinem Wohlbefinden,
Und beehrt ihn, wie er kann, aufs Beſte.

Als darauf die dunkle Nacht entſchwunden
Und der Morgen leuchtend angebrochen,
Gehn ſie in das Waldgebirg und jagen.

Stefan lauſcht, Dimitar treibt das Wild auf,
Treibt nicht lang, und treibt ihm einen Hirſch zu.

Doch mit Stefan iſt des Glückes Gnade.
Rücklings ſcheut vor ihm das braune Waldwild,
Setzet um, und wirft ſich auf Dimitar,

Spießt ihn auf das zackige Geweihe,
Bohrt ihm in den Leib die ſpitzen Aeſte,
Schleudert blutend an den felſ'gen Grund ihn.

Auffährt Stefan, da er ſolches ſiehet,
— Aus den Wangen floh vor Schreck das Blut ihm —
Hebt empor ihn auf die ſtarken Schultern,
Trägt ihn ſchnell nach ſeiner ſchlichten Hütte,
Reicht ihm Labung, hebt ihn auf ſein Roß dann,
Führt das Roß, treibt mit ſich tauſend Schafe,
— Schmerzensthränen netzen ihm das Antlitz —
Bringt zurück nach ſeinem weißen Hof ihn.

Aus dem Hofe eilt Dimitar's Eh'frau,
Eilt, daß den Gebieter ſie begrüße.

Da ſie aber dieſen wund zu Roß ſieht,
Sieht den Schwager, der das Roß am Zaum führt,
Schrei't ſie auf, — verhüllt vor Scham ihr Antlitz.

In den Hof trägt Stefan ſeinen Bruder,
Eilt ans Meer dann, holt erfahrne Aerzte,
Weicht vom Bruder nicht, bis er geneſen. —

Da Dimitar völlig nun geneſen,
Langt nach ſeinem Stabe wieder Stefan,
Will zurück zu ſeiner ſchlichten Hütte.

Alſo aber ſpricht zu ihm Dimitar:
„Nicht ſo, Bruder! Komm, laß uns verſöhnt ſein!“

Doch ſein Weib — das faßt er an den Armen,
Bohrt ihr aus der Stirn die ſchwarzen Augen,
Gibt ihr einen Tannſtab in die Hände,
Heißt ſie gehen und ihr Brot erflehen:
„Lerne nun, beraubt des Lichts der Augen,
Lerne, wie ſich's lebt beraubt des Bruders!“

Der Zug, mit welchem dies Lied endet, iſt, wir können es nicht in Abrede ſtellen, abermals ein entſetzlicher, allen unſern hergebrachten Begriffen und allen Gefühlen in uns widerſtrebend. Die furchtbare Grauſamkeit, das ſchuldige Weib zu blenden, wir hätten ſie dem reuigen Dimitar gern erlaſſen. Es hätte genügt, wenn er ſeine böſe Ehehälfte von Haus und Hof gejagt!

Dennoch behaupten wir, daß das tiefſittliche Princip, welches den Grundgedanken des Liedes bildet, dadurch nicht verdunkelt wird!

Ja, je finſterer und bedauerlicher dieſe wie manche andere Schattenſeiten in der Poeſie ſowol wie im Charakter der Südſlaven ſind, deſto lichter tritt neben ihnen eine Reihe von ſittlichen Momenten hervor, die um ſo mehr unſere Anerkennung beanſpruchen, mit je wildern,

grauenhaftern, unbändigern Zügen wir ſie gepaart finden.

Tiefe, rein menſchliche und unter allen Himmelsſtrichen und Dogmen ſich behauptende Wahrheiten des Gemüthes kommen da oft neben einer (übrigens mehr aus den Verhältniſſen hervorgegangenen als ureigenen) Wildheit zur Anſchauung; neben Tollkühnheit und Uebermuth oft eine Weisheit, wie ſie bei uns, deren Lebensphiloſophie das Reſultat der mannichfachſten religiöſen, politiſchen und ſocialen Einflüſſe iſt, kaum mehr begriffen werden kann, weil eben der Quell, dem ſie entſpringt, bei uns immer mehr im Verſiegen begriffen iſt: — die Familie.

Die Rolle, die dieſe im Leben der Südſlaven ſpielt, iſt überhaupt eine bedeutende. Sie iſt ihre Religion, ſie iſt das Grundgeſetz ihres ſittlichen Verhaltens, der Leitfaden ihres Handelns. Sie hat bei ihnen eine Bedeutung und eine Ausdehnung erlangt, wie vielleicht bei keinem andern Volke auf Erden; in Europa gewiß. Es ſind Verhältniſſe in ſie hineinbezogen, für welche wir nicht einmal Namen kennen, und die bei ihnen, je nach dem Standpunkte, von wel-

chem aus ſie betrachtet werden, ihre beſondern, ſtets bezeichnenden Benennungen haben.

Denken wir uns z. B. einen Mann. Zunächſt nun hat dieſer Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern. Dann kommen Vaters Brüder und Schweſtern, und ebenſo der Mutter Geſchwiſter. Alle dieſe aber haben Söhne und Töchter, und dieſe wieder Frauen, Männer, Kinder, und dieſe Frauen und Männer haben Aeltern und Geſchwiſter, und dieſe Kinder ebenfalls Frauen, Männer und Kinder u. ſ. w. und allen dieſen iſt der Mann verwandt, und für alle dieſe Verwandtſchaftsverhältniſſe beſtehen beſondere Namen.

Heirathet nun der Mann, ſo erhält er einerſeits Schwiegervater und Schwiegermutter, dann die Geſchwiſter dieſer Beiden mit ihren Familien zu neuen Verwandten, andererſeits die Brüder und Schweſtern ſeines Weibes mit ihren Familien, die natürlich in gleicher Weiſe verzweigt ſind, wie ſeine eigenen.

Und alle dieſe verſchiedenen Verhältniſſe von Schwager- und Schwägerinſchaft, von Oheim-, Baſen-, Neffen- und Nichtenſchaft haben für

ihn sowol als für seine Frau, seine Söhne und seine Töchter ihre besondern Namen, und bestehen nicht blos nominell, sondern haben ihre Rechte, Ansprüche, Verpflichtungen und ihre Heiligkeit.

Alle Functionen, die sich auf die Familie beziehen, werden mit einer Umständlichkeit, einer Fülle von Symbolik, einer Festlichkeit, einer Oeffentlichkeit begangen, welche für sich allein schon hinreichen würde, um den gewichtigen Einfluß erkennen zu lassen, der ihr auf das südslavische Leben eingeräumt ist. Das Ehebündniß z. B., ein Act, den wir immer mehr zu vernüchtern und bis auf den kalten Bogen Papier eines paragraphirten Contractes zu redigiren bemüht sind, den wir mit einer Fahrt in die Kirche, mit einem Gang zum Notar abthun, ist dem echten Südslaven noch ein Inbegriff von hundert kleinen und großen Unerläßlichkeiten, die vorhergehen, gleichzeitig beobachtet werden und nachfolgen müssen, die ihn immer wieder auf die Wichtigkeit des Schrittes zurückführen, und deren jede einzelne ihre poetischen, dem Gemüthe entsproſſenen und auf das Gemüth zurückfüh-

renden Beziehungen hat. Das kommt daher, weil die Ehe, als der Grundstein der Familie, noch nicht eine Sache der kaltberechnenden Convenienz, der Bequemlichkeit, der Lebensversicherung geworden, sondern das Bündniß Zweier, an das sich zugleich die Verpflichtung zu innigem Zusammenhalt mit so vielen Andern, die Verbrüderung für Wohl und Wehe mit einem Stück Welt für alle Zeiten knüpft.

Als ob jedoch dieser Kreis noch ein zu enger wäre, dehnt der Südslave den Umfang seiner Familie noch weiter aus, indem er auch noch die Freundschaft hineinbezieht. Der Vermittler hiefür ist die Sitte des Wahlgeschwisterthums.

Jeder Südslave kann sich, wen er immer will, zum Bruderbündniß wählen, und der Wahl- oder Bundesbruder, pobratim, oder die Bundesschwester, poseja, liegt fortan seinem Herzen nicht minder nahe als die leiblichen Geschwister, die er zum Unterschiede, rodjen brat, rodjena seja, angeborener Bruder, angeborene Schwester, nennt. Ja sogar die Gatten beider sind ihm Bundesschwäger und Bundesschwägerinnen.

Zwiſchen ältern Perſonen und jüngern geſtaltet ſich das Verhältniß in älterlicher Weiſe. Man nennt ſich Bundesvater, poočim, Bundesmutter, pomajka, Bundesſohn, posinak, Bundestochter, pokćer. Selbſt Leute, die ihm minder nahe ſtehen oder auch ganz fremd ſind, nennt er in der Umgangsſprache brate, Bruder, sejko, Schweſter. Der Herr nennt ſeine Diener deco (ſprich: deezo), Kinder. Alle die verwickelten und zwanzigſilbigen Titulaturen, denen man heutzutage in den ſogenannten „höhern" ſüdſlaviſchen Kreiſen begegnet, ſind modernen Urſprungs, nach ruſſiſchem Vorbilde gemodelte Errungenſchaften, um welche wir die ſüdſlaviſche Welt nicht beneidenswerth finden.

Dieſes Bundesverhältniß ſchließt, nicht minder als die Blutverwandtſchaft, die Verpflichtung zu jedem Beiſtande, jeder Hülfeleiſtung, jeder Aufopferung in ſich. Es iſt ſo heilig — der heilige Johannes iſt der beſondere Beſchützer deſſelben und in ſeinem Namen wird es auch geſchloſſen — daß es genügt, in der größten Gefahr Jemand damit anzurufen, um ſeines unbedingten aufopfernden Beiſtandes gewiß zu

ſein. Wen immer, ſelbſt einen ganz Fremden, der Gefährdete anruft: „In Gott und im heiligen Jowan ſei mein Bundesbruder!“ der wird, wenn ihm anders noch etwas heilig iſt, jede Rückſicht bei Seite ſetzen, und ihm beiſpringen. Der Feind ſelbſt, dem man gegenüber ſteht, läßt auf dieſen Zuruf die bereits zum Todesſtreich geſchwungene Waffe ſinken.

Jedoch noch ein drittes Element dient dazu, um den Kreis der Familie zu erweitern: dies iſt das Pathenthum, kumstvo, das ſich im weitern Sinne ſelbſt auf das Nachbarthum und die Landsmannſchaft ausdehnt. Pathe, kum, und Pathin, kumica (ſprich: Kumizza), begründen die unverbrüchlichſte wechſelſeitige Hochachtung.

Wie tief nun alle dieſe Verhältniſſe ins Leben eingreifen, läßt ſich denken. Der Verwilderung gegenüber ſind ſie ein wahrer ſittenmildernder Hort; dem Feinde gegenüber eine Phalanx, die durch keine Gewalt zu durchbrechen iſt. Wer Einem etwas anthut, der hat es gleich mit Hunderten zu thun!

Unerſchöpflich überdies iſt der Stoff, der aus dieſem reichen Familienleben für die Poeſie ſich

ergibt: Die Liebe des Sohnes zur Mutter, als deren glänzendes Vorbild immer noch Marko's Liebe zu ſeiner Mutter, der Königin Euphroſine, daſteht; die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, für die aus vielen nur das eine Beiſpiel angeführt ſein mag, das zugleich das erſte in deutſcher Zunge bekannt gewordene ſüdſlaviſche Lied iſt: Das Lied von der edlen Fraun des Aſan-Aga; die Liebe der Schweſter zum Bruder, bei welcher zu ſchwören ihr höchſter Eid iſt, und umgekehrt des Bruders zur Schweſter, deren angeborener Ritter und Beſchützer er iſt.

Die rührendſten, ergreifendſten, zugleich lieblichſten Geſänge, wahrhafte Perlen der Poeſie, bewegen ſich in dieſen engen Kreiſen, von denen unſere immer lockerer werdenden Begriffe von der Familie, trotz Dimitri's unrechtfertigbarer Grauſamkeit, ſich manches neukräftigende Element aneignen könnten!

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlaſſung. — Das Haiduken-thum. — Das Tſchetenthum. — Daniel von Montenegro.

Bei einem Volke, wo Geſchichte und Chronik ſo ausſchließlich durch die Poeſie vertreten wird, wie bei den Südſlaven, mußte dieſe letztere auch mehr als bei andern Völkern den Geſchicken deſſelben nicht nur ihren laufenden Stoff, ſondern auch ihren jeweiligen Charakter, ihren Grundton entlehnen, und das Lied für den Erforſcher der ſittlichen wie der politiſchen Zuſtände gleich ſehr an Bedeutung gewinnen.

In der That auch ſind die auf uns überkommenen Geſänge aus den Jahrhunderten der

Unterdrückung der ſüdſlaviſchen Stämme beredtere und lebendigere Bilder dieſer Zuſtände, als ſolche je durch Schilderungen und anderweitige Erzählungen erreicht werden könnten.

Wir ſehen ein Volk, ausgerüſtet mit den herrlichſten Tugenden des Heldenthums und ebenſo der ſchönſten geiſtigen wie materiellen Blüte fähig, von dem chriſtlichen Europa wie von ſeinen ohnmächtigen griechiſchen Nachbarn bloßgeſtellt, plötzlich von der Höhe freier Selbſtändigkeit zur Tiefe völlig rechtloſer Knechtſchaft hinabſinken. Der Grund und Boden, der noch geſtern fleißigen Pflügern angehörte, die Seeküſte, an der ſich ein ämſiger Handel zu entwickeln begann, wird des Sultans Eigenthum, mit welchem er ſeine gläubigen Krieger belehnt, die denn auch nicht ſäumen, die bisherigen Beſitzer von Haus und Hof zu jagen und ſich in ihrem Beſitzthume feſtzuſetzen.

Es bildet ſich der Gegenſatz zwiſchen unbeſchränkt berechtigten Beſitzern und unbeſchränkt rechtloſen Vogelfreien — der Rajah — und aus ihm eine unaufzählbare Kette von Gewaltthaten ſeitens der Erſtern und von Unternehmungen der Abwehr und Rache ſeitens der Letztern, die uns oft gleichmäßig

mit Mitleid und Empörung wie mit Schauder und Entſetzen erfüllen.

Eine Verwilderung der Sitten und Gemüther greift an den Ufern der Narenta, Drina, Save und Donau, in den ſchwarzen Bergen, in der Schumadia und im Balkan um ſich, die den daſelbſt wohnenden Stämmen durch die ganze Welt bald den Ruf der „Wilden Europas" verſchafft.

Das Singen aber vergeſſen dieſe Stämme über ihrem Elende nicht, und ſie ſingen heute, was ſie geſtern vollführten: Streifzüge gegen die Türken, Ueberrumpelungen, Ausplünderungen, Niederbrennen und Ausmetzeln türkiſcher Ortſchaften und Schlöſſer, Entführungen und Bekehrungen türkiſcher Mädchen, Befreiungen eigener Brüder, Söhne, Töchter, Schweſtern und Gattinnen aus den Händen wollüſtiger Agas, Zweikämpfe mit übermüthigen Paſchas, Ausdauer und Verharren beim Chriſtenthum in den verhängnißvollſten Lagen u. ſ. w. Die Verwilderung und Erbitterung der Gemüther ſpiegelt ſich in den ſo entſtandenen Liedern, erhöht durch den poetiſchen Schwung und durch

gedrungene Plaſtik, oft bis zu einem uns, von unſerm Standpunkte aus unbegreiflichen Grade von Uebertreibung, Grauſamkeit und Verſchlagenheit: Züge, die, ſo wenig wir ſie in Schutz zu nehmen geſonnen ſein können, uns doch zuletzt durch die Zuſtände, aus denen ſie hervorgegangen, vollkommen erklärbar erſcheinen.

Was das Uebertriebene in den Liedern anbelangt, das Ueberſchwängliche, das oft Dinge vorbringt, als wären die handelnden Perſonen lauter koloſſale Menſchen, lauter Rieſen, die Bäume ſtatt Keulen führen, haben wir ſchon bei Gelegenheit der Marko-Lieder Anlaß genommen, darauf hinzuweiſen, daß es für die Augen des Südſlaven durchaus nichts ſo Unnatürliches in ſich ſchließt, als für die unſern. Wenn ein Junak (Held) mit einem Schwertſtreiche einen zu Roſſe ſitzenden Türken mit ſammt dem Roſſe vom Scheitel ab in zwei gleiche Hälften ſpaltet, und das Schwert dabei noch ein gutes Stück tief in die Erde eindringt, ſo iſt das allerdings koloſſale Uebertreibung. Nicht zu leugnen aber iſt, daß ſich darin ein ſtarkes Kraftbewußtſein

ausdrückt. Es gehört Kraft dazu, ein ſolches Bild dichteriſch zu entwerfen, Kraft, es ſich gefallen zu laſſen, d. h. für immerhin möglich zu halten. Dergleichen das Natürliche überſchreitende Bilder entwachſen der Phantaſie eines jeden urkräftigen, urſprünglichen Volks. Man denke nur an die Nebelhelden der Skandinavier, an Herakles, an Theſeus, an die Cyklopen, an die Giganten! Was bei den ſüdſlaviſchen Sängern als eine neue und reiche Quelle der Beliebtheit ſolcher Kraftübertreibungen hinzukömmt, iſt das natürliche Beſtreben, welches der Unterdrückte immer hat, ſich über den Unterdrücker zu erheben, und ſich und die Seinigen zu ermuthigen. Daher kömmt es auch, daß der ſüdſlaviſche Sänger die Macht des türkiſchen Gegners immer möglichſt, oft bis ins Fabelhafte erhöht, die eigenen Mittel aber immer möglichſt verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hinderniſſen überhäuft, damit nur ſein Sieg um ſo wunderbarer, ſtaunenswerther erſcheine. Dreihundert Türken müſſen oft im

Felde ſtehen, um vor einem Stirnrunzeln Marko's, vor dem Anblicke ſeiner ſich zuſammenziehenden Augenbrauen wie Spreu zu zerſtäuben. Die Redensart: „malko ga udario (er traf ihn nur ein wenig, berührte ihn kaum) — und er ſank todt zu Boden", iſt gang und gäbe. Wer ſeinen Helden ſiegen ließe, ohne ihn erſt in die deſperateſte Situation zu verſetzen, würde ſich wenig Beifall zu erwerben im Stande ſein.

Ebenſo in den Verhältniſſen begründet ſcheint uns der Zug von Grauſamkeit zu ſein, auf den wir in ſo vielen ſpätern Poeſien ſtoßen, und auf welchen wir ſchon hinzudeuten Gelegenheit hatten.

Wo keine Vorſtellung, keine Bitte, Gewaltthätigkeiten abzuwenden; kein Geſetz vor Willkür zu ſchützen vermag; wo der Schrecken der bewaffneten Hand die einzig mögliche Abwehr iſt: da wird die Waffe hoch angeſchlagen, da gewinnt die Kraft, der Muth, die Gewalt ſchon durch ſich ſelbſt eine hohe Bedeutung.

Wenn der Moslim in das Haus des Rajah einbrechen, ihm die Vorrathskammer leeren, die

renden Beziehungen hat. Das kommt daher, weil die Ehe, als der Grundstein der Familie, noch nicht eine Sache der kaltberechnenden Convenienz, der Bequemlichkeit, der Lebensversicherung geworden, sondern das Bündniß Zweier, an das sich zugleich die Verpflichtung zu innigem Zusammenhalt mit so vielen Andern, die Verbrüderung für Wohl und Wehe mit einem Stück Welt für alle Zeiten knüpft.

Als ob jedoch dieser Kreis noch ein zu enger wäre, dehnt der Südslave den Umfang seiner Familie noch weiter aus, indem er auch noch die Freundschaft hineinbezieht. Der Vermittler hiefür ist die Sitte des Wahlgeschwisterthums.

Jeder Südslave kann sich, wen er immer will, zum Bruderbündniß wählen, und der Wahl- oder Bundesbruder, pobratim, oder die Bundesschwester, poseja, liegt fortan seinem Herzen nicht minder nahe als die leiblichen Geschwister, die er zum Unterschiede, rodjen brat, rodjena seja, angeborener Bruder, angeborene Schwester, nennt. Ja sogar die Gatten beider sind ihm Bundesschwäger und Bundesschwägerinnen.

Zwiſchen ältern Perſonen und jüngern geſtaltet ſich das Verhältniß in älterlicher Weiſe. Man nennt ſich Bundesvater, poočim, Bundesmutter, pomajka, Bundesſohn, posínak, Bundestochter, pokćer. Selbſt Leute, die ihm minder nahe ſtehen oder auch ganz fremd ſind, nennt er in der Umgangsſprache brate, Bruder, sejko, Schweſter. Der Herr nennt ſeine Diener deco (ſprich: deezo), Kinder. Alle die verwickelten und zwanzigfilbigen Titulaturen, denen man heutzutage in den ſogenannten „höhern" ſüdſlaviſchen Kreiſen begegnet, ſind modernen Urſprungs, nach ruſſiſchem Vorbilde gemodelte Errungenſchaften, um welche wir die ſüdſlaviſche Welt nicht beneidenswerth finden.

Dieſes Bundesverhältniß ſchließt, nicht minder als die Blutverwandtſchaft, die Verpflichtung zu jedem Beiſtande, jeder Hülfeleiſtung, jeder Aufopferung in ſich. Es iſt ſo heilig — der heilige Johannes iſt der beſondere Beſchützer deſſelben und in ſeinem Namen wird es auch geſchloſſen — daß es genügt, in der größten Gefahr Jemand damit anzurufen, um ſeines unbedingten aufopfernden Beiſtandes gewiß zu

ſein. Wen immer, ſelbſt einen ganz Fremden, der Gefährdete anruft: „In Gott und im heiligen Jowan ſei mein Bundesbruder!“ der wird, wenn ihm anders noch etwas heilig iſt, jede Rückſicht bei Seite ſetzen, und ihm beiſpringen. Der Feind ſelbſt, dem man gegenüber ſteht, läßt auf dieſen Zuruf die bereits zum Todesſtreich geſchwungene Waffe ſinken.

Jedoch noch ein drittes Element dient dazu, um den Kreis der Familie zu erweitern: dies iſt das Pathenthum, kumstvo, das ſich im weitern Sinne ſelbſt auf das Nachbarthum und die Landsmannſchaft ausdehnt. Pathe, kum, und Pathin, kumica (ſprich: Kumizza), begründen die unverbrüchlichſte wechſelſeitige Hochachtung.

Wie tief nun alle dieſe Verhältniſſe ins Leben eingreifen, läßt ſich denken. Der Verwilderung gegenüber ſind ſie ein wahrer ſittenmildernder Hort; dem Feinde gegenüber eine Phalanx, die durch keine Gewalt zu durchbrechen iſt. Wer Einem etwas anthut, der hat es gleich mit Hunderten zu thun!

Unerſchöpflich überdies iſt der Stoff, der aus dieſem reichen Familienleben für die Poeſie ſich

ergibt: Die Liebe des Sohnes zur Mutter, als deren glänzendes Vorbild immer noch Marko's Liebe zu ſeiner Mutter, der Königin Euphroſine, daſteht; die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, für die aus vielen nur das eine Beiſpiel angeführt ſein mag, das zugleich das erſte in deutſcher Zunge bekannt gewordene ſüdſlaviſche Lied iſt: Das Lied von der edlen Fraun des Aſan-Aga; die Liebe der Schweſter zum Bruder, bei welcher zu ſchwören ihr höchſter Eid iſt, und umgekehrt des Bruders zur Schweſter, deren angeborener Ritter und Beſchützer er iſt.

Die rührendſten, ergreifendſten, zugleich lieblichſten Geſänge, wahrhafte Perlen der Poeſie, bewegen ſich in dieſen engen Kreiſen, von denen unſere immer lockerer werdenden Begriffe von der Familie, trotz Dimitri's unrechtfertigbarer Grauſamkeit, ſich manches neukräftigende Element aneignen könnten!

XIX.

Dunkle Seiten und ihre Veranlassung. — Das Haiduckenthum. — Das Tschetenthum. — Daniel von Montenegro.

Bei einem Volke, wo Geschichte und Chronik so ausschließlich durch die Poesie vertreten wird, wie bei den Südslaven, mußte diese letztere auch mehr als bei andern Völkern den Geschicken desselben nicht nur ihren laufenden Stoff, sondern auch ihren jeweiligen Charakter, ihren Grundton entlehnen, und das Lied für den Erforscher der sittlichen wie der politischen Zustände gleich sehr an Bedeutung gewinnen.

In der That auch sind die auf uns überkommenen Gesänge aus den Jahrhunderten der

Unterdrückung der ſüdſlaviſchen Stämme beredtere und lebendigere Bilder dieſer Zuſtände, als ſolche je durch Schilderungen und anderweitige Erzählungen erreicht werden könnten.

Wir ſehen ein Volk, ausgerüſtet mit den herrlichſten Tugenden des Heldenthums und ebenſo der ſchönſten geiſtigen wie materiellen Blüte fähig, von dem chriſtlichen Europa wie von ſeinen ohnmächtigen griechiſchen Nachbarn bloßgeſtellt, plötzlich von der Höhe freier Selbſtändigkeit zur Tiefe völlig rechtloſer Knechtſchaft hinabſinken. Der Grund und Boden, der noch geſtern fleißigen Pflügern angehörte, die Seeküſte, an der ſich ein ämſiger Handel zu entwickeln begann, wird des Sultans Eigenthum, mit welchem er ſeine gläubigen Krieger belehnt, die denn auch nicht ſäumen, die bisherigen Beſitzer von Haus und Hof zu jagen und ſich in ihrem Beſitzthume feſtzuſetzen.

Es bildet ſich der Gegenſatz zwiſchen unbeſchränkt berechtigten Beſitzern und unbeſchränkt rechtloſen Vogelfreien — der Rajah — und aus ihm eine unaufzählbare Kette von Gewaltthaten ſeitens der Erſtern und von Unternehmungen der Abwehr und Rache ſeitens der Letztern, die uns oft gleichmäßig

mit Mitleid und Empörung wie mit Schauder und Entſetzen erfüllen.

Eine Verwilderung der Sitten und Gemüther greift an den Ufern der Narenta, Drina, Save und Donau, in den ſchwarzen Bergen, in der Schumadia und im Balkan um ſich, die den daſelbſt wohnenden Stämmen durch die ganze Welt bald den Ruf der „Wilden Europas" verſchafft.

Das Singen aber vergeſſen dieſe Stämme über ihrem Elende nicht, und ſie ſingen heute, was ſie geſtern vollführten: Streifzüge gegen die Türken, Ueberrumpelungen, Ausplünderungen, Niederbrennen und Ausmetzeln türkiſcher Ortſchaften und Schlöſſer, Entführungen und Bekehrungen türkiſcher Mädchen, Befreiungen eigener Brüder, Söhne, Töchter, Schweſtern und Gattinnen aus den Händen wollüſtiger Agas, Zweikämpfe mit übermüthigen Paſchas, Ausdauer und Verharren beim Chriſtenthum in den verhängnißvollſten Lagen u. ſ. w. Die Verwilderung und Erbitterung der Gemüther ſpiegelt ſich in den ſo entſtandenen Liedern, erhöht durch den poetiſchen Schwung und durch

gedrungene Plaſtik, oft bis zu einem uns, von unſerm Standpunkte aus unbegreiflichen Grade von Uebertreibung, Grauſamkeit und Verſchlagenheit: Züge, die, ſo wenig wir ſie in Schutz zu nehmen geſonnen ſein können, uns doch zuletzt durch die Zuſtände, aus denen ſie hervorgegangen, vollkommen erklärbar erſcheinen.

Was das Uebertriebene in den Liedern anbelangt, das Ueberſchwängliche, das oft Dinge vorbringt, als wären die handelnden Perſonen lauter koloſſale Menſchen, lauter Rieſen, die Bäume ſtatt Keulen führen, haben wir ſchon bei Gelegenheit der Marko-Lieder Anlaß genommen, darauf hinzuweiſen, daß es für die Augen des Südſlaven durchaus nichts ſo Unnatürliches in ſich ſchließt, als für die unſern. Wenn ein Junak (Held) mit einem Schwertſtreiche einen zu Roſſe ſitzenden Türken mit ſammt dem Roſſe vom Scheitel ab in zwei gleiche Hälften ſpaltet, und das Schwert dabei noch ein gutes Stück tief in die Erde eindringt, ſo iſt das allerdings koloſſale Uebertreibung. Nicht zu leugnen aber iſt, daß ſich darin ein ſtarkes Kraftbewußtſein

ausdrückt. Es gehört Kraft dazu, ein ſolches Bild dichteriſch zu entwerfen, Kraft, es ſich gefallen zu laſſen, d. h. für immerhin möglich zu halten. Dergleichen das Natürliche überſchreitende Bilder entwachſen der Phantaſie eines jeden urkräftigen, urſprünglichen Volks. Man denke nur an die Nebelhelden der Skandinavier, an Herakles, an Theſeus, an die Cyklopen, an die Giganten! Was bei den ſüdſlaviſchen Sängern als eine neue und reiche Quelle der Beliebtheit ſolcher Kraftübertreibungen hinzukömmt, iſt das natürliche Beſtreben, welches der Unterdrückte immer hat, ſich über den Unterdrücker zu erheben, und ſich und die Seinigen zu ermuthigen. Daher kömmt es auch, daß der ſüdſlaviſche Sänger die Macht des türkiſchen Gegners immer möglichſt, oft bis ins Fabelhafte erhöht, die eigenen Mittel aber immer möglichſt verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hinderniſſen überhäuft, damit nur ſein Sieg um ſo wunderbarer, ſtaunenswerther erſcheine. Dreihundert Türken müſſen oft im

Felde ſtehen, um vor einem Stirnrunzeln Marko's, vor dem Anblicke ſeiner ſich zuſammenziehenden Augenbrauen wie Spreu zu zerſtäuben. Die Redensart: „malko ga udario (er traf ihn nur ein wenig, berührte ihn kaum) — und er ſank todt zu Boden", iſt gang und gäbe. Wer ſeinen Helden ſiegen ließe, ohne ihn erſt in die deſperateſte Situation zu verſetzen, würde ſich wenig Beifall zu erwerben im Stande ſein.

Ebenſo in den Verhältniſſen begründet ſcheint uns der Zug von Grauſamkeit zu ſein, auf den wir in ſo vielen ſpätern Poeſien ſtoßen, und auf welchen wir ſchon hinzudeuten Gelegenheit hatten.

Wo keine Vorſtellung, keine Bitte, Gewaltthätigkeiten abzuwenden; kein Geſetz vor Willkür zu ſchützen vermag; wo der Schrecken der bewaffneten Hand die einzig mögliche Abwehr iſt: da wird die Waffe hoch angeſchlagen, da gewinnt die Kraft, der Muth, die Gewalt ſchon durch ſich ſelbſt eine hohe Bedeutung.

Wenn der Moslim in das Haus des Rajah einbrechen, ihm die Vorrathskammer leeren, die

Heerde aus dem Stalle wegtreiben, Weib und Töchter entführen darf; wenn ein Osmanli, der einem Christen begegnet, diesen mishandeln, ja tödten darf, weil er ihm nicht weit genug aus dem Wege gewichen, ohne daß es ein Gesetz gibt, das da genugthuend einschritte, so bildet sich von selbst die ungefesseltste Selbsthülfe heraus, und das Schrecklichste erscheint nur als exemplarische Vergeltung, als nothgedrungene Repressalie, als statuirtes Exempel, — ein Titel, unter welchem ja selbst in sogenannten Culturstaaten unter unsern Augen und in unserer Mitte Dinge vollzogen worden, die wir auch lieber nicht geschehen wissen möchten. Hat die christliche Duldung hier ein Ende und treten „höhere Rücksichten" als maßgebend auf, so ermüdet sie unter jenen Verhältnissen um so mehr und hält sich an das alte, zwar schreckliche, aber der sich selbst überlassenen menschlichen Natur vollkommen ureigenthümliche „Zahn um Zahn, Aug' um Aug'!" Die Nachkommen Platon's und Sokrates', die Helenen und ihre Klephten haben sich um kein haarbreit weniger auf diesen Standpunkt zurückgedrängt

gefühlt, als die Bosniaken, Serbianer und Bulgaren!

Freilich müßte man ſich dabei in das unbändige Gefühl der Wonne hinein verſetzen können, des gefürchteten Bedrückers einmal habhaft worden zu ſein, und die Steigerung aller Leidenſchaften, die Gereiztheit aller Gefühle bei einem kriegeriſchen, von Kindheit auf mit der Waffe in der Hand die öden Felsgeklüfte durchſtreifenden, und ſich ſo zu ſagen in dem Zuſtand ewiger Nothwehr befindenden Volks mit in Rechnung bringen, um dies Behagen am Schrecklichen ſelbſt dann noch faſſen zu können.

Auch die Liſt, der wir in den Dichtungen ſo oft als Hebel der Handlung, und im Leben ebenſo oft gefeiert als angewandt begegnen, findet in dem Geſagten ihre Erklärung.

Sowenig wie die Blutrache den chriſtlichen Begriffen der Demuth, der Fügung und der im Jenſeits waltenden Gerechtigkeit, entſpricht die Liſt unſerm geläuterten Begriffe vom Edlen. Aber wie jene aus der Ohnmacht der Schutzgeſetze, entſpringt dieſe von ſelbſt aus der ſich

überlaſſenen Menſchennatur, wo neben der Waffe eben nur der eigene Mutterwitz der Schirm iſt, auf den man ſich angewieſen ſieht. Zuwarten, bis der gerechte Gott im Jenſeits ſeine Unterdrücker vor Gericht zieht und ſie beſtraft, bis ein Wunder ſie ihm vom Halſe ſchafft, das dauert dem hundertfach gedrückten und gehöhnten Kjauren für ſein heißes Blut denn doch etwas zu lange. Wollte Europa ſo lange warten, bis Gott die Türken für die ein halbes Jahrtauſend lange Verſündigung an der europäiſchen Cultur und die Ruſſen für ihre neuen Paragraphen im Völkerrechte zur Rechenſchaft zieht und ihm beide vom Halſe ſchafft — es müßte bis zum jüngſten Tage warten. Helfe was hilft! Niemand, ſelbſt der Durchbildetſte, wird es verſchmähen, wo eben nur ſeine Faust und ſein Witz ihm zu Gebote ſtehen, wenn ihn z. B. in der Wüſte Beduinen überfallen, zu beiden ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo unchriſtlich er das Eine und ſo unedel das Andere auch finden mag. Selbſterhaltung iſt die „höhere Rückſicht", die auch hier als oberſtes Geſetz auftritt, und dieſe iſt es, die in den Augen der Rajah den

persönlichen Muth und die List zu hochgefeierten Tugenden gestempelt hat. Auswüchse und Verirrungen — waren sie bei solchen Grundlagen hintanzuhalten?

Dieser Trieb der Selbsterhaltung ist es auch, aus welchem sich allmälig ein eigenthümliches Schutz- und Trutzwesen herausgebildet hat, wie wir Aehnliches wol auch anderswo bei unterdrückten kriegerischen Stämmen, z. B. im Kaukasus begegnen: — das Haidukenthum, der verkümmerte Ueberrest des alten südslavischen Heldenthums, das in so vielen Stücken dem ehemaligen Ritterthum des Westens verwandt war.

Alles Land vom Meere bis hinauf über die Donau war im Namen des Propheten in Besitz genommen und nur der Prophetengläubige berechtigt, es im Namen Mohammed's vom Sultan als Lehen zu empfangen. Jenen unter den Südslaven, die um den Preis der Christverleugnung den Fortbesitz nicht erkaufen mochten, blieb nichts Anderes übrig, als den Nacken zu beugen und in den Zustand jammervollster Sklaverei zu versinken, oder mit ihren letzten Kräften, wo und wie immer möglich, einen ununterbrochenen

Rache- und Befreiungskrieg gegen die Unterdrücker zu eröffnen.

Sie wählten das Letztere, und die Fahrlässigkeit des osmanischen Verwaltungswesens wie das unverantwortliche Gebahren des türkischen Satrapenthums förderte sie darin gleichmäßig.

Der Mishandelte oder Ausgeplünderte flieht ins Gebirge, nistet sich hier, allein oder von Gleichgesinnten begleitet, in unzugänglichen Felsgeklüften und an den Kanten unerreichbarer Abhänge — den Klephten Griechenlands gleich — ein, und weiht sein ganzes Leben fortan der Bekämpfung alles Dessen, was Türke oder türkisch ist.

Vor Sturm und Unwetter gewährt ihm ein Dach von etwas Tannenreisig Schutz.

Von hier aus erspäht er nun den Vorüberzug der türkischen Kaufleute, der Steuersammler des Sultan, des jagenden oder auf Frauenraub ausziehenden Pascha, überfällt die Unvorhergesehenen, nimmt ihnen ihre Güter und schlägt ihnen im Falle der Gegenwehr die Häupter ab, um sie als Trophäen auf Pfähle zu pflanzen

oder den benachbarten Christengemeinden zuzusenden.

Von den abgenommenen Gütern behält er für sich nur wenig oder nichts, höchstens ein prächtiges Kleidungs- oder kostbares Waffenstück, sondern vertheilt sie an die ärmere Rajah, an die Klöster, an seine Freunde in den Thälern.

Dafür braucht er sich aber auch um seinen Lebensunterhalt wenig zu sorgen. Jedermann — von der Rajah nämlich — nimmt ihn gern zu Gast auf, schenkt ihm Fleisch und Wein, und nicht selten tragen die christlichen Bewohner naher Ortschaften ihm den Lebensbedarf selbst ins Gebirge zu.

Um so mehr von den Türken gefürchtet, als er in seinem Bergnest unerreichbar ist, und im Falle der Verfolgung sich nicht selten die ganze christliche Bevölkerung einer Gegend zu seinem Schutze erhebt, steht er bei der Rajah in hohem Ansehen. Wer irgend glaubt, oder wem wirklich von einem Türken Gewalt und Unrecht geschehen, der braucht nur seine Sache vor ihn zu bringen, und kann der Genugthuung gewiß

ſein. Je gefürchteter die Haiduken einer Gegend, deſto unbehelligter lebt in derſelben die Rajah.

Dafür aber darf auch der Haiduke darauf rechnen, im Winter, wo ihn Schnee und Froſt von den Höhen herabtreibt, bei ſeinen Freunden in der Ebene ein ſicheres Obdach zu finden, und jede Verletzung der Gaſtfreundſchaft, die ihm da widerfahren ſollte, blutig gerächt zu ſehen.

In den erſten Zeiten mehr ein nothgedrungenes Wegelagererthum, ſehen wir das Haidukenthum ſich bald zu einer hohen Wichtigkeit erheben, und es iſt nicht zu leugnen, daß es nicht nur gewiß viel Unheil verhütet und Unbill von der Rajah abgewandt, ſondern auch unzweifelhaft dazu beigetragen habe, daß nicht an manchen Orten dieſe letztere völlig ausgerottet worden.

Je verwegener die Unternehmungen eines Haiduken waren, deſto höher ſtieg ſein Anſehen, und die Andern ordneten ſich gern unter ſeinen Befehl. So entſtanden die Haidukenhäuptlinge, von harati (heeren, verheeren, Heer?), Haram-

baſchi genannt, deren Macht oft ſo anwuchs, daß es ſelbſt Paſchas für klug fanden, mit ihnen auf gutem Fuße zu ſtehen und ſogar perſönlich mit ihnen verkehrten. Welche Rolle das Haidukenthum in der ſerbiſchen Revolution ſpielte, iſt bekannt. Eine der ſchönſten und poetiſcheſten Geſtalten neben Kara Georg, einer des tapferſten, ausdauerndſten und — was viel iſt — zugleich der anſpruchloſeſten unter den damaligen Kämpen, iſt der Haiduke Weliko.

Das Ende eines Haiduken war und iſt freilich in der Regel ein trauriges: nämlich Tod unter den grauſamſten Martern in den Händen der Türken, wenn er nicht früher ſo glücklich war, ſich von irgend einem Felsabhang zu Tode zu ſtürzen oder im Kampfe zu fallen. Auch die Gegend, die unter ſeinem Schutze lange unbehelligt geblieben, ſehen wir dann um ſo furchtbarer heimgeſucht, wenn nicht gleich ein ebenſo kühner Nachfolger an ſeine Stelle tritt.

Dieſes Haidukenthum, das romantiſche Element des Südſlaventhums, war von jeher und iſt noch heute der unerſchöpfteſte und beliebteſte

Quell zahlreicher Heldenlieder, durch welche die Thaten der einzelnen Haiduken verherrlicht und die jungen Leute zu ähnlichen Thaten angefeuert werden.

Einer der älteſten und noch jetzt gleichſam das Vorbild aller Haiduken, den wir in den Liedern begegnen, iſt Starina Nowak, d. h. Nowak der Alte, der im 15. Jahrhunderte gelebt zu haben ſcheint, und die Landſchaften des heutigen Serbien mit ſeinem Bruder Tatomir und ſeinem Sohne Grujo, oder wie er im Diminutiv oft genannt wird, Gruitza, an der Spitze einer zahlreichen Truppe einerſeits beſchirmte, andererſeits in Schrecken verſetzte. *)

Seiner eigenen Ausſage nach hat er ſich durch die unerſättliche Habgier Jerina's (Irene), der Frau des von den Türken eingeſetzten Despoten Georg Brankowitſch, eines Nachkommens des berüchtigten Verräthers auf dem Amſelfelde, da-

*) Die ſämmtlichen Starina-Nowak-Lieder in meinen „Geſängen der Serben" I, 83 — 123).

hin gebracht gesehen, dies „halsbrecherische Handwerk“ zu ergreifen.

Als diese nämlich das Schloß von Smederevo (Semendria an der Donau) baute, habe er, wie viele Andere, ihr drei Jahre lang mit eigenem Karren und Zugrind gefrohndet, worüber er denn selbst ein bettelarmer Mann geworden. Endlich habe sie gar drei Litren Gold von Kopf für Kopf zu erheben befohlen, um Fenster und Thüren zu vergolden. Da er das nicht zahlen gekonnt, habe er seine Art über die Schulter genommen und sich nach Bosnien gewandt, um da zu tagelöhnern. Unterwegs sei er einem türkischen Hochzeitszuge begegnet, und von dem jungen Hochzeiter ohne allen Anlaß so arg mishandelt worden, daß ihm, da alles Bitten nichts half, endlich die Geduld riß, und er denselben erschlug.

„Vierzig Jahre sind seitdem verflossen.
Zur Gewohnheit wurden mir die Wälder,
Sind mir lieber als ein eigner Hof nun!
Im Gebirg' nun lagr' ich an den Wegen,
Laure auf im Umkreis den Bewohnern,
Nehm' ihr Gold und nehm' ihr Silber ihnen,

Nehm' auch Zeuge, Stoffe, Sammt und Seide,
Kleide mich und meine Freunde alle,
Bin gewandt im Fliehn wie im Verfolgen,
Fürchte nicht, an ſchlimmſter Stell' zu ſtehen,
Scheue Keinen außer Gott dem Einen!"

So ſchildert er ſeine Lebensweiſe und damit die aller Haiduken.

Was von ihm und ſeinen Söhnen geſungen wird, ſind Züge ebenſo ſtaunenerregender Tollkühnheit, muthwilligſter Liſt, wie Bilder des kummervollſten, unglücklichſten Nomadenlebens einer geächteten, heimatloſen Familie, ebenſo oft durch Humor ergötzlich, wie durch tragiſche Kataſtrophen erſchütternd.

Die bekannteſten und in zahlreichen Liedern außer ihm gefeierten Haiduken ſind: Mihat, früher ein wohlhabender Hirt, nachdem ihn jedoch die Türken aller ſeiner Heerden beraubt, durch ſeine Beſonnenheit und Kaltblütigkeit das Entſetzen eines weiten Umkreiſes; der kleine Radivoj, Radoitza genannt, ein ebenſo luſtiger wie tollkühner Hitzkopf; der furchtbare Wiſchnitſch Jowan; der imponirende aber unglückliche Rade von Sokol; Luka Galowran; Bujadin und ſeine

Söhne; Mato der Kroate, und Andere, deren abenteuerliches Treiben eine bunte Reihe der verwegensten Wagnisse und ausgesuchtesten Rachethaten ist, abwechselnd mit Zügen urwüchsiger Ritterlichkeit, Pietät und vollkommenster Ehrenhaftigkeit. So z. B. läßt sich Mato, in die Gefangenschaft des Veziers Tschuprilitsch (Köprili) gerathen, der ihn aber, da es ihm mehr um Geld als um den Haiduken zu thun ist, gegen bestimmte Geschenke freigeben will, und unter der Verbürgung des Türken Bakitsch entläßt, damit er die Schätze hole, durch nichts abhalten, zurückzukehren, den Vezier zu befriedigen und seinen Bürgen zu belohnen.

Verwandt mit dem Haidukenthum in der Tendenz, wenn auch minder ungeregelt und weniger an das Nomadenhafte und Wegelagerische desselben streifend, sind die Tscheten, eine Art nothgedrungener Aufgebote und gemeinsamer Streifzüge gegen türkische Personen und Ortschaften, und durch Verwüstung, Plünderung und Brandschatzung Repressalien zu üben.

Die Hauptheimat dieser Tscheten waren die Gebirge des heutigen Ottotschaner und Likaner

Regiments im kroatiſchen Militärgrenzlande — die eigentliche Heimat der Morlachen, — Türkiſch-Kroatien, das nördliche Dalmatien und Montenegro, wo ſie bis in die Gegenwart herauf üblich blieben und der Natur der Sache nach ebenſo oft in den kleinen Krieg wie in Raubzüge ausarteten.

Wer eine Tſcheta veranſtalten will, ſteckt irgendwo im Gebirge oder im freien Felde an einer bekannten Stelle, auf einem Weideplatze oder bei einem Brunnen eine Fahne aus, läßt Freunde und Geſinnungsgenoſſen mit ihrem Anhange durch Briefe oder Boten beſonders dazu einladen, und erwartet dann dieſe ſowie alle Andern, die theilnehmen wollen, zur beſtimmten Stunde unter der Fahne. Flintenſchüſſe, die häufig gewechſelt werden, dienen ebenſo, um den Ankommenden den Weg zu weiſen, als um ſich anzumelden und wechſelſeitig zu begrüßen. Iſt man beiſammen, ſo wird erſt ein Mahl abgehalten, und dann nicht ſelten eine Ausmuſterung vorgenommen, da ſich gewöhnlich nur Leute von bewährter Tapferkeit und ſonſt ehrenhaftem Rufe — „die Beſten aus den Beſten“ heißt's

immer in den Liedern — zuſammenhalten, Landläufer aber, zweifelhafte Menſchen und dergleichen, das Vorhaben nicht ungewiß machen oder, gar in Gefahr bringen ſollen in einen gemeinen Diebszug umzuſchlagen. Auch Diejenigen ſcheidet man gern aus, deren Verluſt der Familie gar zu empfindlich werden müßte, z. B. einzige Söhne, oder Söhne, die ihre verwitweten Mütter ernähren, Väter zahlreicher noch unerwachſener Kinder, junge Ehemänner u. ſ. w., ſchließlich einen Jeden, „der ſein Leben theurer als eine Flintenkugel hält".

Dann ordnet ſich die Truppe, wählt ihren Führer, kapetan, und ſetzt ſich in Bewegung.

Mehrer Tagereiſen bedarf es oft; die ſteilſten Bergabhänge müſſen überſetzt werden, ehe man ans Ziel kommt. Und iſt der Zug da angelangt, bedarf es erſt allen Aufwandes von Muth und Liſt, um ſich zu behaupten, den feindlichen Ort zu erſtürmen, die Gefangenen heimzubringen u. ſ. w.

Wochen-, oft monatelang bleibt die Tſcheta

aus. Manchmal ſogar überkommt ſie der Winter, und zwingt ſie mitten in den Klüften den günſtigen Augenblick für die Rückkehr abzuwarten. Der Kampf iſt dann ein dreifacher: mit den Feinden, mit den Wölfen und mit der Noth. Man weiß von Fällen, daß alle Kugeln bereits verſchoſſen waren, und die Tſchetniken die Knöpfe von ihren Jacken ſchnitten, um ſich zu behaupten.

Als die berühmteſten Tſcheten-Anführer älterer Zeit lernen wir Janko von Cataro und ſeinen Sohn Stojan Jankowitſch kennen, die zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebten. Unter ihnen ſcheint die Tſcheta ſyſtematiſch und in aller Ehrenhaftigkeit blos in der Abſicht geübt worden zu ſein, um den Türken Schaden zuzufügen und ſie in Reſpect zu erhalten. Stojan Jankowitſch wurde ſogar von der Republik Venedig durch eine goldene Medaille und den anerkannten Titel Capitano dei Morlacchi ausgezeichnet und bezog einen Jahresgehalt von 240 Dukaten. Bei Gelegenheit eines derartigen Streifzuges gerieth er mit ſeinem gleichberühmten Freunde Ilija Smilja-

nitſch in türkiſche Gefangenſchaft, in welcher ihm nur die Furcht der Türken vor einer beiſpielloſen Rachenahme von Seite ſeiner zahlreichen Anhängerſchaft das Leben erhielt, und aus welcher zu entkommen ihm erſt nach vierzehn Monaten gelang. Auf einem ſpätern ſolchen Zuge jedoch kam er um.

Nicht minder berühmt der vielen von ihm angeführten Tſcheten wegen iſt Iwo, der Kapitän von Zengg, einem kleinen Hafenſtädtchen gegenüber der Inſel Veglia im Quarnero, der mit dem Paſcha von Udbina — im heutigen Likaner-Regimente — in faſt immerwährender Fehde lebte, und unter allen Tſchetenhäuptlingen vielleicht der beſungenſte iſt. Nach ihm ſind die genannteſten Wuk Manduſchitſch, Scharitſch Zwian, Komnen der Fahnenträger und Andere. *)

Soviel in den letzten Zeiten, und namentlich von dem verſtorbenen Vladyken von Mon-

*) Ueber ſie ſämmtlich das Bekannte in meinen „Geſängen der Serben".

tenegro, Peter Petrowitsch Njegusch, gethan worden, um das Tschetenthum zu unterdrücken, es hat sich dies nie vollständig erreichen lassen. Wie die polnischen Schlechtizen einst, ohne auf den König zu achten, auf eigene Faust Feldzüge unternahmen, so ließen sich die Montenegriner, der einzige südslavische Stamm, der bis auf die jüngsten Tage herauf sich mit seinen alten Sitten und Einrichtungen erhalten, die Streifzüge nach dem türkischen Nachbargebiete nicht wehren. Die Bedeutung dieser Streifzüge für die Geschicke der südslavischen Völker im Großen zu bewähren, scheint sich der gegenwärtige Fürst dieses Gebirgslandes, Daniel, zur Aufgabe gestellt zu haben. Daß er in seinen Bestrebungen, das türkische Element von europäischem Boden verdrängen zu helfen, der Sympathien Europas gewiß sein darf, davon hatte er Gelegenheit sich gleich nach seinem Regierungsantritte zu überzeugen. Daß aber die Bundesgenossenschaft, unter deren Schild und in deren Gefolge Europa gegenüber zu treten er sich zu gefallen scheint, ihm selbst

wie der Sache der Südſlaven dieſe Sympathien zu entziehen geeignet iſt — möge er es nicht ſo weit treiben, ſich auch davon überzeugen zu müſſen!

XX.

Orſowa. — Non plus ultra. — Vorläufiger Abſchluß.

Wir ſind in Orſowa.

Wie man uns auf dem Wege hierher vielfach mitgetheilt und wie wir zuletzt auch ſelbſt darauf gefaßt waren, ſo finden wir es beſtätigt. Mit dem Dampfboote auf keinen Fall, aber auch auf keine andere Weiſe iſt von hier aus an ein Weiterkommen zu denken.

Dieſes plötzliche Halt, das aller Communication hier von den Gewalten des Krieges geboten wird, hat in dem kleinen, ſonſt ziemlich ſtillen Grenzorte eine kleine Anſtauung von Fremden verurſacht, die die wenigen hier zu

Gebote ſtehenden Unterkunftslocale überfüllen und Einer den Andern rathlos, aber auch thatlos anſchauen, was denn an dieſem äußerſten Punkte des europäiſchen Friedens weiter zu beginnen.

Da gibt es Kornhändler bis von Trieſt herab, die verzweifelnd die Arme ringen, und nicht wiſſen, wie es anzufangen, um die aufgekauften Getreidevorräthe, die ſie an dieſem oder jenem Orte der walachiſchen Donau liegen haben, zwiſchen der Scylla Gortſchakoff und der Charybdis Omer-Paſcha herauszubekommen. Aus den Verordnungen und Erläſſen, die ſich auf die Getreideausfuhr beziehen, und die vom bukareſter Hauptquartier aus bald gegen die türkiſche, bald gegen die öſtreichiſche Seite zu geſchleudert werden, weiß kein Menſch klug zu werden, da ſie heute wieder verbieten, was ſie geſtern geſtatteten, und man ſich ſelbſt auf Das, was ſie momentan zugeſtehen, ſowenig verlaſſen kann, daß man ſich kaum getraut davon Gebrauch zu machen. Das beſte Mittel ſoll noch, wie überhaupt überall, wo ruſſiſche Juſtiz und ruſſiſche Ver-

waltung am Ruder ist, ein vergoldeter Händedruck sein, durch welches probate Mittel es denn auch Manchem schon gelungen, seinen Weizen ins Trockene zu bringen.

Da sitzen Handlungsreisende, die in Bukarest, Galatz, Ibraila und Jassy Geschäfte abzumachen haben, und sehen sich genöthigt, ihre Diäten vor der Hand in nicht eben süßem Nichtsthun zu verzehren.

Da stiefeln Zeitungsberichterstatter und Schriftsteller das einsame Ufer entlang, die den Kriegsschauplatz bereisen sollen und Land und Leute studiren wollen; und während die Einen, um doch etwas zu thun, jedes Lüftchen von Gerücht, das von Osten herüberweht, jede Lippenbewegung, die die Namen Kalafat oder Widdin auszusprechen sich anschickt, einander vorweg abzulauern bemüht sind, um es frischweg der Welt zu berichten, begnügen sich die Andern vorerst damit, schwarzen Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen zu lernen, und ihren Filzhut vor allem Andern mit einem rothen Fehs zu vertauschen.

Selbst ein Stückchen Diplomatie hat sich

hier angeſiedelt, und zwar in Geſtalt eines ruſſiſchen Conſularagenten oder Conſularverweſers, oder welchen Titel dieſer Herr ſonſt führen mag, und deſſen Beſtimmung, wenigſtens die oſtenſible, in frühern Jahren darin beſtand, die nach Rußland donauabwärts gehenden Waaren als aus peſtfreiem Lande kommend zu bezeichnen. Während er jetzt ein förmliches Paßbureau aufgeſchlagen hat, da ohne ſein Viſa Niemand walachiſchen Boden betreten darf. Da jedoch dieſer Herr in Ertheilung ſeiner Unterſchrift eine außerordentliche Wähligkeit an den Tag legt, ſo iſt durch ſeine werthe Gegenwart dem Verkehre kein ſonderlicher Vorſchub geleiſtet, am wenigſten den armen Reiſenden von der Feder, für die er in ſeinem Bureau in der Regel nicht viel mehr als ein bedauerndes Achſelzucken hat.

Der einzige Weg, der unter ſo bewandten Dingen dem Reiſenden offen ſteht, iſt der zu Lande durch Serbien nach der Bulgarei. Selbſt für dieſen Fall aber ſieht er ſich an eine vorgeſchriebene Route gebunden. Es bleibt ihm nämlich nichts übrig, als nach Ada-Kaleſſi hinüber-

zuſchiffen, ſich hier einem elenden Klepper auf Gnade und Ungnade zu überliefern, und in Begleitung eines „Tataren" den Weg nach Kladowa und von da über Brza-Palanka nach dem ſerbiſchen Kreisorte Negotin einzuſchlagen, um ſich von da über den Timok nach Widdin zu wenden.

Ob wir uns, lieber Leſer, zu dieſer Art der Weiterreiſe entſchließen werden, das müſſen wir in dieſem Augenblicke noch dahin geſtellt ſein laſſen. Wir haben uns einmal die Donau zum Leitfaden unſerer Wanderungen vorgezeichnet, und möchten ſie nicht gerne, wäre es auch nur ſtreckenweiſe, verlaſſen. Vielleicht iſt ihre Straße unſerer Wanderflagge ſchon in nächſter Zukunft offen, und dann — wohlgemuth weiter! Bis dahin laß uns unſern Ausflug mit dem Eiſernen Thore abſchließen.

Im Mai 1854.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.